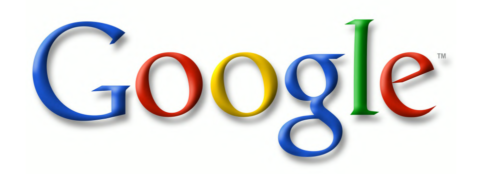
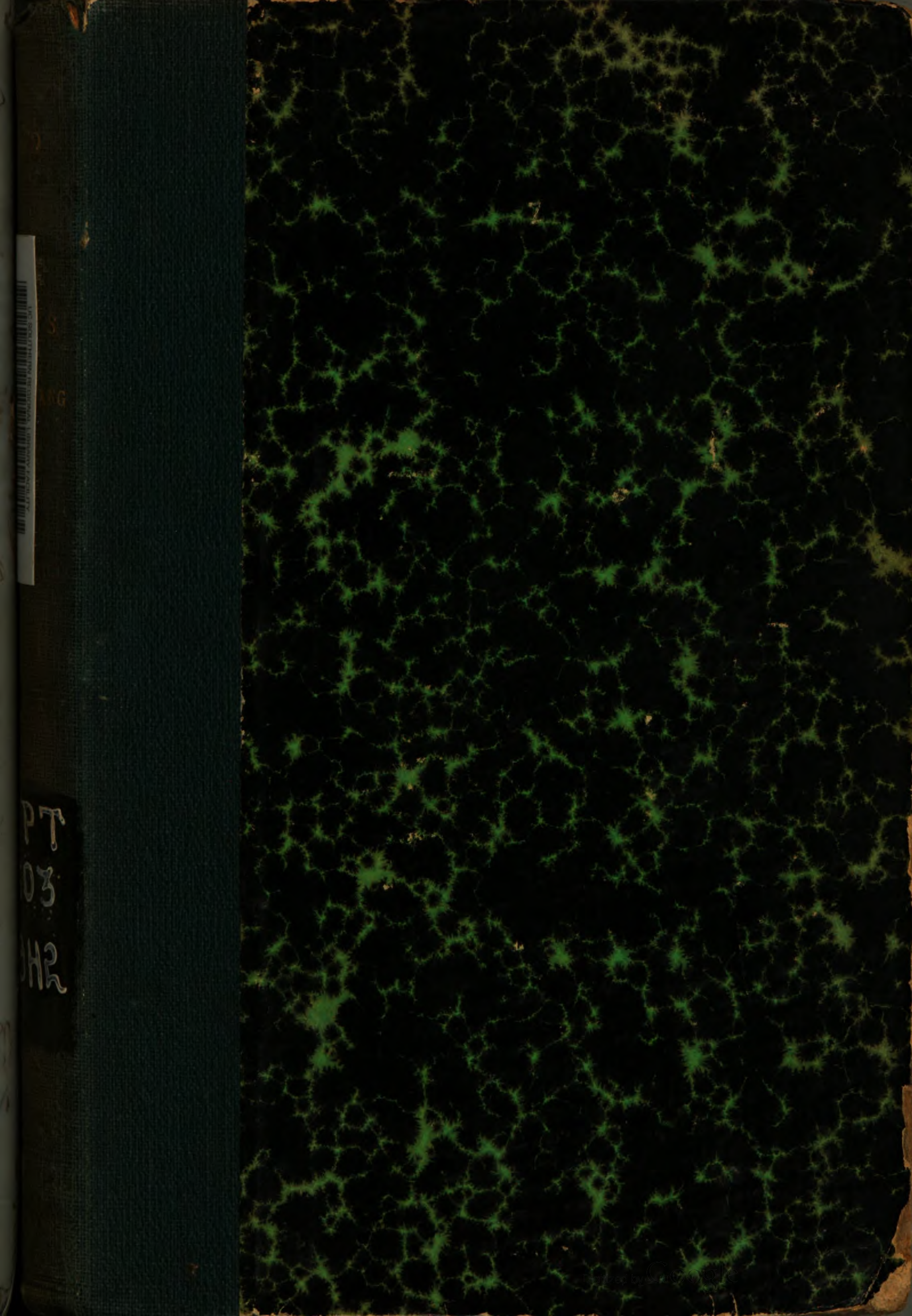
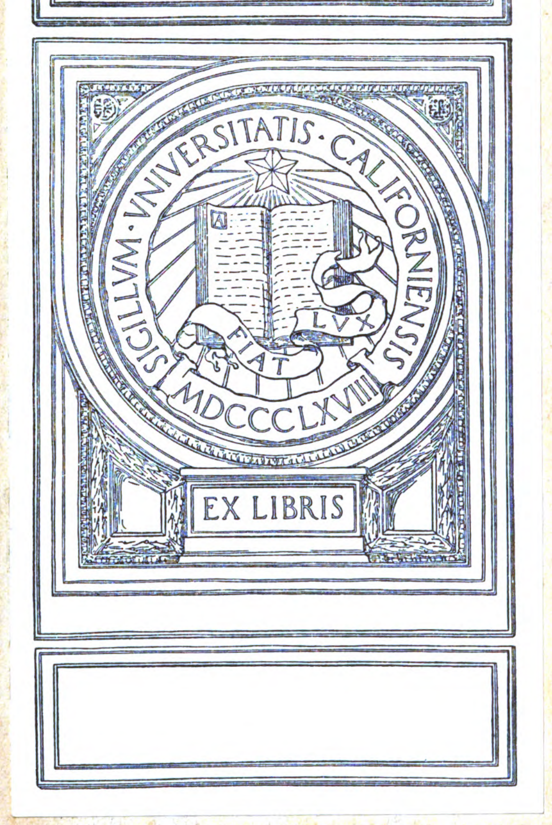

Google




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Hardy von Arnbergs Leidensgang

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



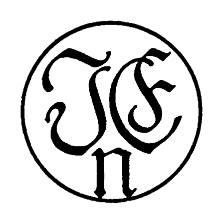
Band 1/2

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang

Roman von

Ida Boy-Ed



Stuttgart 1911
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

„Bis zu dem Himmel jener Sieben,
Bis zu Saturnus' Thron bin ich gestiegen,
Und manchen Knoten löste ich des Wegs,
Der von dem Menschenschicksal ist geblieben."

Dem flüchtigen Blicke, der eine Rotte Infanteristen streift, die im Gleichmaß auftrumpfenden Trittes, im dumpfen Gerassel des monotonen Marsches vorbeikommen, erscheinen alle Soldaten ganz gleich, als seien sie dutzendweise nach dem gleichen Muster geschaffen. Gußware — keine Originalarbeit.

So konnten auch von einem Auge, das nur die oberflächlichsten Merkmale wahrnahm, all die jungen Mädchen, die in langer Linie nebeneinander vor den Telephonapparaten saßen, als zwanzigfache Wiederholung eines Modells angesehen werden. Sie alle trugen zu einem schwarzen Kleiderrock eine dunkelblaue Schoßbluse, eine Art Litewka, die mit roten Paspeln verziert und dadurch noch uniformähnlicher war. Und um alle diese Köpfe, als seien sie alle etwa von der gleichen Verwundung betroffen, schlang sich ein schwarzer, bandagenähnlicher Streif, an dem bei den Ohren wunderliche Auswüchse von phantastischer Form saßen — die Kopffernhörer.

All diesen braunen und blonden Mädchenhäuptern war die eigenste Linie, die besondere Haltung genommen. Die Walze der Arbeit war über jede persönliche Grazie hingegangen und hatte sie zerdrückt. Das hastige Leben des modernen Verkehrs verscheuchte mit dem scharfen Wehen seines Flügelschlags die Poesie von diesen jungen Gestalten.

Eine der andern gleichend, saßen sie auf den nüchternen Rohrstühlen nebeneinander in der Haltung von

ewig Horchenden. Auf der Tischplatte vor ihnen und in der kastenartigen Wand, den Vielfachumschaltern, die zwei Hände weit ihnen gegenüber den Tisch abschloß, erglühten und erloschen in unaufhörlichem Wechsel die kleinen runden Glasplatten der elektrischen Lichter, die den Anruf meldeten. Und die Augen der Beamtinnen starrten wie hypnotisiert, das Aufblinken der winzigen Lichtsignale erwartend. Mit emsigen und gewandten Fingern steckten sie die Stifte, in die die Verbindungsschnüre mündeten, von dem einen Nummernloch ins andre.

Und es schien, als hätten sie ihre Jugend und ihr Eigenleben mit Hut und Mantel im Garderobenraum an den Nagel gehängt. Als seien sie zu einem Teil ihrer Apparate geworden: nervöse, wachsame, wunderbar kunstvoll arbeitende Maschinen, die durch ihr Maschinentum leiden, weil sie sich seiner bewußt, weil sie von Fleisch und Blut sind.

Im hohen Saale raunte ununterbrochen ein Geräusch von Stimmen und von Kommen und Gehen, jenes seltsame Geräusch, das den Charakter der Stille hat, weil jedes unvermeidliche Wort, jeder notwendige Schritt von der zur Gewohnheit gewordenen Erkenntnis gedämpft wird, daß Störung der Arbeitenden zu vermeiden und jeder Lärm strafbar ist.

In der Höhe der Längswände, unter dem Ansatz der gewölbten Decke zogen sich große breite Fenster hin und ließen tags eine sehr nüchterne Lichtflut herein. Jetzt war es Abend, und kalt und schwarzblank gleißte das Glas der Fenster. Vom elektrischen Licht war nun der Raum erfüllt. Auf der großen Fläche seines Estrichs standen, voneinander entfernt, die langen Apparattische. Da war einer für den Auswärtsverkehr, zwei andre für den Stadtverkehr bestimmt. Beamte gingen zwischen ihnen hin und her. Telephonistinnen kamen und lösten ihre Kameradinnen ab, deren Stunden beendet waren. Das tausend-, das hunderttausendfach gesprochene gedämpfte Wort: „Hier Amt!“ erscholl an den Tischen in einer geradezu grauenerregenden Unermüdlichkeit. Niemand war sich der Monotonie in

dieser ewigen Wiederkehr mehr bewußt, wie in Fabriksälen die Arbeiter das Klappern und Fauchen, das Pusten und stumpfe Stoßen der Maschinen zuletzt nicht mehr zu hören wähnen, das dennoch die Gehörnerven martert und zermürbt.

Hier, wo sich die betäubenden Vielfältigkeiten des Lebens und all der Beziehungen von Menschen untereinander wie in einem Knotenpunkt trafen, hier gerade schien sich alles in einer furchtbaren, drückenden, die Phantasie zermalmenden Einförmigkeit aufzulösen. Das Leben, indem es in lächerlich kleinen Fragmenten, in hastigen Rufen und Fragen und Befehlen sich äußernd, vorüberraste, verlor jede große Linie und jeden markanten Zug. Es rotierte und wurde zum glatten Kreis, weil die Bewegung zu schnell wurde, um dem Blicke noch Zeit für Einzelheiten zu lassen — wie die zahllosen, vielgestaltigen rauhen Flocken der nassen Baumwolle in der schwindelnd rasch sich drehenden Trockentrommel zuletzt als weißer, glatter Strich erscheinen.

Zuweilen, wenn Hardy heimging und aus ihren Nerven allmählich das Gefühl höchster Spannung wich, wenn ein Decrescendo der Unruhe sie langsam einer Art von Befreiung des ganzen Wesens zuführte, dann kam ihr wohl der Gedanke: Wie, wenn jemand vom Morgen bis zum Abend alle Gespräche aller Anrufer notierte und sie auf ihren Inhalt sichtete! Das müßte eine wunderliche Statistik werden. Sie würde vielleicht beweisen, daß der Menschengeist, solange er sich in den Schranken des Alltags bewegt, gleichförmig kreist wie ein Tier im Göpel.

Und manchmal dachte sie auch: Haben wir Telephonistinnen nicht gleichsam die verhängnisvollen Galoschen aus Andersens Märchen an? Wir, selbst unsichtbar, lauschen in die Gedanken, in die Zustände der Menschen hinein. Und was hören wir? Ist es nicht, als gäbe es ein Gesetz, nach dem sich alles Erleben unabänderlich wiederholt in einer so beklemmenden Genauigkeit, daß man selbst ganz matt und gelangweilt davon wird?

Die Dienststunden rannen in einer Gleichmäßigkeit der Geräusche und der Handhabungen, die verzehrend war, weil in ihr sich die widerstreitendsten Eigenschaften verbinden mußten: das Bleierne mit dem Gehetzten, das Schema mit der beständig wachen Intelligenz der verantwortungsvollsten Arbeit.

Vom Tische, daran die Zwanzig saßen und unter ihnen Hardy, flog ab und an ein rascher Blick zu dem mächtigen weißen Zifferblatt hin, das wie eine leuchtende Vollmondscheibe hoch in die dunkelgraue Schmalwand der Saaltiefe eingelassen war.

Und die starken schwarzen Finger der Zeiger wiesen tröstlich nahe auf die Zahl neun.

Ja, bald neun Uhr. Seit fast einer Stunde, seit die Kontore und Läden in der Stadt zu schließen begonnen hatten, zuckten die Signallichter vor den wachsamen Blicken der Mädchen etwas seltener auf.

Bald neun Uhr. Und die Telephonistinnen, abgespannt, mit blassen Gesichtern, nahmen sich in letztem Mut zusammen, um in ihrer Maschinengenauigkeit und ihrer Maschinenfeinheit unermüdlich zu scheinen. Der einen oder andern, die nach sechsstündiger Arbeit und bei zufällig besonders ungünstiger körperlicher Disposition sich krank und am Ende ihrer Gedankenfrische fühlte, geschah es wohl, daß sie einen Anrufenden falsch verband und dafür mit zornigen, ungeduldigen Worten gemaßregelt wurde. Man sah ein bitteres oder ein ergebenes Lächeln und konnte erraten, was die Ohren der Angefahrenen vielleicht eben zu hören bekommen haben mochten. Sie waren wehrlose Frauen, die jeden Tag viele Stunden das Ungeheuerste aufzubringen hatten, was ein nervöser Mensch nur leisten kann — Geduld! Und der Sturm der Ungeduld der Anrufenden prallte jede Sekunde gegen sie an wie ein Hagelschauer gegen die zarten jungen Halme auf dem Frühlingsfelde.

Der Arbeit stille Heldinnen waren sie, denn sie vollbrachten ihr Tagwerk gleichsam hinter den Kulissen, unsichtbaren Geistern nicht unähnlich.

Bald neun Uhr. Eine Nachbarin sagte es halblaut der andern. Und in den Sekundenpausen zwischen dem Erlöschen und Hinwegzucken der elektrischen Lichtsignale flüsterten sie, bruchweise ... „Ich bin heut abend noch aus." — „Meine Mutter ist krank, hab' solche Eile heimzukommen, muß wachen die Nacht." — „Mein Verlobter ist um acht von seiner Geschäftsreise gekommen, hab' ihn nicht mal abholen können." — „Nun kommt man todmüde in seine Stube und muß sich noch Abendbrot machen, da ißt man lieber nichts." — „Ich lerne noch bis elf Uhr Englisch." — „Ich hab' so viel zu nähen — wann soll man, außer spät abends."

Hardy flüsterte weder nach rechts noch nach links.

Einmal, als der Zufall ihr ein paar Augenblicke Rast ließ, holte sie aus der Tasche ihres Kleiderrocks einen Brief heraus und las den kurzen Inhalt. Dann blieb ihr keine Zeit, ihn wieder wegzustecken; sie ließ das Blatt in ihrem Schoße liegen. Denn vor ihr auf dem Signaltische glomm wieder ein Lichtlein auf, wie ein Glühwurm, der still seine Flügel hebt, um seinen leuchtenden Leib zu enthüllen. Sie verband den Anweckenden mit der Nummer, die er ihr zugerufen hatte, um gleich darauf erschreckt und sehr schuldbewußt zusammenzufahren, denn sie hörte ein hartes: „So passen Sie doch besser auf. Falsch verbunden!" Sie murmelte ein „Pardon!"

Diese Grobheiten, die aus dem Wesenlosen, aus einer unsichtbaren Ferne kamen, wie von Geistern gerufen, trafen sie immer wie Ohrfeigen. Man sah den Mund nicht, dem sie entfuhren. Man spürte nicht, ob polternde Gutmütigkeit ein bißchen ungeduldig war, oder ob hochfahrender Unverstand die Sklavin schalt, die hier dem Verkehr dienen mußte — und die für zwei Mark fünfzig pro Tag aufgehört hatte, eine Dame zu sein, der man ritterlich begegnet. Es ist so billig, dachte Hardy manchmal, wenn man gerade gegen uns leicht grob wird; man braucht uns dabei ja nicht in die Augen zu sehen.

Wenn sie das dachte, wiederholten ihre Gedanken nur ganz unwillkürlich, was ihr einer so oft gesagt hatte: Wer könnte dir noch weh tun, wenn er in deine lieben Augen dabei sehen müßte!

Und doch tat er selbst ihr weh — seit einiger Zeit. Vielleicht, ohne es zu wissen. Ach ja, ohne es zu wissen! Was alles hat nicht manchmal ein Mann zu denken und auszufechten, der im geschäftlichen Leben und in einer anspruchsvollen Familie steht!

Man muß Geduld haben. Sie lächelte ein kleines, mühsames Lächeln. Das ewige, furchtbare Wort. So oft bekam man es zu hören, während der Ausbildungszeit und nachher in den ersten Wochen der Tätigkeit, bis man zur gleichmäßig funktionierenden Maschine geworden war! Es schien, als sei es das Hauptwort im Wörterbuch der Telephonbeamten: Geduld, Geduld!

Die vor Munterkeit und Begierde nach allerhand Lebensfreuden ganz unbändige blonde Anna Behrens, die mit Hardy zugleich auf ihren allgemeinen Bildungsstand geprüft worden war, ehe man sie zum Beruf der Telephonistin zuließ, zitierte während der drei Monate Lehrzeit sehr häufig Faust: „Und Fluch vor allem der Geduld!“ Aber sie kam dann immer zu dem philosophischen Schluß: was zum Beruf gehört, muß man sich einpauken; ich versteck' ja auch meine hübsche Bluse unter dem gräßlichen blauen Kittel; ich werde lernen, mein Temperament hinter „Geduld“ zu verstecken; hoffentlich nicht für lange, denn die Männerwelt hat ja wohl noch Augen im Kopf.

Hardy sagte schon damals mit einem Seufzer, daß ihr scheine, zum Leben gehöre noch mehr Geduld als zum Beruf.

Das war nun zwei Jahre her, und die blonde Anna Behrens, die an diesem Abend neben Hardy saß und zufällig mit ihr im gleichen Revier zu arbeiten hatte, fing seit einiger Zeit an, sich zur gleichen Ansicht zu bekehren. Sie spazierte noch immer gänzlich unverlobt durch ihre freien Sonntage und konnte es gar

nicht begreifen, daß sie zwanzig Jahre alt geworden sei, ohne sich eine anständige Versorgung erobert zu haben. Ihre Munterkeit und die Zuversicht, mit der sie ihr Schicksal erwartet hatte, waren recht ungleichmäßig geworden. Oft schien sie in der Frühstückspause förmlich wie betrunken vor Übermut. Oft sprach sie hochfahrend davon, daß ein hübsches und gebildetes Mädchen, wenn es arm sei, gar nicht klug und vorsichtig genug die Männer von sich wehren könne, bis einmal der eine käme, den man heiraten möge. Dann wieder erging sie sich in bittern Reden, daß heute nur noch nach Geld geheiratet werde.

Sie staunte Hardy an und sprach einmal während einer Strecke gemeinsamen Heimwegs offen davon.

„Sie sind immer gleichmäßig. Scheinbar. Daß es inwendig bei Ihnen so glatt aussieht, glaub' ich ja nun nicht. Aber ich find' es wundervoll, wie Sie sich in der Hand haben."

„Ich bin fast vier Jahre älter als Sie," sagte Hardy.

„O, das ist es nicht. Es wird wohl die Erziehung sein. Sie mögen es nun leugnen, Arnberg, oder nicht, Sie wissen sich von uns allen gleichmäßig nah und fern zu halten. Das ist ja wohl angeborene Kunst."

Da war Hardy rot geworden. Es war nicht wegen der Anrede mit dem Nachnamen. Daran hatte sie sich auch gewöhnen müssen. Sie glaubte den Vorwurf heimlichen Hochmuts aus den Worten zu hören. Und der kränkte sie wie eine der vielen Grobheiten, die die Anrufer für das wesenlose Telephonfräulein flink bei der Hand haben. Sie war ganz und gar nicht hochmütig. Ihr war gelungen, woran ihre arme Mutter sich immer noch in bitterlichem Kampf abmühte: sie fühlte sich als eine ihren Genossinnen völlig gleichstehende Lebenskämpferin und hatte längst alle Standes- und Geldunterschiede als wunderliche Zufallslaunen und wechselnde Werte erkannt. Aber was ihrer Bildungszone fernstand, was ihren Kinderstubengewohn-

heiten zu sehr widersprach, hielt sie durch still abwehrende Mienen von sich fern.

„Man kann andern Frauen nicht sagen: ‚ihr seid nicht gut erzogen,'“ dachte Hardy, etwas geängstigt, daß Anna Behrens in ihrer draufgängerischen Art zu offene Fragen stellen möchte. Und gerade diese Anna, mit all den vollen Tönen ihres Wesens, wurde Hardy zuweilen ein wenig lästig. Hardy sah: sie war offen, gefällig, opferfähig, vielleicht ein bißchen neidisch und eifersüchtig auf Vorzüge andrer, aber doch das, was man „einen guten Kerl“ nennt. Sie verehrte Hardy förmlich liebevoll und bewarb sich schon seit der gemeinsamen Lehrzeit um ihre Freundschaft. Aber Hardy konnte mit dem allerbesten Willen keine Freundin in ihr intimeres Leben hereinnehmen. Sie würde sich auch, hätte sie es gekonnt, Anna Behrens nie erwählt haben, der es in der Tat mehr auf die Flottheit als auf die Gediegenheit eines Hutes, mehr auf die Kleidsamkeit als auf die Sauberkeit und Ordentlichkeit einer Bluse ankam, und die nicht wußte, daß Schönheit und Vornehmheit bei Körperpflege anfängt.

„Bald neun Uhr,“ sagte auch Anna Behrens, reckte den üppigen Oberkörper förmlich empor und legte sich ein wenig hintenüber, in welcher angenehmen Räkelgeste sie sofort ein wenig plump zusammenzuckte, denn ein Signallicht glänzte wie ein goldener Nadelknopf vor ihr auf.

Gerade war auch Hardy beschäftigt. Sie hörte auf ihr mechanisches „Hier Amt“ die Antwort „Siebzehnvierundvierzig“.

Eine Nummer unter den Tausenden. Und doch wirkte diese eine auf sie wie ein Zauberwort.

Sie lächelte, töricht und glücklich.

Das war ja „seine“ Nummer. Manchesmal, seit sie ihn kannte und liebte, hatte sie sein Revier, das heißt: die Gruppe von Telephonnummern, innerhalb deren die seine lag, zu bedienen gehabt. Und natürlich war während ihrer Dienststunden seine Nummer oft verlangt worden. Dann war es ihr immer gewesen,

als sei sie ihm nahe. Und obschon es den Telephonistinnen verboten war, im Lokalverkehr die Gespräche zu belauschen, hatte sie der heißen Begier, „seine" Stimme zu hören, in solchen Fällen nicht ganz widerstehen können. Sie hatte Bruchstücke von geschäftlichen Unterredungen erfaßt und, ohne die Worte zu ergründen oder nur zu verstehen, sich an dem Klange seines Sprachtones förmlich berauscht. Wenn sie aber merkte, daß er von seiner Familie angerufen wurde, fehlte ihr der Mut zu diesem diskreten Horchen, das nicht auf verstehendes Erlauschen, sondern nur auf die Wonne des Klanghörens gerichtet war.

Ihre eigene Stimme zitterte immer ein wenig, wenn sie die notwendigen kargen Worte bei solchen Gelegenheiten sprach.

Und wenn „er" selbst anweckte und in einem sehr liebenswürdigen Tone bat: „Bitte, mein Fräulein, verbinden Sie mich mit der oder der Nummer", dann wurde sie rot vor Freude. Es gilt mir, dachte sie; er ist so rücksichtsvoll, er befiehlt nicht, er bittet, weil er denkt, ich könnte es zufällig sein, die ihn bedient. Und wenn sie sich dann sahen, oder wenn sie ihm schrieb, erfuhr er es, daß sie selbst das bedienende Telephonfräulein gewesen sei. Die Tage, an denen sie seinem Revier zugewiesen wurde, waren ihr leichter. Die Monotonie des Dienstes war aufgehoben. Im Einerlei der Anrufer konnte immer, jeden Augenblick, die eine, geliebte Stimme hörbar werden.

„Fräulein, hören Sie nicht? Siebenzehnvierundvierzig." Das war eine rasche, sehr herrische Frauenstimme, die das sagte.

„Ja — bitte . . ." brachte Hardy ganz unnützerweise heraus, als habe sie mit der Anruferin Gespräche zu führen, „ja — ja . . ."

Als stehe die scheltende Frau vor ihr, hochmütig und imposant, und sähe doch über sie hinweg wie über ein Garnichts.

An der Wand des Vielfachumschalters hinter der Tischplatte mit den Signallichtern standen die kleinen,

dunkeln Nummernlöcher wie winzige Mausschlupflöcher. Dahinein steckte Hardy mit ihren kalten Fingern eilig und unsicher den Stift der Verbindungsschnur.

Und sie horchte, lechzend förmlich. Ihre Kniee waren schwer. Sie fühlte sich elend, weil sie mit verzehrender Wißbegier zudringlich sein wollte. Sie konnte nicht anders.

Er muß es mir nachher verzeihen, dachte sie.

Und fast zugleich wandelte sich dieses kranke, ängstliche Gefühl in helle Freude. Alle Unruhe, die seit heute nachmittag ihre arme, unsichere, unter schwerem Drucke heißliebende Seele nur so emporpeitschte, löste sich in Seligkeit. Sie hörte ja seine liebe Stimme. „Hier Borwin Eggsdorf."

Und die Frauenstimme antwortete: „Ich bin es selbst, Borwin."

„Du, Mama? Was ist denn?"

„Ich bin im Begriff, zu Nottbecks zu gehen. Es ist mir fatal, daß du abgesagt hast. Man wird sehr enttäuscht sein. Was für Gründe soll ich denn angeben?"

„Die gleichen, die ich schriftlich Nottbecks mitteilte: unaufschiebbare Geschäfte."

Das Rendezvous mit mir! dachte Hardy in einem wahren Tumult von Freude und auch von Demütigung, die ihr sogleich in die Freude, sie vergiftend, hineinspielte.

„Ach was, abends nach neun hat man keine Geschäfte," sprach die rasche Stimme.

„Das solltest du von Papas Zeiten her besser wissen."

„Ach, Papa!"

Das klang ungeduldig und fast wegwerfend. Der Ton malte eine ganze Geschichte von Vorwänden und Unglauben in die Luft. Und dann, schnell daran geschlossen: „Laß die Geschäfte und komm doch noch."

„Es tut mir leid, Mama, es geht nicht." Er sagte es sehr bestimmt.

Nein, es geht nicht. Ich soll ihn doch treffen — ich — ich . . . dachte Hardy.

„Und Doraline?" fragte die Frau.

„Gott — Mama — laß das — am Telephon! Ich bitte dich. Wenn ich dir doch sagte, daß ich heute abend nicht kann!"

„Es ist mir sehr fatal, Borwin. Sehr, das kann ich dir sagen. Hoffentlich verdirbst du dir nichts damit. Aber du hast recht, das ist kein Telephongespräch. Also bis morgen. Schluß."

Das kleine Licht, das mit seinem stillen Glimmen das Gespräch begleitet hatte, erlosch und zeigte an, daß die Sprechende den Hörer wieder an den Apparat gehängt hatte, daß das Gespräch zu Ende war.

Hardy saß wie versteinert. Was waren das für Reden gewesen, diese letzten? Wer war Doraline? Was sollte er sich nicht durch die Absage verderben? Er war offenbar bei diesen Nottbecks eingeladen gewesen und hatte abgelehnt, um die Begegnung mit ihr zu ermöglichen.

Hardy wußte, wer Nottbecks waren. Sehr reiche, sehr vornehme Leute. Vornehm in der Schätzung der hiesigen Welt. Jede hat ja ihre Matadore. In jeder nach andern Maßstäben.

Aber gewiß, sie waren „beste Gesellschaft". Ihr einziger Sohn, das wußte Hardy auch, stand im gleichen Regiment wie ihr Bruder Heinz Philipp. Er schrieb zuweilen darüber und ließ sein Mißbehagen durchblicken. Er schien sogar sehr nahe befreundet mit seinem Kameraden Nottbeck, von dem er anfangs geschrieben hatte: „Wir kriegen einen Konzessions-Schultze, namens Nottbeck, ausgerechnet aus eurer Stadt." Der Gedanke war ihm offenbar fatal, daß sein Kamerad einmal zufällig auf die arbeitende Schwester des Oberleutnants Heinz Philipp von Arnberg stoßen könne.

Plötzlich fiel ihr auch ein: ja, diese Nottbecks hatten eine Tochter, vielleicht auch mehrere Töchter. Weil der Sohn jener Familie ihres Bruders Kamerad war,



hatte sie sich einigemal unauffällig nach den Leuten erkundigt.

Und diese Doraline hatte irgendwie etwas mit Borwins Absage zu tun? War vielleicht sie es, die sich enttäuscht fühlen würde? Und was sollte Borwin sich durch sein Fernbleiben verderben?

Eine Unruhe ohnegleichen befiel sie und machte ihr den ganzen Körper schwer, als sei er zu überfüllt von Blut und habe jäh ein unnatürliches Gewicht bekommen. Vor Angst begann ihr Herz zu klopfen. Sie fühlte es im Rücken, als poche ein kleiner dumpfer Hammer immer von innen gegen ihr Rückgrat.

Sie wußte nicht, daß eine unklare Eifersuchtsnot in ihr aufwallte. Sie dachte: Es gibt so vieles in seinem Leben, was mir ganz verborgen ist. All die tausend kleinen Fäden kann ich nicht übersehen, mit denen er an seine Umgebung gebunden ist.

Das war schwer zu ertragen. Zu schwer. Das gab ihm den Anschein, als führe er ein Doppeldasein: eines für sie und ihre Liebe, eines für seine Familie und seine gesellschaftliche Umwelt.

Wie unnatürlich, wie ungesund, wie grausam erniedrigend.

Er hatte es ganz richtig herausgefühlt: sie litt zu sehr unter all den Härten, die ihre junge Liebe umgaben wie eine Dornenhecke einen blühenden Garten.

Die Dornenhecke schien aber so unheimlich rasch und hoch emporzuwuchern, daß bald gar keine Sonne mehr in den armen kleinen Garten hinein konnte ...

Hardy seufzte so schwer, wie nur tiefe Qual es kann.

Ihre Nachbarin sah sich rasch nach ihr um. Und sah, daß Hardy ein Briefblatt aus ihrem Schoß aufnahm und es las. Die blonde Anna Behrens hatte aber vorhin gesehen, daß Hardy dieses selbe Blatt schon einmal las. Das tat man ihrer Meinung nach nur mit Liebesbriefen, an denen Augen und Gedanken sich nicht sättigen können.

Ihre robuste Art konnte nicht schweigend über eine Beobachtung hingehen, sondern mußte eine von Teilnahme durchwärmte Neugierfrage daran knüpfen.

„Sie haben heute was, Arnberg. Und wenn man Ihnen was anmerkt, muß es schon was Kolossales sein,“ sagte sie.

Hardy steckte schnell ihr Briefblatt ein. „Jeder Mensch hat mal irgendeine kleine Beunruhigung,“ sprach sie, zugleich ehrlich und abweisend.

Anna Behrens schwieg erst einmal. Irgendwie, auf eine ihr selbst nicht klare Art und Weise fühlte sie sich durch die Antwort belehrt und beschämt. Sie kämpfte mit einer kleinen Empfindlichkeit, sagte dann aber plötzlich gutmütig: „Wenn Sie mal 'ne Freundesseele brauchen, Arnberg ...“

„Danke, danke!“ murmelte Hardy.

Die letzten Minuten der letzten Stunde des langen, langen Tagwerks verstrichen mühsam.

Die winzigen, runden Glasscheiben auf dem Signaltisch wurden immer seltener von innen erhellt — sie hatten immer weniger Anrufe zu melden. Und es wirkte, als käme nun allmählich die nervös schwirrende Glühwürmchenschar zur Ruhe, und nur noch halb verschlafen hebe da und dort eins manchmal die Flügel wie im Traum und lasse sein Licht aufglimmen.

Die gedämpften Geräusche, die leise auftretende Bewegung schliefen fast ein.

Die Nachtbeamten betraten den Saal.

Und dann auf einmal schwoll eine große Unruhe durch den Raum. Das Vollmondgesicht der Uhr schien fast Ausdruck zu haben. Es lächelte „neun“ herab auf die Mädchen.

Die Last der Einförmigkeit fiel jäh von ihnen — die des Tuns, die des Gewandes. In einem unbewußten, großen Aufatmen suchten sie den Übergang zu ihrem Eigenleben.

Die Bänder mit den Kopffernhörern wurden abgenommen, und wie mit einem Schlage sah man ver-

schiedene Gesichter und verschiedene Köpfe. Rauh und zerdrückt waren die Haare, bleich fast alle Gesichter. Aber zuvor waren sie wie gemünzt gewesen von dem einen gleichen Ausdruck stumpfen Horchens, mechanischen Aufmerkens. Das hatte die Blässe noch fahler, die Züge schärfer gemacht. Nun löste das Lächeln, mit dem sie den freien Abend begrüßten, alle Monotonie auf.

Sie hatten aufgehört, Maschinen zu sein, und waren wieder warmblütige Menschen, die sich eilig all dem verschiedenen Inhalt ihres eigenen Lebens entgegendrängten.

Im Garderobenraum hielt Anna Behrens sich auffällig neben Hardy und folgte ihr fast auf den Hacken. Sie wäre so gern mit ihr gegangen, immer noch geplagt von dem Gedanken „was sie wohl hat?", und warmen Herzens von dem Wunsche getrieben, ihr mit ein paar tröstlichen Worten etwas Gutes anzutun. Aus ihrem Weibsgefühl heraus war's ihr ein sicheres Wissen: Hardy Arnberg hatte Kummer oder Sorge.

Sie verging auch förmlich vor Verlangen, endlich einmal ein bißchen was Näheres über Hardy Arnbergs Lebensumstände zu erfahren. Die hartnäckige und doch so gar nicht verletzende Abgeschlossenheit der Kameradin ärgerte sie und imponierte ihr dennoch ungemein. Was sie selbst betraf, so konnte sie nicht schweigen und hatte schon damals, als sie ihre erste Prüfung auf ihr allgemeines Wissen bestanden hatten, Hardy gleich von ihrem Vater erzählt, der eine kleine Anstellung am Gericht habe, und von ihrer Stiefmutter, die wegen der vielen kleinen Geschwister keine Zeit für sie fände.

Heute, wo die Arnberg offenbar ein bedrücktes Herz hatte, hoffte sie sich in ihr Vertrauen hineinbetteln zu können.

Aber unten an der Treppe drehte Hardy, die diese Gefolgschaft gespürt hatte, sich plötzlich um und sagte: „Gute Nacht, Behrens."

Da traute Anna Behrens sich nicht weiter mit,

und um die erfahrene, versteckte Abweisung vor den Kolleginnen zu verbergen, ergriff sie rasch den Arm des nächstbesten Mädchens und zog sie mit sich davon.

Hardy fühlte die feuchte, kalte Luft der Winternacht. Sie legte sich gleich nassen Händen auf ihr Gesicht. Das tat ihr weh. Sie hatte jeden Abend ein wenig Kopfschmerz. Das beständige Horchen, die Unstetigkeit in diesem Einerlei griff ihre Nerven sehr an.

Der gute starke Tee, den die Mutter daheim bereithielt, und das Butterbrot mit dem Ei oder dem Essenrest vom Mittag gab ihr dann etwas von der Frische zurück, die sie jeden Morgen nach gutem Schlaf gottlob wieder in sich vorfand.

Sie war ja zäh. Das empfand sie wie eine Gunst des Schicksals. Vielleicht, dachte sie manchmal, ist Zähigkeit noch mehr als Kraft. Die kann zerbrechen. Ich passe mich immer an. Das ist auch was wert.

Heute abend kam aber der prosaische und sehnsuchtsvolle Gedanke an Mutters warmen, belebenden Tee nicht in ihr auf.

Eine herzklopfende Aufregung befiel sie, kaum daß sie einsam durch die Straßen dahinging. Alle Läden waren geschlossen und die grellen Lichtfluten versiegt, die sonst aus ihnen heraus auf die Bürgersteige kamen wie breite flimmernde Glanzbänder. Nun wirkte die gewöhnliche Beleuchtung als Halblicht. Auch der Verkehr hatte nur noch kümmerliche Nachläufer der vergangenen lebhafteren Stunden zurückgelassen.

Es regnete nicht, aber es war so feucht, daß man bei jedem Atemzug den Mund voll nasser scharfer Luft bekam. Es fror nicht, aber es war so kalt, daß man an eine klare Schneelandschaft wie an eine wohltuende Vorstellung denken mußte.

Hardy war warm und solide angezogen. Zur schwarzen Winterjacke trug sie einen kleinen Pelzkragen mit Tierköpfchen und Schwanz; sie barg die Hände

in einem Muff, den sie fest an sich drückte. Auf ihrem dunkelblonden Haar hatte sie einen bescheidenen, kleidsamen Hut von dunklem Filz. Der fußfreie Rock ließ sie kleiner erscheinen, als sie war.

Schnell und scheinbar sicher in der Haltung einer Dame ging sie ihres Weges. Nicht den Weg nach ihrem Hause, wo die Mutter wartete, nein, den der Brief des geliebten Mannes sie gehen hieß.

Er hatte ihr geschrieben:

„Meine liebe Hardy! Seit vielen Wochen ist es uns kaum vergönnt gewesen, uns mehr als für kurze Augenblicke zu sehen. Deine Briefe haben mich erkennen lassen, wie sehr Du darunter, wie unter der ganzen Lage leidest. Ich fühle mich Dir gegenüber sehr schuldig — schuldlos schuldig, denn ich konnte dem Gefühl, das mich zu Dir zog, so wenig widerstehen wie Du Deiner Liebe zu mir.

Ich muß einmal offen mit Dir sprechen. Ich kann es nicht in Gegenwart Deiner Mutter. Das begreifst Du ohne weiteres. Niemals habe ich gewagt, Dir ein Rendezvous vorzuschlagen. Wenn ich das nun heute tue, nimmst Du von selbst an, daß meine Gründe wichtig sind.

Vergebens habe ich meinen Kopf zermartert, hierfür einen behaglichen und sicheren Platz ausfindig zu machen, den Du ohne Bedenken annehmen könntest. Ich weiß, Du würdest keine Konditorei und kein Restaurant betreten wollen, und überall könnte man gesehen werden.

Es bleibt nur die freie Natur, so rauh sie auch in diesem Augenblick ist. Komm, bitte, gleich nach dem Schluß Deiner Dienststunden in die Anlagen am Stadtgraben, da, wo das Engelmanndenkmal steht.

Ich küsse Dir zärtlich und ehrfurchtsvoll die lieben Hände, voll Dank für das Opfer, das Du mir durch Dein Kommen bringen wirst. B. E.“

Schuldig? dachte Hardy. Wie kann er mir gegenüber schuldig sein? Niemals. Wir konnten nicht anders. Wir lieben uns doch. Und sie lächelte, von

einem sinnlosen, sehnsüchtigen Glücksgefühl ganz durchglüht.

Alles, was schwer war, schien plötzlich gar nichts mehr, schien nur klein, nebensächlich, ja, willkommene Prüfung ihrer Liebe, schien nur Gelegenheit, die ganze Hingebung und Selbstlosigkeit ihrer Liebe dem teuern Manne beweisen zu dürfen.

Sie würde ihn nach wenigen Minuten sehen, seine Stimme hören, seine Hand erfassen können!

Nähe und Gegenwart des Geliebten ist alles. Man kann lächelnd den grausamsten Tod erleiden, wenn er da ist. Man ist Heldin vor seinem Auge. Man ist nichts, ein Geschöpf aus Schwächen und Leiden zusammengebraut, fern von ihm.

Das fühlte Hardy. Und sie war sich der naßfrostigen Winternacht nicht mehr bewußt.

Sie überdachte die Geschichte ihrer Liebe. Jede Station darin war ihr wichtiger als der ganze Weltengang. Alle Schicksale ihres Lebens und ihres Hauses waren, so herb sie ehedem geschienen, zu ganz alltäglichen Begebnissen herabgesunken vor dem Wundererlebnis ihrer Liebe. Der Inhalt keiner Minute von all denen, die sie mit dem lieben Mann erlebt hatte, war aus ihrem Gedächtnis geschwunden. Indem sie alle vergangenen immer wieder neu in ihren Gedanken durchkostete, besaß sie seelisch den Mann in einer Totalität der unerhörtesten Art, und manchmal durchschauerte es sie, daß er davon keine Ahnung habe und es, wüßte er es, nicht begreifen würde.

Jede Geste, jeden Blick, jedes Wort von ihm hatte sie in sich aufgenommen und genoß sie in einer Unaufhörlichkeit, die all ihr andres Tun und Lassen zum gewohnheitsmäßigen Erfüllen der Tagesanforderungen herabdrückte.

Durch ihr ganzes Wesen ging als eine beständige Unterströmung der Gedanke an ihn. Er machte ihr ihr Handwerk leicht und schwer. Die Welt himmlisch und grausam. Das Leben lachend und traurig.

Vielleicht, indem sie so sein Dasein in ihrer Phan-

tasie ganz und gar mit dem ihren verwob, hatte sie längst aufgehört, die richtigen Linien seines Wesens zu sehen.

Sie dachte nicht: er ist vollkommen. Aber sie war ihm so mit ihrem Herzen hingegeben, wie man es nur der Vollkommenheit sein dürfte — in dieser höchsten Bescheidenheit, die vielleicht aus dem unbewußten Bedürfnis entblüht, sich klein zu machen, damit der Geliebte größer scheine. Es war, als spüre ihre Seele, daß zwischen zwei Menschen in all ihren Menschlichkeiten dem einen nur der höhere Rang zukommen kann durch die Demut des andern. Völker und liebende Frauen schaffen sich Götter ...

In tumultuarischen, immer wachsenden Seligkeiten ging sie ihren Weg. Und wie eine Wandeldekoration zog dabei der Werdegang ihres Glücks an ihr vorüber.

Auf eine so wunderliche Art hatte man sich kennen gelernt. Fast verlegen, ja geradeaus: sehr verlegen war man in den ersten Augenblicken voreinander gewesen.

Hardy lachte in sich hinein. Borwin hatte sie und ihre Mutter gewissermaßen „geerbt". Als der alte Eggsdorf gestorben war, der wunderliche und ängstlich kargende Junggesell, der keinem Staat sein Geld anvertraut hätte und der sein ganzes Vermögen in Hypotheken anlegte, um dabei oft genug Hausbesitzer wider Willen zu werden — ja, als der alte Eggsdorf starb, erbten seine Nichte, Borwins Mutter, und sein Großneffe Borwin die Reihe kleiner Häuser in der Vorstadtstraße, wo Hardy und ihre Mutter wohnten.

Zwölf kleine Häuser waren es, jedes für zwei Familien eingerichtet, alle in erschreckender Weise so sehr einander gleichend, daß nur die Hausnummer sie voneinander unterschied. Von einer Plattheit der Anordnung und Erfindung, daß sie kein Auge anheimeln konnten mit poesievollen Vorstellungen vom „eignen" Dach und traulichen vier Wänden. Sie verrieten fast brutal ihre Bestimmung, anständigem Klein-

bürgertum eine zugleich billige und praktische, gesund gelegene Wohnung zu gewähren.

Wenn Hardy heimkam, dachte sie oft: Uniformierung ist unser Los geworden ... Und für sie bestand eine genaue Verwandtschaft zwischen diesen zwölf erschrecklich gleichmäßigen Einstockwerkhäuschen, die sich Wand an Wand drückten, und den blauen Telephonblusen mit den roten Biesen ...

Der alte Eggsdorf war in dieser gräßlichen Reihe sitzengeblieben, weil der Bauunternehmer verkrachte. Und er hatte ein vortreffliches Geschäft dabei gemacht. Die „billigen“ Wohnungen, die natürlich für ihre Bewohner und für das, was sie boten, immer noch zu teuer erschienen, vermieteten sich leicht, und der sparsame alte Rentier ließ gar nichts machen, was nicht unter Drohungen von ihm als Polizeivorschrift erzwungen ward.

An einem Mittag vorigen Frühlings war's gewesen, als Borwin Eggsdorf zum erstenmal an ihrer Tür klingelte. Sie, Hardy, war gerade zu Haus und öffnete.

Sie sahen einander in unwillkürlicher Überraschung erstaunt an und zwangen beide dies Erstaunen rasch nieder. Hardy begriff nicht, was diese vornehme, hohe Männererscheinung hier bei ihrer Mutter wollte. Er hatte gedacht: eine Dame!

„Ich bin der neue Hausbesitzer,“ sagte er. „Eggsdorf ...“

„Bitte ...“ Und Hardy öffnete die Tür zum Vorderzimmer. Sie wußte ja: man hatte mit einem neuen Hausherrn zu rechnen, und die Mutter sprach schon: „Verschlechtern könne man sich in dieser Hinsicht ja nicht, und der Neue ließe vielleicht malen und tapezieren.“

Borwin — er gestand es nachher — ward abermals betroffen. Er kam in das winzige Zimmer und fand es überfüllt von alten Sachen, denen man ohne weiteres eine Familiengeschichte ansah, und die deshalb in diesem engen Rahmen fast erschütternd wirkten. Ölbilder an den Wänden, alte Porträts ohne glänzenden

malerischen Wert, aber kostümierte Charaktererscheinungen, die, nachgedunkelt, wie sie waren, beruhigend und vornehm wirkten. Die steifen Louis-Seize-Möbel hatten einen Überzug, der nicht zu den Bronzebeschlägen und den Buchsbaumeinlagen im goldbraunen Mahagoniholz paßte; man sah: nicht Stilgefühl, sondern der Kostenpunkt hatte bei der Wahl entschieden. Aber auch sie war gewiß vor langen Jahren getroffen, denn der braunschwarz gemusterte Wolldamast war schon sehr verblichen.

Hardy bat Platz zu nehmen und entschuldigte ihre Mutter, die sich nach Tisch stets ein wenig ausruhe. Sie war so rot bei alledem, begriff nicht, warum, und betrug sich doch voll Haltung und Sicherheit, und in dem Gefühl davon beruhigte sie sich nach und nach. Borwin hatte sich dann sehr höflich entschuldigt und gesagt, da alle zwölf Häuser wie ein Ei dem andern glichen, hätte er zur Kenntnisnahme seines Besitzes es sich genügen lassen können, das erste in der Reihe zu besehen. Allein er habe gehört, daß alle Häuser in einem sehr unrühmlichen Zustande der Vernachlässigung seien, und er wünsche, bevor er jemand zur Verwaltung einsetze, einmal von allen Mietern selbst ihre Klagen entgegenzunehmen.

Hardy meinte, sie wolle Mama rufen. Er bat sehr beflissen, die gnädige Frau nicht zu stören. Aber Hardy sagte, Mama habe viel auf dem Herzen, und die drei kleinen Stuben seien alle so schlecht und häßlich tapeziert und die winzige Küche grau, und das mache alles noch schwerer ...

Und da stockte ihre Rede. Sie hatte den wartenden und teilnehmenden Blick gefühlt, mit dem er sie ansah. Sie mußte sich zusammennehmen, um fortzufahren. Und sie, die in ihren Lebensverhältnissen wortkarg und verschlossen geworden war, fühlte sich irgendwie zur aufrichtigsten Mitteilsamkeit gedrängt.

„Wir sind arbeitende Frauen," sagte sie frei und sah ihm gerade in die klugen, warmen grauen Augen, „Mutter arbeitet für das Wäschegeschäft von Velbers Söhne, und ich bin Telephonistin. Wir sind vor einigen

Jahren hierhergezogen und fremd in der uns fremden Stadt geblieben. Wir haben gerade diese gewählt, als meines Vaters Tod uns heimatlos machte, weil ... aber das kann Sie nicht interessieren. Ich wollte nur sagen: das bißchen Frische und Behagen in unsrer bescheidenen Wohnung ist das einzige, was wir an Erquickung nach unsrer Arbeit haben. Und daß von Frische, weder der Wände noch des Holzwerks, keine Rede sein kann, sehen Sie wohl. Wir wären auch längst fortgezogen. Aber Umzug kostet Geld und Zeit und Kraft. Es ist mir zu verantwortlich, diese Angelegenheit allein mit Ihnen zu besprechen, Herr Eggsdorf. Ich glaube, es würde meine Mutter ein wenig unterhalten und freuen, wenn sie sich die Tapetenfarben von Ihnen ausbitten dürfte."

Dabei hatte Hardy die Bewegung eines Menschen gemacht, der fortgehen will.

„Lassen Sie Ihre Frau Mutter ruhen, ich bitte darum. Ich sehe ja, es sieht hier recht schlimm aus, und ich muß die geschickten Hände und den Geschmack anstaunen, die trotzdem dies Zimmer so wohnlich gemacht haben."

„Alte Sachen wirken immer."

Vorwin erzählte Hardy später, daß er auf diese Bemerkung nicht geantwortet habe, weil eine Frage nach der Herkunft und Geschichte der Sachen einer Frage nach der Geschichte der beiden Frauen gleichgekommen wäre. Und doch sei schon da der warme, fast zärtliche Wunsch in ihm aufgewallt, viel, ja alles von ihr zu wissen.

„Sie werden mir gestatten, gnädiges Fräulein, wiederzukommen. Wann störe ich Ihre Frau Mutter am wenigsten?"

Und Hardy nannte, sie konnte gar nicht anders, einen Tag und eine Stunde, wo sie sicher war, auch anwesend sein zu können.

„Inzwischen überlegen sich die Damen vielleicht alles, was zu machen wäre, und werden sich klar über die Tapetenwahl. Ich werde Probenbücher schicken lassen."

„Sie sind sehr entgegenkommend."

„Besitzeregoismus. Meine Mutter und ich hoffen, diese Häuserreihe gelegentlich wieder loszuwerden, sei es an einen Unternehmer, sei es an einzelne Käufer. Und da muß ich sie wohl erst einmal in appetitlichen Zustand bringen lassen. Der gute Onkel Eggsdorf war ein wenig Original."

Das Gespräch drehte sich dann noch eine Weile um die erschreckliche Banalität dieser Behausungen und um die wichtige und lobenswerte Bestrebung der Gegenwart, auch dem Minderbemittelten eine Wohnung von individuellem Reiz zu verschaffen. Dann hätten sie es auf keine Weise weiter ausspinnen können, wenn sie einander nicht in ihrem Betragen auffallend werden wollten.

Nach drei Tagen war Borwin wiedergekommen. Inzwischen aber gingen sie auf der Straße zufällig einmal aneinander vorbei. Vielleicht hatten sie das schon oft getan, ohne einander zu entdecken. Hardy war ja kein Mädchen, das auf ihren Gängen mit hungrigen Augen umhersuchte, ob ihr ein des Anschauens werter Mann begegne. Sie konnte es später gar nicht fassen, daß er ihr nicht schon längst aufgefallen sei, und geheimnißte allerlei hinein von Menschen, deren Schicksal es wolle, daß sie aneinander vorbeistreiften, ohne sich zu erkennen, während doch einer vielleicht den andern aus seiner Einsamkeit erlösen könne. Früher habe sie auch oft gedacht: alles Leben sei ein Warten auf etwas, das nie komme. Aber mit ihm sei das Glück gekommen.

Bei dieser Begegnung erröteten sie beide, und Hardy fühlte sich auf eine verwunderliche und doch wundervolle Art dadurch geängstigt. Dann kam er. Die Mutter hatte damals alle Spuren ihrer Arbeit in förmlich peinlicher Weise weggeräumt ... Immer schämte sie sich ja ihrer ...

Und es war gewesen, als seien Borwin und Hardy schon alte Bekannte.

Hardy litt, weil sie befürchtete, andre Menschen könnten die Art und Haltung ihrer Mutter nie ver-

stehen, nicht dies Gemisch von aristokratischen Allüren und klagender Gedrücktheit und dann diese flackernde Unruhe, die oft durch ihr Auge ging, und die von dem geheimen, dämonischen Warten kam ... Dem Warten auf die große Schicksalswendung.

Aber Borwin schien gar nicht zu bemerken, daß Frau von Arnberg eine peinliche Unausgeglichenheit des Wesens zeigte. Er verstand ihr mit so wohltuendem Takt und so ehrerbietig zu begegnen, daß die Mutter diesen seinen Besuch wie eine gesellschaftliche Abwechslung genoß.

Dann kam eine komische und lustige Zeit, weil in der engen Wohnung Maurer, Maler und Tapezierer sich breit machten. Borwin erschien sehr oft selbst, und die Arbeiten wurden auf fast unwahrscheinliche Weise beflügelt. Es kam Hardys Mutter gar nicht zum Bewußtsein, daß diese Hausbesitzerfürsorge ungewöhnlich sei, daß sie für ihre Miete gewiß keinen Anspruch auf so gute Tapeten, auf eine ganz mit Kacheln bekleidete Küche, auf einen kleinen Anbau mit Badestube und dergleichen mehr hatte. Und wenn sich Hardy dies aufdrängte, so gingen ihre Gedanken flink und scheu daran vorbei.

Sie wußten es beide sehr rasch, daß sie aufeinander zustrebten. Er kam so oft, daß auch Hardys Mutter es endlich auffallend finden mußte. Aber Hardy war ihr dankbar, daß sie ihren Hoffnungen oder ihren Bedenken keine Worte gab, sondern schweigend und wartend zusah. Hardy wußte ja: weniger aus Zartheit als aus Unentschlossenheit.

Es wäre die erste bürgerliche Heirat gewesen, die eine Arnberg gemacht hätte. Und diese Vorstellung ließ ihre Mutter gewiß leiden. Aber Borwin Eggsdorf war ohne Zweifel ein sehr wohlhabender Mann. Und diese Vorstellung tat ihrer Mutter gewiß wiederum so wohl, wie nur dem von Sorgen Gepeitschten die Ruhe tun kann.

Und ein Sommermittag kam. Hardy hatte ihren freien Tag. Die Mutter trieb sie hinaus. Wie gern ließ Hardy sich treiben.

Sie war ja jung wie ein Kind, das jubelnd in den Maitag hinausläuft und alle Blumen abreißen möchte, als könne es damit die Schönheit und die Freude handgreiflich in Besitz nehmen.

Immer war ihr Gemüt bedrückt gewesen, und im stumpfen Einerlei der engsten Daseinsform waren ihre ersten Mädchenjahre vergangen. Nun, wo ihr dreiundzwanzigster Geburtstag schon hinter ihr lag, kam auf einmal die Jugend.

Das war ein andres Jungsein als jenes holde und selbstverständliche einer Siebzehnjährigen! Es war von Erschütterungen einer leidenschaftlichen Dankbarkeit und der vollen Erkenntnis und Bewertung des Glücks durchströmt.

Sie traf an jenem Tage Borwin. Daß es Zufall gewesen sei, wollte Hardy gar nicht denken. Es schien so viel großartiger und geheimnisvoller, an eine gütige, wunderbare, unsichtbare Lenkerhand, die jeden Weg bestimmt, zu glauben.

Er ritt durch den Tannenwald, der harzig roch von all den jungen Sprossen, und dessen sonst still wirkendes Dunkelgrün aufgelichtet schien von ihnen. Als er sie in der Schneise auf dem Rasenwege daherkommen sah, den Hut in der Hand, schwang er sich vom Pferd, und es am Zügel führend, ging er ihr entgegen. Die unerträgliche Spannung in ihnen war so stark, daß sie bei dieser Begegnung gar nicht erst versuchten, eine freie Haltung voreinander zu erheucheln. In stummer Not hielten sie sich an den Händen.

Sie fanden einen Platz am Rande der Tannen, mit weitem Ausblick auf flaches Heidegelände. Da saßen sie nebeneinander. Hinter ihnen hörte man manchmal das leise Schnoppern des angebundenen Pferdes. Riesengroß und hoch über der Heide stand ein blaßblauer Himmel, an dem ein silbrig glänzendes, dickes, weißes Gewölk sehr gemächlich und etwas mühsam sich entlangwälzte.

Irgendwo rief zweimal der Kuckuck. Und dann breitete sich eine feierliche Stille aus; die ganze Weite schien voll davon.

Da nahm er sie in seine Arme, und sie küßten sich in glückseliger Unersättlichkeit.

Seitdem hatte die Zeit Flügel gehabt — oder nein, hatte sie sich nicht vielmehr zu Ewigkeiten gedehnt? Hardy hatte kein Maß mehr für ihren Lauf. Ihr schien es, als habe sie seit dem Anbeginn ihrer Tage nichts getan, als diesen Mann geliebt, und immer nur wirklich gelebt, wenn sie ihn sah.

Er bat nicht mit offenen Worten: Wir müssen noch über unser Bündnis schweigen. Aber sie erriet seinen Wunsch aus dem einzigen Umstande, daß er nicht bei der Mutter um sie warb. Zunächst war sie ihm dankbar dafür. Das gab der Mutter Zeit, sich durch all die Gefühle und Betrachtungen durchzukämpfen, die solche Lebenswendung in ihr wieder wachrief. Für die Mutter gab es keine Einfachheiten, keine rechte Gegenwart. Sie hing haltlos und geängstigt zwischen rettungslos Vergangenem und zukünftigen Möglichkeiten.

Er kam oft zu ihnen, wie er sich seit jener ersten großmütigen Betätigung als Hausbesitzer gewöhnt hatte zu tun, wie ein Bekannter, der gern für ein Viertelstündchen vorspricht. Sie nannten sich „Sie" vor der Mutter. Aber in ihren Blicken und in ihrem Wesen war der Glanz unverhüllter Liebe.

Niemals bat er sie um eine heimliche Zusammenkunft. Sie begriff, daß seine Achtung vor ihr es ihm verbot. Aber sie war schon wie von feierlichen Festen erhoben, wenn sie ihm auf ihrem Berufswege begegnete und spürte, daß diese Begegnung kein Zufall sei. Sie war schon wie durchstrahlt und durchglüht von dem unermeßlichen Glanz der tiefsten Lebensfreude, wenn sie einen seiner herzlichen Briefe empfing. Ihre Liebe war von jener durchdringenden und sich selbst ganz und gar aufgebenden Art, daß sie gar nichts begehrte neben dem Glücke, zu wissen, daß er lebe und zuweilen an sie denke.

Und wenn sie sich auf Hardys Sonntagsmorgenspaziergang einmal trafen — kurze, vorsichtige Mi-

nuten —, ließ der rasche Kuß, das schnelle, zärtliche Wort in ihr einen wahren Rausch zurück.

So war der Sommer und der Herbst hingegangen. Vielleicht war es die rauhe Zeit, die Schuld daran trug, daß man sich seltener traf. Vielleicht seine Geschäfte. Hardy wußte es nicht. Sie fühlte nur, der Mut ihrer Liebe verlor seine jubelhelle Frische.

Langsam erhob sich das Erstaunen: warum klärt sich die Lage nicht? Und die Mutter, die sich durch ihre verworrenen Gemütszustände zu der Einsicht durchgerungen hatte, daß eine Versorgung der Tochter, ehe ihre Jugend verblühe, doch das vernünftigste sei, die Mutter begann zu fragen ...

Nun ging Hardy zu dieser Zusammenkunft wie ein armes kleines Mädchen aus dem Volke, das seinen Schatz nur verstohlen an Straßenecken oder in den Anlagen treffen kann, weil ihre Liebe kein Heim und kein Recht und vielleicht keine Zukunft hat.

Aber sie ging tapfer und gläubig.

Er hatte sie gerufen! Das war ihr genug.

Die Straße, die sich leise senkte, nahm ein Ende. Sie mündete in eine einseitig bebaute Uferstraße, an deren granitenem Kai Lindenbäume entlang standen.

Das Wasserband des Stadtgrabens blinkte auf, melancholisch und frostig. Schwarz und stellenweise wie Filigran von willkürlichen Durchsichten gefleckt, zogen sich drüben die winterkahlen Anlagen hin. Die Lichter von Gaslaternen und aus erleuchteten Fenstern schimmerten da und dort hindurch, als hätten sie die Aufgabe, zu melden, daß jenseit der Anlagen wieder eine einseitige Straße sich strecke.

Die Lichter hatten Messingglanz und wurden die Ursache, daß die Luft noch schwärzer schien, als sie draußen ohne die Folie der künstlichen Helligkeiten sein mochte.

Nun klang Hardys rascher Schritt klappend wider auf den Platten der gußeisernen Fußgängerbrücke, die hier den Stadtgraben in kurzem, allzu gewölbtem Bogen überschlug.

Und dann noch zehn Schritte links. Vorbei an Rosenrabatten, die unter dicken, daraufgelagerten Tannenzweigen sich warm hielten. Entlang an der immergrünen Mauer einer hohen geschorenen Taxushecke. Sie bog sich bald hinein zum Halbrund, das dem Denkmal Rahmen und Hintergrund war.

Ah — zur Stelle — zur Stelle!

Aus ihrer Brust wallte ein Jauchzen empor — sie nahm ihr überbrausendes Gefühl stark in beide Hände und bezwang sich, damit er es nicht errate, wie fast bis zur Würdelosigkeit die Freude, ihn zu sehen, sie betäubte.

Die Büste des Herrn Engelmann war von goldbrauner, noch gänzlich unpatinierter Bronze und thronte schwer auf einem ofenähnlichen Porphyrunterbau. Drei niedrige, lehnenlose Bänke von dem gleichen roten Gestein standen rechts und links und in der Tiefe des Heckenhalbrundes. Herr Engelmann war — nach seinem Tode — „unser verdienter Mitbürger" gewesen. Wenn der Sonnenschein oder abends das Licht aus der Laterne ihm gegenüber am Rande des Stadtgrabens die Bronze traf, gleißte sie. Und das behagliche Gesicht schien auf das lebendigste den feisten Fettglanz zu haben, in dem es stets rötlich erstrahlte, als Herrn Engelmanns Dasein sich noch zwischen Frühschoppen und Diner bewegte, und als noch kein Mensch ahnte, daß er eines Tages, durch sein überraschendes Testament zugunsten zahlreicher sehr nützlicher, sehr wohltätiger und sehr dringend erwünschter Stiftungen, „unser verdienter Mitbürger" gewesen sein würde.

Auch jetzt, an diesem düstern Abend, lächelte sein Gesicht voll und genußzufrieden. Denn so dicht war der Nebel nicht, daß er schon die kleine Entfernung zwischen der Laterne und Herrn Engelmann hätte mit grauen Schleiern verhängen können. Ja, er lächelte beinahe spöttisch. Als wisse er wohl, daß hinter seinem Rücken etwas vorgehe, von dem er in seiner Lebemannsdiskretion keine Notiz nehmen wolle.

Da standen zwei — ein Mann und ein Weib. Doch nicht in den drängenden, sehnsüchtigen Umarmungen von zweien, die es kaum mehr ertragen, nicht eins im andern aufgehen zu dürfen.

Der Mann umschloß mit seinen beiden Händen fest die Rechte des Mädchens. Und Hardy, von Schwäche überwältigt, in einer jähen Entmutigung, halb ohnmächtig, hatte ihren Kopf vorwärts gegen seine Schultern geneigt. Sie drückte fast ihr Gesicht in den Stoff seines Mantels.

Er hatte sie nicht in seine Arme gezogen und ihre Lippen nicht geküßt bei diesem heißersehnten und zeugenlosen Wiedersehen.

Darüber flutete, von dem furchtbaren Gegenanprall gedämmt, all ihre brausende Freude zurück und wandelte sich in tolle Angst.

Sie wollte irgend etwas Vernünftiges denken. Sich selbst beschwichtigen ... Jawohl, es war sein Respekt vor ihr, der ihn befangen machte und seine Gebärden fast ablehnend. Es erschien ihm ihrer und ihrer Liebe nicht würdig, daß man sich hier traf wie ein Soldat und sein Mädchen ... Aber das Weib in ihr schrie auf: Respekt? Ich liebe ihn, ich liebe ihn! Er kann mich ja treten, wenn er will — nur nicht kalt sein — nicht kalt ...

Er fühlte wohl das stumme Flehen um das Almosen von ein bißchen Zärtlichkeit, das in der Art lag, wie sie ihr Gesicht gegen seinen Oberarm preßte.

Der Ausdruck von gequältem Ernst auf seinen Zügen verschärfte sich noch. „Hardy,“ sagte er, „ich danke dir, daß du gekommen bist.“

Sie schwieg. Sie dachte gar nicht daran, ihn zu fragen, was er von ihr wolle. Daß diese Zusammenkunft irgendeinen ihr noch verborgenen, aber sehr wichtigen Zweck habe, war ihr ganz entfallen. Sie fühlte nur: er ist da — und er küßt mich nicht ...

„Nicht wahr, Hardy, so kann es nicht mit uns weitergehen?“ fuhr er fort.

Sie schüttelte den Kopf, hob ihr Gesicht und suchte mit ihren flehenden Blicken seine Augen. Sie sah ihn ganz deutlich. Er stand im Lichtbande, das an Herrn Engelmann vorbei von der Laterne zur Taxuswand ging. Sein Antlitz war das eines rechten Mannes — es schien wohlgebildet, offen, fest, man mußte ein gutes Zutrauen zu diesem Gesicht haben, als dem eines, den man nicht in Unsicherheiten und niemals schwankend trifft.

Und der Blick in diese von ihr vergötterten Züge gab Hardy ein wenig Ruhe zurück.

„Mama," sprach sie, „die arme Mama fängt schon an zu fragen."

Und aus einem ihm ganz und gar unbegreiflichen, geheimen Grunde lächelte sie ihn jetzt an.

Mein Gott, dachte er verzweifelt, wie man ihr gut sein muß, wenn sie lächelt.

Das ganze Gesicht, oft ein wenig bleich und ermüdet und von starkem Empfindungsleben sehr durchgeistigt, wurde so rührend jung und zutraulich, wenn es lächelte. Das hatte er so oft beobachtet. Er ahnte nicht, daß sie ihm eben jetzt all ihr Zutrauen zulächeln wollte als Ausgleich der kurzen, rasenden Enttäuschung.

„Deine Mutter hat ein Recht, zu fragen," sagte er. „Ich hätte mich niemals fortreißen lassen dürfen, dich zu küssen, dir von Liebe zu sprechen, wenn ich nicht unmittelbar daran eine Werbung knüpfen konnte."

„Du hast dich nicht fortreißen lassen — es hat uns fortgerissen ... Liebe kann sich nicht immer bedächtig nach den äußeren Verhältnissen umsehen. Auch unsre werden sich klären. Du wirst mir sagen, weshalb du noch nicht um mich angehalten hast."

Immer fester wurde ihre Haltung. Eine gutgläubige Sicherheit wuchs in ihr: er hatte irgendeine Sorge, und sie war ihm die nächste dazu, die mit ihm zu bereden; es handelte sich um ihre Vereinigung, und ihrer Liebe warteten vielleicht weitere Prüfungen, vor denen er zögernd stand, zögernd, ob er sie Hardy

zumuten dürfe. Sie war zu jeder bereit ... So fühlte sie und bestrebte sich, vernünftig, fast nüchtern zu erscheinen. Er sollte spüren, daß er sich auf sie verlassen könne, daß Tränen und Szenen ihm keinen Kampf erschweren würden.

„Das ist nicht mit zwei Worten zu sagen, liebe Hardy," begann er. Und es war ganz unwillkürlich, daß sie nun auf dem engen Platze hinter dem Denkmal, vor der Bank in der Halbrundtiefe hin und her schritten, bald durch den scharfen Schlagschatten, bald durch das gelbe Lichtband. „Du müßtest meine Mutter kennen, die ich nicht kritisieren kann und darf, in ihrer leidenschaftlichen, ehrgeizigen und sich gegen allen Kummer mit wahrhaft elementarer Kraft wehrenden Art. Du müßtest genau ermessen können, wie sie unter der flotten Lebensauffassung meines Vaters in immer wacher Eifersucht gelitten hat — nicht in Eifersucht der Liebe, sondern vielleicht der Eitelkeit. — Ach, über sie sprechen ist doch schon Kritik ... Aber du müßtest auch wissen, wie sie sich gequält hat, als mein älterer Bruder, der erste Erbe des Namens, auf den sie so stolz ist, der vorbestimmte Chef unsres alten Hauses, ihr Ebenbild, ihr Liebling — ja, als er vor fünf Jahren sich mit einem Mädchen verheiratete, das tief unter unsern Kreisen stand. Büfettdame war sie gewesen in einem Café ... Mutter schämte sich vor der ganzen Stadt ... Eine Versöhnung, ein Familienleben war unmöglich. Mein Bruder ging nach Südamerika — Mutter ließ ihm sein Pflichtteil auszahlen — man darf nicht seinen Namen vor ihr nennen, nicht einmal sagen, daß er dort gut vorwärtskommt — Mutter sagt: ‚Ich habe genug Ärgernisse und Kummer in meinem Leben gehabt, nun will ich's endlich friedlich und heiter haben.'"

Ah! dachte Hardy in einer bitteren Aufwallung, und nun möchtest du nicht kommen und gestehen, daß du eine arme Telephonistin heiraten willst.

Aber gleich dachte sie weiter: Dies liegt ja anders. Ich bin doch eine Arnberg.

Fast hätte sie es gesagt. Und in der Dunkelheit

stark errötend, bezwang sie sich. Ihr ward bewußt: Diese stolzen Bürgerfamilien der Hansestadt empfanden keinen Unterschied zwischen ihren angesehenen Namen und denen alter Adelsfamilien. Vorwins Mutter imponierten ganz gewiß keine sieben- oder neunzackigen Kronen. Und vor allen Dingen nicht, wenn sie nicht mit Stellung verknüpft waren.

Vorwin wartete vielleicht auf eine Frage, die ihm vorwärts helfen solle. Aber als Hardy so vollkommen schwieg, sprach er weiter. Er wußte, daß er den Mut zur Ehrlichkeit haben müsse. Daß ganz allein die grausamste Wahrhaftigkeit ihn vor sich selbst bestehen lassen konnte.

Er nahm Hardys Hand. Sie standen im Schatten hinter dem Porphyrblock.

„Ich war damals entschlossen, Mutters Zorn zu begegnen, ihre Enttäuschung zu entwaffnen. Ich hoffte, wenn sie dich erst kennen lernen würde, so sollten alle Vorurteile sich in Liebe und Achtung verwandeln. Denn so merkwürdig unmodern Mutter auch geblieben ist — weißt du, sie ist zu stark mit sich und den Wichtigkeiten ihrer geselligen Umwelt beschäftigt und sieht nicht über ihre Grenzen hinaus — Ja, ich dachte doch, Mutter wird begreifen, wie wundervoll das ist, wie du arbeitest ... Aber sieh, damals war Mutter gerade kränklich. Ich glaube, ich sprach manchmal davon. Ich wollte ein wenig warten, ehe ich ihr Erregungen zumutete. Das kann ich vor dir vertreten, Hardy — es war liebevolle Schonung damals — ja, das war es."

Hardy drückte ihm ganz sanft, beinahe tröstend die Hand.

„Entschuldige dich nicht. Du hattest recht. Ich habe an deine Gründe geglaubt, auch als du sie verschwiegst."

Ihr unbedingtes Vertrauen in die Anständigkeit seiner Gesinnung erschütterte ihn tief. „Und du fragst nicht einmal, warum ich auch später noch schwieg?" sprach er.

„Nein. Denn ich liebe dich und glaube an dich."

Er ließ sie stehen. Er ging mit ein paar starken Schritten hin und her. Wie schwer machte sie es ihm, wie schwer. Und wähnte gewiß, daß sie es ihm in bescheidener, ergebener Geduld leicht mache.

Wenn sie doch geklagt hätte! Wenn sie doch leidenschaftliche Vorwürfe erheben wollte! Ihm war, als würden sich ihm dann Wege auftun, die ihn rascher und leichter zum Ziel eines Geständnisses leiten könnten.

Und in der furchtbaren und geheimnisvollen Grausamkeit des Mannes empfand er die einst bewunderte Selbstlosigkeit ihrer Liebe wie eine Last.

Plötzlich stand er vor ihr still.

„Meine Haltung damals — die der ersten Wochen, kann ich entschuldigen. Die der späteren nicht. Nicht vor dir, nicht vor mir! Kind — was soll ich dir erklären. Ich kann es mir ja nicht einmal selber erklären. Immer hab' ich von mir gedacht, ich sei ein Mann — wisse, was ich wolle ... und erlebe Unbegreiflichkeiten in mir. Hardy — ich verdiene deine Liebe nicht ..."

Er preßte ihr sehr heftig kurz die Hand, ließ sie wieder fallen und wandte sich ab.

Hardy stand schweigend — vielleicht erstaunt — oder in einer aufdämmernden, ungeheuern Angst ...

„Ich verdiene deine Liebe nicht" — das waren Worte, die zu andrer Stunde, in andrem Zusammenhang süße Zärtlichkeiten bedeuten konnten. Leise huschten Erinnerungen durch sie hin — so, als höre sie den Nachhall von Liebesgeflüster — ihr war, als hätte sie ihm, als hätte er ihr früher schon einmal die gleichen Worte gesagt. Vielleicht sagt Liebe das immer — weil ihr alle Hingebung als Gnadengeschenk erscheint ...

Nein, dies Wort an sich kam nicht auf sie zu wie drohendes Unheil. Aber wie er es sprach — sein Ton — sein jähes Abwenden — wie einer, der den Anblick der Frau nicht erträgt — wie ein Henker, der sein Opfer nicht ansehen mag ...

Hardy setzte sich mit matten Knieen auf die niedere Bank in der Tiefe des Halbrundes.

Frost schauerte durch sie hin. Vom feuchten Erdboden herauf, aus der Grabeskühle der Steinbank her, von der düstern, nassen Hecke hinter ihr kamen Ströme eisiger Kälte und krochen durch ihre Adern. Sie zitterte.

Sie wollte es nicht sagen — sie dachte gar nicht klar, was sie sagte — und dennoch sprach sie leise: „Du liebst mich nicht mehr?“

Ihm klang es wie eine sanfte, rührende Frage.

Er setzte sich zu ihr und streichelte immerfort die eine ihrer Hände, die er genommen hatte.

„Sieh, Kind — wenn ich das sagen könnte — klar — grausam — das wär' so einfach für mich. Glaub' mir — eine so ungeheure Grausamkeit wäre wie Erlösung. Gäbe meinem Leben Sicherheit zurück. Ich weiß es nicht. Begreife dies Furchtbare: ich weiß es nicht.“

Sie zitterte stärker. Sie schloß die Augen. Sie schien sich gewaltsam fassen zu wollen. Langsam zog sie ihre Hand aus seinen streichelnden Händen fort — so langsam, als koste ihr diese Bewegung eine große körperliche Anstrengung.

Er horchte. Er wußte nicht, wie lange. Er wagte nicht, diese bleierne Stille zu unterbrechen. Ihm war, als schone er dies arme Herz, das er verwunden mußte, wenn er ihm die Wunden langsam beibringe.

Und endlich hörte er eine ganz leise Stimme sagen: „Liebe weiß man doch ... Nicht wissen, ist nicht lieben.“

Die Stimme sagte das so für sich hin, als spräche sie einen Gedanken in die Luft hinein — gleichgültig, wohin die den Schall trägt ...

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte er in der Verzweiflung seines Kampfes, „wenn mir das alles ein andrer von sich erzählt, sag' ich ihm: du bist kein Mann! Und doch, Hardy — nach Monaten voll schrecklicher Zustände — ich sage dir, ich dachte manchmal, ich ver-

löre den Verstand — sieh, und ich wollte anständig handeln, gegen dich, vor mir selbst — wenn man in geheimsten Augenblicken daran zweifelt, ob man sich denn noch als Ehrenmann eintaxieren darf — wie komme denn gerade ich in diese Kämpfe?! Immer hab' ich mich für einen fast nüchternen Kopf gehalten. Aber das alles hat ja mit dem Verstand auch nichts zu tun. Es höhnt gegen ihn an. Spottet seiner. Trumpft gegen ihn auf. Alles war stärker als er — als mein Wille ..."

„Du liebst nun eine andre," sagte Hardy ganz stumpf — fast dumm — ja, von einer Art blöden Unfähigkeit befallen, sich zu erregen, sich zu wehren — gelähmt von dem neuen Wissen, das sie noch nicht in sich aufnehmen konnte, das sich vielmehr auf sie warf wie ein Untier, unter dessen Tatzen man sich in Todesfurcht nicht zu rühren wagt.

„Eine andre!" sprach er leidenschaftlich, „ja — nein! Ich weiß es nicht. Ich will nicht lügen. Ich weiß es doch. Ja, ja, ja! Aber ich habe vielleicht nicht aufgehört, dich liebzuhaben, Hardy. Voll Dankbarkeit, voll Andacht, voll Ehrfurcht sind meine Gedanken bei dir — wie oft — wie oft — ich weiß nicht, ob die andre, wenn sie es wüßte, mir das verzeihen könnte — an meine Liebe glauben würde ... Sie wird vielleicht sagen wie du: nicht wissen, ist nicht lieben. Alles drängt mich zu ihr. Und ich sehe, sie wird zerbrechen, wenn ich sie nicht in meine Arme nehme. Und dennoch, Hardy — wenn ich mir eine Zukunft denke ohne dich, ist mir, als müßte ich vor Wehmut weinen ... ich, ein Mann ... und ich höre auf, ein Mann zu sein. Du bist mir wie eine Heilige, Hardy — man wird so ruhig und gut neben dir. Mir ist, als verlör' ich alles Gleichgewicht der Zukunft, wenn ich dich verliere. Und dennoch, dennoch bitte ich dich: gib mich frei ..."

„Ja," sagte Hardy ganz sachte vor sich hin, „ich gebe dich frei."

Und zugleich war ihr, als betäube die Kälte sie, die von allen Seiten in sie hineinströmte. Und sie dachte ganz bewußt: wie ist es hier kalt.

Ihr war, als erlebe sie irgend etwas Furchtbares, das sie nicht ganz begreife. Klar begriff sie nur, daß es sehr kalt sei.

Er legte die Hand über die Augen. Das Wort tat ihm sehr weh. Und weil es so leise und ergeben gesprochen ward, gerade deshalb schwoll der Klang an, immer stärker, wie zum Posaunenton, und dröhnte rufend durch die Nacht und klagte ihn an.

„Hardy," begann er abermals, „ich will dir nicht viel von diesen Kämpfen sprechen. Sie wurden durch die elendesten Äußerlichkeiten erschwert. Sie hatten einen schändlichen Beigeschmack. Ich fürchte, wenn deine Mutter erfährt, daß wir uns trennen mußten, und vielleicht eines Tages hört, daß ich mich mit einem sehr reichen Mädchen verlobe, wird sie bittere Worte haben. Du weißt es, du, daß diese Dinge nicht, gar nicht mit diesem unfaßlichen Erleben verflochten sind. Ja, im Gegenteil, um dieses grausamen Zufalls willen hatte ich so lange gekämpft — fand ich so lange nicht den Mut der Wahrheit. War in furchtbarer Versuchung, unfrei, mit geteiltem Gefühl, doch um dich, um dich zu werben."

Und nach einer ganz kurzen Pause fragte er gedrückt: „Hätt' ich das gedurft? Mit einer halben Lüge? ... Wär' das noch Glück für dich gewesen?"

Sie sann der Frage nach. Es war eine Männerfrage — eine überkluge Frage ...

Ja, schrie ihr Herz, besser halb als gar nicht, und vielleicht hättest du die andre vergessen, die sich zwischen dich und mich gedrängt hat.

Aber sie schwieg. Sie hatte eine dumpfe Empfindung, als ob dies Gefühl nicht groß, nicht erhaben, vielleicht nicht einmal anständig sei. Ihr war, als blute sie, und ihr Leben ströme hin, und sie wolle und müsse sich doch an dies Leben klammern, das so schön, so überwältigend reich an Glück gewesen war. Aber sie schwieg. Es war das einzige an Heldenmut, was sie aufbringen konnte.

Irgendwo hinter der Taxushecke war Lärm. Stimmenklang, der näher kam und wieder kleiner wurde

und sich dann verlor. Und im Rücken der Anlagen, auf der Straße, rollte ein Wagen entlang.

Dann füllte wieder die traurige Stille der feuchten Winternacht das kahle Halbdunkel aus. Um den Bronzekopf Herrn Engelmanns flimmerte ein Astralschein, den die Gasflamme spendete.

Am jenseitigen Ufer des Stadtgrabens huschte die Laterne eines Radfahrers hin und verblitzte.

Hardy erhob sich. Sie sagte: „Es ist sehr kalt. Ich muß nun fort — ich muß nun fort ...“

Er hörte oder verstand ihre Worte nicht. Sie wiederholte noch einmal, in herzzerreißender Einförmigkeit: „Ich muß nun fort ...“

Dies war das einzige, was sie genau wußte, daß sie hier nicht sitzenbleiben konnte; ihr war, als werde sie zu kaltem Stein mit der steinernen Bank. Ihr schmerzte der Rücken vor Kälte.

Ja, sie mußte. Sie mußten sich trennen. Das begriff auch er. Eine heiße Aufwallung stieg in ihm empor. Er hätte sein halbes Leben darum gegeben, wenn er sie in brüderlicher Zärtlichkeit, tröstend, andächtig hätte in seine Arme nehmen dürfen. Tausend gute Worte hätte er ihr sagen mögen. Innigen Dank für all die Liebe und all den Glauben ... Eine Ahnung ergriff ihn, daß große Frauenliebe ein unerhörter Schatz sei und daß dieses Herz ihn wahrhaft geliebt habe. Aber sein Schicksal riß ihn fort. Eine jähe Unruhe übermannte ihn: hätte ich mich besinnen, frühzeitig bewußter dagegen stemmen sollen? Bei der ersten Witterung des beginnenden Zwiespaltes fliehen sollen? Aber wie hätte er fliehen können, ohne brutal zu werden? Wie gebunden ist man an den Alltag. Man lebt nicht in einer Märchenwelt, wo man seinem Roß die Sporen geben und davonsprengen kann, wenn es scheint, als stehe eine Versucherin am Wege. Ach, und seine holde Versucherin war sich der Gefahren, die von ihr ausgingen, so unbewußt.

„Hardy,“ sagte er mit bebendem Stimmklang, „ich tu dir so Schweres an — glaub' mir, auch ich leide ... wie könnte ich dich vergessen ... Wie könnte ich

nur Ruhe finden ... sage mir, kannst du mir verzeihen?"

Er nahm abermals ihre Hand. Er wagte es nicht, die ganze, liebe Gestalt an sich zu ziehen. Er sah Hardys Gesicht klar im Lichte.

Noch einmal nahm er diese Züge ganz in sich auf, die feinen, vornehmen Linien voll stiller Schönheit; die etwas strengen Brauen über den großen ernsten Augen, die doch so lachen und glänzen konnten im Glück, und die roten, geschwungenen Lippen ...

Er sah ein starkes Leben über dieses Gesicht gehen. Sein Herz klopfte. Er hätte hineinsehen mögen in ihr Inneres, um zu erfahren, was darin vorging.

Er wartete. Er sah, wie sich die Augen schlossen, wie die Stirn sich zusammenzog in unaussprechlichen, verschwiegenen Schmerzen, er spürte, wie ein Schwanken durch ihre Gestalt ging, er fühlte, daß die Hand in der seinen wie ein Stück Stein war ... Eine ungeheure Angst ergriff ihn. Sie würde umsinken — sie würde erwachen aus dieser stummen Qual und sich vorwärts, dem Wasser zu werfen — irgend etwas Entsetzliches würde, mußte sich sogleich ereignen ...

„Hardy!" brachte er heraus; beschwörend — von Mitleid wie von Furcht ganz benommen.

Da atmete sie tief auf. Sie öffnete die Augen.

Sie sah ihn an, lange, lange ... in einem unaussprechlichen Gram und in einer Liebeskraft ohne Ende ...

Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er biß die Lippen zusammen, um mannhafte Haltung zu bewahren.

„Ich verzeihe dir!" sagte sie klar.

Er wollte etwas sprechen — der Ton gurgelte nur in seiner Kehle.

Sie machte eine Handbewegung — er verstand sie: geh, hieß es, geh!

Fort von dieser Stelle — fort aus meinem Leben ...

Geh! Es war kein zorniger Befehl — eine Bitte — die letzte vor dem Zusammenbrechen aller Kraft.

Er konnte ihr nicht gehorchen, es war ihm, als sei er an ihre Nähe gebunden; ihm fehlte auch der Mut, sie hier einsam stehen zu lassen. Und als er so zögerte, sah sie ihn noch einmal an ...

Immer, wenn er später an diesen Blick zurückdachte, war ihm, als sei er voll Mitleid gewesen ...

Dann senkte sie das Haupt und schritt an ihm vorbei wie an einem Fremden.

„Hardy!“ schrie er leise auf.

Aber sein Ruf hielt sie nicht mehr. Sie ging mit gleichmäßigen Schritten in die Nacht hinein.

Sie wanderte gleichsam — wanderte immerfort — immerfort — als sei ihr aufgegeben, in ein neues Land und in ein neues Leben zu wandern. Als sei sie aus dieser Welt verjagt und müsse nun den weiten Weg gehen in eine andre, wo es keine Sonne, kein Glück mehr gab.

Sie war so müde. Ihre Füße waren so schwer. Die steinerne Kälte, die ihr den Rücken fast zerbrach, wollte nicht aus ihren Gliedern weichen. Aber sie mußte wandern — wandern.

Sie bemerkte gar nicht, daß sie die ganzen Anlagen, die die innere Stadt wie ein Ring umgaben, umschritt.

Sie wanderte nur immerfort, gedrückt von der bleiernen Last eines einzigen Gedankens, den sie herumtrug mit sich, und den durch das Leben zu tragen fortab ihr eigentlicher, einziger Daseinszweck schien. ...

Und endlich auf dieser Wanderung voll dumpfer Verzweiflung, endlich mußte sie naturgemäß wieder bei dem Engelmanndenkmal ankommen.

Mit seinem lebendigen Fettglanz auf dem sauberen Bronzegesicht lächelte es noch immer daseinsfroh über den Stadtgraben hin, über dessen schwarze Wasser jetzt eine schuppige Bewegung ging mit kurzen, rasch und vielgestaltig wechselnden Diamantreflexen.

Vor diesem harmlosen Denkmal erschrak Hardy, wie man vor Zeugen erschrickt.

Sie erwachte aus ihrer Betäubung.

Und fühlte auf einmal eine so tödliche Erschöpfung in ihrem ganzen Körper, daß sie sich davor entsetzte, wieder weitergehen zu müssen.

Sie blickte geängstigt umher ... Hier, hier hatte sie ihn noch gesehen und gehört ... Nun war er fort ... Sie sah ihn niemals mehr. Er war fort. ...

Sie schluchzte und sank auf die Bank nieder, wo sie vorhin gesessen und ihr Todesurteil gehört. Sie weinte vor sich hin.

Auf einmal fiel ihr die Mutter ein. Und die späte Stunde. All das Drum und Dran des Lebens. O, sie hätte es für sich allein haben mögen, es still und heimlich tragen wie ein Unglück, dessen man sich schämt.

Sie erhob sich. Sie hastete weiter. Es waren gewiß noch zwanzig Minuten zu gehen bis nach Haus.

Ein leerer Wagen begegnete ihr. Schon wollte sie ihn anrufen. Da fielen ihr all die kleinen banalen Umstände ein: Sie hatte nur wenige Pfennige in der Tasche und konnte keine Nachtdroschke bezahlen; die Anfahrt eines Wagens würde die Mutter, die gewiß schon in Sorgen verging, entsetzen.

Sie begann fast zu laufen. Und bog endlich in die Tannenstraße ein, wo die zwölf gleichen Häuser am Fußsteige sich hinreihten, eine Wachtpostenkette des Kleinbürgertums, und mit den gleichen philiströsen und anmaßenden Beobachtergesichtern das Leben an sich vorbeiziehen ließen.

Auf dem Flur schon stürzte ihr die Mutter entgegen, außer sich. „Es ist nach elf ... Um Gottes willen ... was ist — was ist ...? Und wie siehst du aus ...?“

Sie betastete ihr Kind, als könne sie von der Winterjacke die Geschehnisse abfühlen, durch die Hardy gegangen war.

„Verzeih, Mutter,“ murmelte Hardy. Die ältere

Frau war aber keine von denen, die erst einmal still sorgen, wenn sie sehen, daß jemand zusammenbricht. Sie wollte auch zugleich schon wissen, warum denn der Zusammenbruch ...

Und während sie Hardy aus der feuchten Jacke half und ihr Hut und Pelzkragen abnahm, den kaffeeschwarz gewordenen Tee aus der Ofenröhre herantrug und einschenkte, fragte sie, zwischen einer vorwurfsvollen und einer geängstigten Stimmung hin und her schwankend, was denn geschehen sei.

Hardy netzte ihre Lippen ein wenig mit dem gallenbitteren heißen Trank. Dann legte sie ihren Kopf erschöpft zurück. Und nun sah die Mutter erst ganz deutlich, wie blaß und zerstört das Gesicht war, wie schwarz die Schatten unter ihren Augen.

„Ich hatte eine Zusammenkunft mit Borwin, Mutter."

„Ah — das ist aber! ... Das, Hardy! ... nein — es ist unerhört — unpassend ..."

Hardy machte eine Handbewegung — sie lächelte ein wenig — in unendlicher Verachtung so geringfügiger Dinge.

„Mutter," sagte sie, „er mußte mich sprechen — das mußte er — es ist alles vorbei — alles — für immer."

Die Mutter schrie leise auf. Dann stand sie entsetzt — aber sie war nicht die Natur, sich lange vom Schreck bändigen zu lassen. Sie mußte klagen, sich empören, fragen ... an dem Unabänderlichen rütteln ...

Hardy hatte es gewußt, als sie sich nach Hause schleppte, daß sie sprechen müsse. Daß ihr die armselige Wohltat, schweigen zu dürfen, vorenthalten werden würde. In die eigene Not begann sich ihr nun die bittere Enttäuschung der Mutter zu mengen. Es zerbrach sie fast, zu denken, daß das gelobte Land der Sorglosigkeit, in das die Mutter schon so sicheren Blicks hinübergesehen hatte, sich nun wieder in grauen Nebel auflöste.

Sie log nicht. Sie sagte der armen, vom Dasein

so rastlos Gehetzten nur die Wahrheit: daß Borwin erkannt habe, seine Liebe sei nicht von der echten, rechten Art und sein Gefühl nicht stark genug, um mit ihr sich für immer verbinden zu können. Aber sie verschwieg, daß er in einem furchtbaren Zwiespalte zwischen ihr und einer neuen Liebe sich durch diese von ihr fortgezogen fühle.

Die Mutter, ohne nur von fern zu ahnen, daß sie mit tausend Grausamkeiten die Tochter folterte, konnte nichts begreifen. Sie sah ja ihr Kind, wie sie es kannte: als ein Geschöpf voll erlesener Eigenschaften, selbstlos, rein, bescheiden, stolz, schön, frühgereift in so vielen Prüfungen. Und solche Werte konnte ein Mann von sich werfen? Wie war das zu verstehen? Nein, man konnte es nie verstehen. Und wie denn: um ihr das zu sagen, erbat er eine Zusammenkunft? Er wählte nicht den milderen, den höflicheren, den schicklicheren Weg, ihr zu schreiben: gib mir mein Wort zurück? Er wagte es, ihre Tochter, eine Eberhardine von Arnberg, im Dunkel eines kalten Winterabends zu einer Zusammenkunft zu bestellen wie ein kleines Mädel aus dem Volke ...?

Immer weiter trug ihr Jammer sie, hin bis zum Zorn ...

Hardy fühlte wohl dunkel: Zorn ist Kraft. Zorn erleichtert, hilft ...

Aber sie konnte die Erregungen der Mutter nicht durch dies Ventil sich verdampfen lassen.

Die Schmähworte trafen sie zu hart.

Sie begriff plötzlich mit dem tiefen Wissen der liebenden Frau, warum Borwin so gehandelt habe.

„Mutter, versteh' das doch. Wie leicht wäre das für ihn gewesen, schreiben. Wie feig. Wie ein Schuß aus dem Hinterhalt ..."

Mehr konnte sie nicht sagen. Sie spürte die Zustände seiner Seele — erkannte deutlich, daß er nicht nur um ihretwillen litt — daß er an sich litt — durch sein Schwanken zu Zweifeln am eigenen Werte gekommen war — daß es ihm ein unerhört schweres Erlebnis war, sein Gefühl als wandelbar, ja schlimmer,

als zwiespältig erkannt zu haben — daß es für ihn bedeutet hatte: männlich handeln, indem er den Mut fand, ihr Aug in Auge die Wahrheit zu gestehen ...

Aber all das, was ihr Herz erriet und verstand, wollte sie nicht mit lauten Worten von ihm aussagen.

„Feig? . . .“ murmelte die Mutter. Ja, das war auch ihr ein schlimmes, unadliges Wort. Sie sann dem nach, als sei sie auf dem Wege, zu verstehen ...

Und da glaubte Hardy den Augenblick gekommen, für sich und ihre Liebe und ihre Leiden um Barmherzigkeit bitten zu dürfen.

„Mutter,“ sprach sie mühsam, „tue mir die Liebe ... laß uns so wenig wie möglich davon sprechen ... ich will versuchen, es allein zu tragen ... Du sollst nicht viel Geduld zu haben brauchen mit mir ...“

Ihre Stimme wollte in einem Aufschluchzen vergehen. Und noch einmal nahm sie sich zusammen und setzte leise und fest und feierlich hinzu: „Ich habe ihm verziehen!“

Das war vielleicht eine Bitte, verzeih ihm — auch du, verzeih ihm ...

Die Frau stand erschreckt — wie von einer Unfaßlichkeit jäh betroffen. Mit großen Augen starrte sie die Tochter an. Sie hielt den Atem an ...

Und aus dem elenden Gesicht, das von tödlicher Müdigkeit und unerhörten Leiden ganz gealtert schien, begegnete den großen, zornigen Augen der Frau ein tiefer, flehender Blick ...

Wie sehr sie sich glichen, Mutter und Tochter.

Und wie ganz und gar nicht sie sich glichen in diesem Schweigen, wo sich zwischen ihnen ein Abgrund auftat. Die gleichen Züge trugen diese Gesichter. Aber die der Älteren waren von bitteren Energieen geschärft, von diesen machtlosen Energieen einer oft Getretenen und sich immer Aufbäumenden. Die der Jungen von erhabenem Leid wie verklärt.

„Verzeihen ...“ brachte die Frau endlich mit fast

zischenden Lauten hervor, „verzeihen — i c h i h m? Nie — nie!! Und du — du kannst es auch nicht. Mach dir nichts vor . . . Verzeihen! Das ist ein übermenschliches Wort . . . Ja, übermenschlich — das kann man nicht, wer es sagt, lügt — lügt sich was vor . . .“

Hardy stand auf. Sie konnte sich nicht mehr wehren. Gegen kein Wort und kein Gefühl. Ihre Kraft war zu Ende.

Nur Stille und Dunkelheit — all ihr Unglück drängte sich in diesen einen Wunsch zusammen.

Und in ihr körperliches Elendgefühl hinein dämmerte auch die Erinnerung, daß morgen wieder ein Tag sei — ein Arbeitstag, an dem ihre Gedanken und ihre Kräfte nicht ihr selbst gehörten — die Lasttiergewohnheit bekam Gewalt über sie. Sie wußte plötzlich genau: morgen früh um acht Uhr hebt mein Dienst wieder an.

Die Mutter ging mit eilenden Füßen hin und her im Zimmer — dem zornigen Tempo ihrer Gedanken mit der ganzen Körperhaltung Ausdruck gebend.

„O,“ sagte sie fast triumphierend, „solche Sachen gehen denn doch nicht so einfach hin. Ich werde an Heinz Philipp schreiben. Wir sind denn doch noch keine schutzlosen Frauen. Dieser Mensch weiß doch, daß dein Bruder Offizier ist. Hat er denn nicht daran gedacht, daß dein Bruder Rechenschaft und Worthalten fordern könnte?“

Hardy stand an der Schlafstubentür noch einmal still.

„Mit dem Degen? . . . Mutter!“

Vor dem Blick und dem Ton sanken die auftrumpfenden Gedanken sogleich in sich zusammen. Ja, ja, dachte die Frau, damit macht man die Liebe nicht wieder lebendig, und ein erzwungenes Wort müßte man ihm ja doch wieder vor die Füße werfen.

Und plötzlich, das Kleinlichste fast grotesk an das Größte knüpfend, sagte sie gehässig: „Wir ziehen aus. Ich will nicht mehr unter seinem Dach wohnen.“

Hardy hörte es. Sie zog ein wenig schmerzlich das Gesicht zusammen, als sei ihr Kopfweh nun bis zur Unerträglichkeit gestiegen.

Sie sagte nichts mehr. Sie wußte: all das endlose, enge Leid des plagevollen Lebens hatte ihrer Mutter die große Haltung zerbrochen. Sie wußte, nun schlichen die Gedanken ihrer Mutter wieder auf den Dornenwegen hin und standen aufatmend an Gräbern und hoffend, lauernd an der Schwelle eines, der noch lebte ...

Ruhelos ging Frau von Arnberg hin und her in den bewegten Falten ihres vertragenen, dünnen schwarzen Kleides; die Finger der Linken vorn in den Stoff vor der Brust gekrallt, die hängende Rechte zur hohlen Hand gebogen.

Vom Tisch her sah still die Lampe diesem Raubtiergange zu — und ließ ihren Schein bald über den Stoff des linken Oberarms gleiten, bald, wenn die Frau sich wendete, beleuchtete sie die helle Innenfläche der hohlen Hand.

Die Frau dachte in einer ungeheuren Sammlung all ihrer Geisteskraft nach. Sie suchte den Triumph, der so etwas von einer Rache in sich birgt — genoß ihn vorweg.

Sie spürte herum nach den Möglichkeiten, die ihn ihr für sich und ihr verschmähtes Kind bringen sollten, könnten. Als Siegerin, reich, vornehm, in allen Daseinsbedingungen jenem Manne weit, weit überlegen, wollte sie eines Tages an ihm vorübergehen. Und das Gefühl auskosten: er bereut — er schämt sich ...

Nur Geduld mußte man haben. Nur Geduld. Das Schicksal war ja auf dem Wege!

Sie hörte es herankommen, seit Jahren, in seinem wunderbaren, ungeahnten, überwältigenden Gange ...

Wenn sie noch daran dachte, wie sie, Armgard von Ullhorn, die arme Beamtentochter, den fast unbemittelten jungen Offizier geheiratet hatte! Warum eigentlich? Wahrscheinlich aus der Monotonie des Lebens heraus, im Drange nach seinen Erfüllungen

und Sensationen. In dem jämmerlichen östlichen Grenzstädtchen war sie zu jener Zeit als einziges heiratsfähiges Mädchen gewesen und Heinz Philipp von Arnberg, der als Adjutant beim Bezirkskommando dorthin kommandiert war und aus einer sehr bescheidenen Garnison kam, der einzige standesgemäße, heiratsfähige junge Mann. Die Leere der Umwelt, die brennende Jugend in ihren Adern trieb sie aufeinander zu. Heinz Philipp hatte ein kleines Kapital; ihr Vater konnte mit den mühsamsten Anstrengungen zusammenbringen, was daran zum Kommißvermögen fehlte. Auf solcher finanziellen Basis heirateten sie. Irgendeine andre Zukunftsaussicht als die Karriere des Mannes war nicht vorhanden. Damals standen noch fünf Anwärter zwischen dem Fideikommiß der Arnberg und dem Leutnant Heinz Philipp. Gesunde, verheiratete Männer waren einige davon. Alles Sprößlinge eines gemeinsamen Urgroßvaters, der den Besitz, der schon zu seinen Zeiten alter Familienbesitz gewesen, in ein Fideikommiß umgewandelt hatte. Aber sie hatten sich im Laufe von mehr als anderthalb Jahrhunderten so weit voneinander entfernt, daß sie keine verwandtschaftlichen Beziehungen unterhielten. Wenigstens war Heinz Philipp, der letzte Sproß des jüngsten Sohnes jenes Stifters, von solchen ausgeschlossen. Er war auch zu arm und fühlte sich zu unbedeutend, um sich den andern Arnbergs je bemerkbar zu machen. Sie kannten seine Existenz ja aus dem Almanach der uradligen Familien und hätten ihn suchen können, wenn es sie dazu trieb. Aber es fehlte jegliche Veranlassung.

Vier Jahre nach ihrer Verheiratung geschah es, daß das Fideikommiß infolge des Todes des sehr alten Herrn Dieter von Arnberg, der nur Töchter hatte, auf den nächsten Anwärter, seinen Neffen Dieter Philipp, überging. Damals wurde Heinz Philipp zu einem Familientag eingeladen. Allein er war zu arm, um sich die Reise gönnen zu können. Aber bei dieser Gelegenheit gingen seine Gespräche mit seiner Frau die Familienzusammenhänge durch. Und ihre rasche

Phantasie stellte alles lebendig hin, und sie begriff, daß nach menschlicher Berechnung ihr Gatte oder ihr Sohn niemals in den Besitz kommen würden. Sie sprachen neidlos und wunschlos davon, wie man von Märchendingen spricht, die einen wohl interessieren, aber eben nur als Unterhaltung.

Aber dann — dann geschah eines Tages etwas Grauenerregendes — etwas, das den Atem benahm: Dieser Dieter Philipp und sein Söhnchen verunglückten beide bei einer Eisenbahnkatastrophe, die damals alle Gemüter entsetzte, weil sie zwölf Menschen das Leben kostete und Folge eines beinahe unfaßlichen Versehens beim Signalisieren gewesen war. Der arme, kleine Kerl war gleich tot. Sein Vater folgte ihm nach hartem Siechtum bald.

Oh, noch in dieser Nacht, wo sie so ruhelos wanderte, all ihr Mutterleid in Zorn und Auftrotzen gegen das Geschick auflösend, noch jetzt und jeden Tag und jede Stunde erinnerte sie sich des dämonischen Schrecks, der damals so seltsam, fühlbar, wie mit tausend Ameisenfüßen frostig über ihre Haut gegangen war.

Man kannte die Toten nicht. Fast war es im Gespräch eine erhebende Wichtigkeit gewesen, daß sie der gleichen Familie, wenn auch einem ganz andern Zweige, angehörten. Und man mußte menschliche Teilnahme empfinden, wie konnte man anders. Dies sprach doch zu aller Herzen.

Und dennoch, dennoch zuckte eine rasende Vorstellung auf im Hirn der Frau ...

Jetzt standen nur noch ihrer drei zwischen dem Besitz und ihnen!

Aber Heinz Philipp, der ein vornehmer und maßvoller Mann war, hatte seiner Frau verwehrt, dergleichen auszusprechen. Denn als es einmal schien, als läse er in ihrem flackernden Blicke ihre Gedanken, sprach er lange und ruhig davon, daß nach dem nunmehrigen Inhaber Philipp Arnberg, dem kränklichen, alten Großonkel des eben Verstorbenen, noch Lebrecht Philipp käme, und daß es auch noch Dieter Arnberg gäbe.

Lebrecht Philipp hatte Frau und Kinder, Töchter, aber warum sollte er nicht noch Söhne bekommen? Dieter war ganz jung. Fast noch ein Knabe damals, nur etwa zehn Jahre älter als ihre eigenen Kinder.

Vordem hatte sie mit einer überraschenden Genauigkeit alle Arnbergs auf ihre verschieden geartete Zusammengehörigkeit hin benennen können. Sie wußte, in welcher Weise sie als Vettern, Großvettern und so weiter zusammenhingen, kannte ihre Lebensalter, die Familiennamen ihrer Frauen.

Nun aber verschwand dies alles. Sie wußte und dachte immer nur ganz einfach: Auf Philipp folgt Lebrecht Philipp, auf Lebrecht Philipp folgt Dieter und auf ihn mein Mann — mein Mann ...

So wiederholten ihre Gedanken das, wie ein Kindergedächtnis monoton etwa die deutschen Kaiser hersagt.

Aber der alte Herr Philipp, der fast schon ein Sterbender schien, als er den Besitz antrat, lebte zäh noch manches Jahr, und es schien, als sei das Eisenbahnunglück, das so folgenschwer die Familie Arnberg damals mitbetroffen hatte, ein singuläres, blind zuschlagendes Schicksal gewesen, wie es eben immer und überall einmal auftritt.

Für die Frau Armgard waren es schwere Jahre. Ihr Mann kam einmal aus dem Manöver mit einer bösen Lungenentzündung nach Hause, deren Folgen so hartnäckig blieben, daß man ein Stück Kapital opfern mußte für einen Winter in Davos. Für den Sohn hatte man eine Freistelle im Kadettenhaus erlangt. Die Tochter wuchs heran und wollte viel lernen. Davos hatte wohl seine Schuldigkeit getan, aber immer bedurfte der Familienvater besonderer Kost und Pflege. Und ein Soldat aus innerstem Beruf und von freudiger Begabung war er gewiß nicht. Auch in seiner Jugend entschied die Freistelle im Kadettenhause seinen künftigen Lebensgang. Offizier werden — das war von allen Berufen, die für ihn in Frage kommen konnten, noch immer der aussichtsreichste und standesgemäßeste und billigste.

Was Frau Armgard in verzehrender Furcht hundertmal im voraus erlitten hatte, geschah: ihr Gatte hatte wohl zur Not eine Kompanie führen können, ein Bataillon vertraute man ihm nicht an. Mit Hauptmannspension und Majorstitel trat er aus der Front zurück in die Stille eines dürftigen Lebens. Noch während seiner Versuche, irgendeine geldbringende Wirksamkeit zu finden, brach er, von den Sorgen und der Einförmigkeit eines notvollen Daseins überwältigt, zusammen. Zwei, drei Jahre zogen sich seine Kämpfe um ein bißchen Atem hin. Als er starb, war das Kommißvermögen so ziemlich verbraucht.

Und über all diesen Mühseligkeiten vergaß doch Frau Armgard keinen Tag das Fideikommiß und die Arnbergs. Sie wußte, daß Lebrecht Philipp immer noch keinen Sohn hatte, sie fand es gehässig vom Schicksal, daß ihr Mann noch vor dem uralten Philipp hatte dahin müssen — aber endlich starb auch er, und Lebrecht Philipp zog mit seinen beiden Töchtern auf Arnberg ein. Er war ein Mann in den besten Jahren. Er nahm eine zweite Frau, als die Mutter seiner Töchter ihm entrissen wurde.

Als Frau Armgard von dieser Wiederheirat hörte, ward sie fast krank. In all der Plage um ihr bißchen Brot hatte sie sich ja an dem einen, einen Gedanken erhoben — wenn es doch eines Tages möglich würde.

Ihre Lage war von einer grausamen Klarheit. Sie bekam achthundert Mark Pension und besaß noch zweitausend Mark von ihrem Kapital. Eberhardine konnte in dem westpreußischen Nest, wo man lebte, keinerlei Berufsstudien machen; es gab dort weder Lehrerinnenseminare noch sonstige Bildungsanstalten. Selbst die Bücher, mit denen die Tochter sich allein weiter zu bringen hoffte, kosteten mehr, als die Mutter bezahlen konnte. Heinz Philipp, der Sohn, war in der Selekta. Er sollte sich nun eine Waffe wählen. Von Wahl konnte ja eigentlich keine Rede sein; man mußte „Königszulage“ zu erwirken versuchen und ein

Infanterieregiment in einer ganz einfachen Garnison erstreben.

Es war eine Zeit voll düsterer Gedrücktheit.

Und lauernd, geängstigt, erbittert wartete Frau Armgard, ob die zweite Frau des Herrn Lebrecht Philipp ihm einen Sohn schenke ...

Sie beschloß, mit ihrer Tochter in die fremde, ferne Handelsstadt zu ziehen. Sie sagte: weil wir dort unbekannt arbeiten und verdienen können. Sie dachte: weil es die nächste wirklich große Stadt zu Arnberg ist ...

Es war ihr, als beziehe sie einen Wachtturm ... Als könne sie von da dem Geschick besser auf die wirkenden Finger sehen, belauschen, ob der Webstuhl sause oder stillstehe ...

Ihr Sohn überraschte sie mit einer Nachricht, die ihren Stolz empörte und sie dennoch mit heißer Genugtuung erfüllte. Sie kam selten einem Geschehnis gegenüber in eine einheitliche Stimmung. Alles, was sie erlebte, hatte ja auch schillernde Farben ...

Er hatte sich in einer Unbefangenheit erstaunlicher Art an den ihm persönlich völlig unbekannten Herrn Lebrecht Philipp gewandt, seine Armut dargelegt und angefragt, ob nicht irgendeine Arnbergsche Familienstiftung bestehe, aus deren Fonds ihm eine Zulage zu gewähren sei. Bevor er Infanterist werde, wozu er keine Lust habe, wolle er doch hören, ob denn keinerlei Möglichkeit für ihn bestehe, Husar werden zu können.

Und Heinz Philipp wußte so gut wie sie selbst, daß keine solche Familienstiftung bestand. Sonst hätte man sie längst — längst in Anspruch nehmen dürfen und müssen ...

Herr Lebrecht Philipp hatte kurz und ernst und gütig geantwortet. Er habe sich nach der Begabung und dem Fleiße des jungen Arnberg erkundigt und Hoffnungsvolles gehört. Eine Familienstiftung bestehe nicht. Aber als derzeitiges Haupt der Familie bewillige er Heinz Philipp eine Jahresrente von dreitausend Mark.

Hardy schämte sich der Unverfrorenheit ihres Bruders und der Unwahrheit, die in seiner Anfrage gelegen. Aber die Mutter war doch von einem jämmerlichen Grame befreit, dem, auch die Jugend des einzigen Sohnes in Entbehrungen sich zerreiben zu sehen. Ihre Freudentränen wuschen ein wenig von Hardys Verstimmung gegen den Bruder fort. Die Mutter hatte, je nach den wechselnden Zuständen in ihrem Gemüt, bald der Tochter in ihrer stolzen Feinheit, bald dem Sohn in seiner kecken Tat recht gegeben.

Fast vergaß sie über dieser erleichternden Wendung ihr Warten ... Aber eine neue, unheimliche Begebenheit peitschte ihre Gedanken auf.

Lebrecht Philipps zweite Frau gebar eine Tochter. Es schien, daß der fanatische Wunsch, dem Gatten einen Sohn zu schenken, ihre Nerven überreizt hatte; sie sollte ohnehin aus einem dekadenten Geschlecht stammen; kurz, sie wurde in eine Irrenanstalt gebracht, und am selben Tage erschoß sich Lebrecht Philipp.

Ein unheimliches Geschick schien die Arnbergs zu umkreisen.

Aber Frau Armgard fürchtete es nicht.

Hier ging sie wieder in der Nacht, mit raschen, leisen Schritten in den bewegten Falten ihres schwarzen Kleides, und hatte das triumphierende Gefühl: das Schicksal arbeitete für sie! Es tat ausgleichende Arbeit. Auf und ab steigt das Leben. Zwei, drei Generationen sind die einen im Glanz aller irdischen Güter. Dann werden sie zurückgestoßen, hinein in die unübersehbaren Kolonnen der Beladenen. Und andere steigen empor und greifen nach den Kränzen und setzen sie sich aufs Haupt.

Große, alte Geschlechter fielen ihr ein — und wenn sie auch, von weitem und außen gesehen, unerschüttert weiter blühten: in ihrem Rahmen änderte sich doch alles fort und fort. Die Vermögen zerteilten sich und wurden dünn und dünner bei den einzelnen Zweigen. Oder verdorbene Glieder sanken ab. Oder die körperlichen und geistigen Begabungen gingen zurück.

Nun war bei den Arnbergs die Stunde nahe, wo die Linie, die so lange im Schatten, in heimlichem Proletariat sich hingefristet hatte, emporstieg ...

Dieter von Arnberg wurde Herr auf Arnberg, Probsthagen, Wühlsdorf und Münchow! Und ihr Sohn, ihr Heinz Philipp, war der Nachfolger ... Es stellte sich heraus und erklärte noch nachträglich ein wenig die Bereitwilligkeit, mit der Lebrecht Philipp dreitausend Mark ausgeworfen hatte, daß der Fideikommißinhaber dem nächsten Anwärter, falls er nicht des Inhabers eigener Sohn sei, solche Rente zu zahlen habe. Das stand in den Familienstatuten so geschrieben.

Nun zersorgte Frau Armgard sich an neuen Fragen: wie sollte es werden, wenn Herr Dieter heiratete und Söhne bekam. Der Mann war dreiunddreißig Jahre alt ...

Aber schon sehr bald zeigte es sich, daß auch Herr Dieter voll Großmut diese Möglichkeit bedachte und offenbar die Grausamkeit nachempfand, die es gewesen wäre, den jungen Offizier in solcher Furcht dahinleben zu lassen.

Heinz Philipp erhielt eine Urkunde, in der ihm die Rente bis zum Major zugesichert wurde, auch wenn Dieter Söhne bekäme.

Das war nun drei Jahre her. Eine verwandtschaftliche Herzlichkeit hatte sich zwischen den beiden Männern mit dem gemeinsamen Ururgroßvater keineswegs entwickelt. Heinz Philipp war ein einziges Mal zur Jagd auf Arnberg geladen gewesen.

Hardy fürchtete, ihr Bruder habe sich nicht die Sympathieen Dieters erobern können. Sich bei dem Fideikommißinhaber lieb Kind zu machen, war doch sicher Heinz Philipps Bestreben gewesen. Schon allein um der Vorteile und des Ansehens willen — zwei Momente, die alles Tun und Lassen Heinz Philipps bestimmten. Und wer wußte, ob Dieter Arnberg-Arnberg das nicht durchschaut hatte.

Die Mutter schalt sie wegen dieser Furcht aus. Nein, die abwehrende Haltung Dieters gegen seinen

derzeitig einzigen Nachfolger hatte natürlich ganz andre Gründe. Tiefe, begreifliche Gründe. Er fühlte das Geschick der Arnberg über sich — er wußte — es war ihm bestimmt, Platz zu machen — wie die andern ihm hatten Platz machen müssen ... ihm ahnte, es lag Unheil über seinem Leben ... Das Schicksal schob Heinz Philipp mehr und mehr in den Vordergrund ... Die Stunde war nahe, wo der ganz der Sieger sein werde. Sein Anblick mußte dem Dieter wie eine ewige, geheime Drohung sein ...

So füllte sie das Leben mit geheimnisvollen Vorstellungen und dämonischen Mächten. Phantastisch und grausam, geduldig und leidenschaftlich zugleich.

Und sie wartete. Sie wußte es fast gewiß: unerkennbar bleibende, unerwartete, ganz merkwürdige Verkettungen würden Dieter gegen seinen Willen hindern, zu heiraten ... Oder wenn er es, dem Geschick trotzend, dennoch wagte, zu heiraten, bliebe er kinderlos ... Und er würde, er durfte, er konnte nicht alt werden ...

Sie kannte ihn nicht ... Sie begehrte heiß und instinktiv vom Zufall die Gunst, daß sie diesen Mann nie, n i e sähe ... Als spüre sie, daß ihre Gedanken ihm das Leben nicht gönnten — als müsse sie darüber vor Scham vergehen, wenn sie ihn leibhaftig sähe ...

Und dennoch wartete sie ...

Ungeduldiger, verzweifelnder als je in dieser Nacht.

Weil ihr Mutterherz empört war. Weil ihr Kind litt. Weil sie in einer heillosen Verwirrung ihrer Gefühle dunkel die Vorstellung hatte, als bedeute es Trost und Genugtuung, vornehm und reich vor dem Manne dazustehen, der ihr Kind verließ ...

Arme Mutter — arme Mutter — Es war ihr nicht gegeben, weich und in Tränen leiden zu können.

Sie litt in Bitterkeiten ...

Und Hardy weinte leidenschaftlich in ihr Kopfkissen hinein.

Ist denn Verzeihen wirklich so übermenschlich? dachte sie.

War es nur ein großes Wort gewesen, das der furchtbare Augenblick ihr entriß?

Wie eine heilige Eingebung war es über sie gekommen, daß sie mit diesem Wort ihm die letzte, die höchste Liebe beweisen könne ...

Und noch einmal weinte sie es in der Nacht ihm zu: Ich verzeihe dir — ich ...

⊕ ⊕ ⊕

Vor dem Südertor, am Schmuckplatz, wo die im Sommer prickelnd emporsteigenden Wasser des Springbrunnens in die Erde zurückgesunken schienen und auf niedrig umgitterten, verfärbten Rasenflächen seltene Sträucher unter Schutzkasten überwinterten, lag das große, weiße Haus vor dem düsteren Hintergrunde des kahlen Gartens im vollkommenen Schweigen der Nacht. Die lautlosen Wipfel der Linden standen um das blauschwarze, gebrochene Dach. Die Sandsteinpfeiler des großen Gittertores trugen in kunstvollen schmiedeisernen Gehäusen je eine Gaslaterne. In der einen brannte die blanke Flamme und warf Licht auf die dicken, schwarzgrünen Lindenstämme, auf die kleine Freitreppe mit den abgerundeten Ecken und die helle Hausmauer.

Der Wind zischte dann und wann durch die Scheibenritzen in die Laterne hinein; dann strich der Lichtschein mit ausholender Bewegung weiter nach rechts über die weiße Wand und erhellte auch die ferneren Stämme.

Die mächtige Haustür krönte ein bildhauerischer Schmuck, dessen Mittelstück das Patrizierwappen der Eggsdorf bildete.

Gerade über ihm war das mittelste Fenster in der Hausfront noch erhellt. So matt drang aber der Schein durch die Vorhänge, daß ein etwa Vorübergehender hätte den Eindruck haben können, da oben werde Krankenwacht gehalten.

Borwin saß dort mit aufgestützten Ellbogen, die Handfläche gegen die Stirn drückend. Er starrte immerfort auf seine Schreibtischplatte nieder, in Ge-

danken verloren. Jeden zehnmal wieder durchgehend; immer neu das gleiche begrübelnd ...

Nun, da die Stunde hinter ihm lag, vor der er sich seit Wochen gefürchtet hatte, konnte er gar nicht begreifen, woher ihm der Mut gekommen war, und er zweifelte sich an und die Anständigkeit und Richtigkeit seiner Handlungsweise. Wochenlang hatte er gefühlt: schreiben ist feig! Nur ein wahrhaftiges Geständnis Aug' in Auge kann mich vor ihr, vor mir selbst bestehen lassen.

Und nun deuchte ihm, als habe diese Zusammenkunft in der rauhen Winternacht, auf den Wegen der Anlagen, wo die Liebespaare aus dem Volke sich treffen, als habe sie einen ganz unwürdigen Charakter gehabt ...

Ihr, ihr hatte er das zugemutet! Ihrer Vornehmheit und stillen Würde ... Unerhört ... Und doch — wie hätte es anders sein können — bei der unseligen Enge ihres Lebens? In ihrem eigenen Heim? Mit dem Ohr der Mutter nebenan? Undenkbar ... Wie gut, wie groß von Hardy, daß sie gekommen war ...

Er stellte seinen Konflikt vor sich hin.

Gewiß, er war nicht so unerhört. Wie mancher Mann steht zwischen zwei Frauen. Das Gemüt findet Heimat und Ruhe bei der einen. Da kommt eine heiße Aufwallung sinnlicher Begierde und drängt zu einer andern.

Jawohl, ein ganz alltäglicher Konflikt. Jeder scheint einfach, wenn man ihn auf seine simple Linie zurückführt. Jeder wird schwer durch all die Dinge und Bedenklichkeiten, die um ihn sind, die in ihn hineinspielen.

Wie hatte es zuerst seinem Mannbewußtsein wohl getan, daß er mit seiner Liebe Hardy und ihre Mutter aus der Dürftigkeit und dem Kampf ums Brot eines Tages werde herausheben dürfen.

Und wie wollte nun gerade seine Selbstachtung zerbrechen, wenn er an Hardys Armut dachte. Wie viel unerhörter schien sein Gefühlswandel, weil es ein

arbeitendes Weib war, von dem seine Sehnsucht sich abgewandt hatte . . .

Unterdrückten noch Leiden zuzufügen, was gehörte dazu! Wie viel Grausamkeit! Welch schändlicher Mut!

Und er hatte diesen Mut gehabt, er, der all sein Hab und Gut hätte hingeben mögen, um Hardy ein bißchen Lebensglück zu verschaffen.

Nur sich selbst konnte er nicht mehr geben! Ja, es erschien ihm fast unbegreiflich, daß er daran einmal gedacht, es warmen Herzens gewünscht hatte.

Er hatte herzliche Achtung, Empfindungen, die ihm jetzt brüderliche Zärtlichkeit zu sein schienen, für Liebe gehalten, anders konnte es ja gar nicht sein, deuchte ihm.

Er kam nicht darüber zur Erkenntnis, wie sehr in diesem Zwiespalt, vom Augenblick des Entstehens an, alle Nachteile auf Hardys, alle Vorteile auf seiten der jungen Doraline gewesen waren.

Die eine sah er selten und bei kurzen, unfreien Begegnungen. Auf der Straße sah er sie in ihrem schlichten Arbeitskleide, wenn sie abgespannt von ihrem zerreibenden Berufe heimkam; oder er sah sie in der engen Wohnung, zusammen mit der stets nervös erregten Mutter, vor der er verlegen war. Niemals, seit jener ersten Stunde im sommerlichen Walde, hatten sie in voller Freiheit sich lachend und glückselig wieder küssen können, und weil die Stimmung jenes Rausches nie genährt und neu geweckt werden konnte, wandelte sich alles erst in Sehnsucht und dann in Gedrücktheit.

Die andre aber sah er fast täglich in all ihrer holden Jugend und Sorglosigkeit. Sah sie bei Festen und im Rahmen einer großen, behaglichen Häuslichkeit. Sah sie in einer wahrhaft rührenden Offenherzigkeit stürmisch auf sich zukommen.

Er wußte, ihr sei der Abend heute verdorben gewesen, weil er nicht gekommen war. Er fühlte, daß ihre Eltern und sie selbst und seine Mutter und die ganze Gesellschaft darauf warteten, daß er um Doraline werbe.

Er dachte: Wie konnte ich! Ehe Hardy mich freigegeben hatte! Er war sich gar nicht bewußt, daß er nie mit klaren, bindenden Worten zu Hardy von der Zukunft gesprochen. Er hatte ihr gesagt: „Ich liebe dich.“ Dadurch fühlte er sich an sie gebunden.

Nun war er frei... Aber er saß hier nicht wie ein Befreiter, und ihm war gar nicht gut zumute.

Er wollte an Doraline denken. Er zwang seine Gedanken förmlich, ihm ihre Persönlichkeit herbeizuzaubern. Aber es war beinahe, als sei die leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr, die ihm in den letzten Wochen in allen Adern brannte, ganz erloschen.

Er war völlig beherrscht von der Rührung über Hardy.

Er ahnte, daß dies große Wort „ich verzeihe dir“ nicht in heldenhafter Aufwallung gesagt worden war, daß es vielmehr aus tiefen, demütigen Leiden heraufkam.

Es erschütterte ihn. Er begriff, daß er die Offenbarung höchster Weiblichkeit gesehen hatte.

Eine grenzenlose Dankbarkeit erfüllte ihn.

Er dachte an Hardy mit fast religiösen Empfindungen.

Und er fühlte klar: die Achtung vor ihr und ihrem Schmerz verbot ihm, sofort mit hastigen, begehrlichen Händen nach der andern zu greifen.

Es wäre ihm gewesen, als hätte er an einem Grabe freien wollen.

Er wollte fort, verreisen, ein paar Wochen lang sich besinnen. Ein geschäftlicher Vorwand zu so plötzlicher Abwesenheit ließ sich erfinden — ihm fiel gerade im Moment ein sehr glaubhafter ein: die Reederei Eggsdorf hatte in der letzten Zeit vielerlei Ärgernisse mit den Frachtdampfern ihrer spanisch-englischen Linie gehabt. Noch gestern früh hatte er seiner Mutter davon erzählt und gesagt, es scheine wünschenswert, daß jemand hinreise und die Agenten in den Häfen kontrolliere, die von jener Linie angelaufen wurden. Seine Mutter war noch Teilhaberin der Firma und wollte immer von allen Geschehnissen erfahren. Da sie für

kaufmännische Dinge nur ein halbes Verständnis besaß und sich schon aufregte, wenn die Börse auf Gebieten flau war, die die Firma gar nichts angingen, gewöhnte sich Borwin, für sie alles ein wenig zu gruppieren. So bekam sie das Gefühl, unterrichtet zu sein, und störte nicht so viel durch unnütze und oft gar nicht zu beantwortende Fragen.

Ja, also nach England und Spanien wollte er morgen abreisen, der Mutter sagen, es seien zwar nicht beunruhigende, aber dringliche Nachrichten gekommen, die ihn selbst hinriefen.

Morgen? Heute, denn gerade schlug die Uhr zwei. Die klaren, runden Silbertöne schwellten durch den Raum. Zwei Uhr morgens? Ob auch Hardy so wachte in der Nacht? Gewiß, gewiß, aber nicht in der mildernden Einsamkeit, wie sie feierlich und ungestört um ihn war und seine schweren Gedanken empfing gleich einer schweigsamen Wohltäterin. Neben Hardy wachte eine erbitterte, vom Schicksal viel geschlagene Frau. Und wieder kam er sich roh und grausam vor und litt von seiner Tat.

Und fühlte doch: sie war eine Notwendigkeit gewesen.

Wie konnte er, wie konnte er mit Hardy an den Altar treten in Lügen?

Und nun auf einmal flammte all seine Verliebtheit für Doraline jäh und heiß in ihm auf, so stark, daß er hier in der Nacht errötete, sei es vor Verlangen, sei es vor Beschämung.

Er sah sie, wie er sie damals zuerst gesehen.

Irgend jemand, vielleicht seine Mutter, hatte gesagt: die jüngste Nottbeck ist aus der Pension zurück, ich will dich vorstellen. Es war bei einem Wohltätigkeitsfest im Garten bei seiner Mutter gewesen, also eigentlich in seinem eigenen Heim. Die jungen Damen wußten vor Übermut sich gar nicht zu lassen und tollten an dem schönen Septembernachmittag in ihren Bauernkleidern umher und zwangen die Herren, ihnen Blumen und Kuchenherzen abzukaufen. Doraline, mittelgroß und wohlgestaltet, wenn auch nicht eben zierlich, sah

köstlich drall und frisch aus, und das grüne Tuch war sehr kokett um ihr krauses, fuchsiges Blondhaar gelegt. Ihr offenes Gesicht hatte den Ausdruck kindlicher Unbefangenheit. Die blauen Augen lachten. Um den leuchtend weißen Hals trug sie ein billiges Glasperlenkettchen, ihrer Kostümierung gemäß.

Borwin hatte sich, widerwillig genug, aus Rücksicht auf seine Mutter und als Hausherr bewegen lassen, an der ihm so zwecklos scheinenden Sache teilzunehmen. Nun machte es ihm ein merkwürdiges Vergnügen, dies muntere, hübsche und überraschend unverbildete Kind ein wenig zu beobachten. Und sie hatte sich auf den allerersten Blick völlig und besinnungslos und ganz unbesorgt in ihn verliebt. Seine Mutter, die es von Doralinens Mutter erfahren, erzählte es ihm eines Tages, als er schon selbst begriffen hatte, daß er es nicht ertragen würde, dieses Mädchen einem andern Manne zu lassen, als er schon mitten in seinem harten Zwiespalt stand.

Er sah nun auch: jedermann fand, daß er und Doraline wie füreinander vorbestimmt seien; daß die Eggsdorfs und die Rottbecks sich verschwägern müßten. Eine nach allen Richtungen hin passendere Verbindung konnte es gar nicht geben.

Seine Mutter und Doralinens Eltern wurden oft darauf angeredet. Und sie antworteten mit der Offenheit, die sicherste Hoffnung gibt: Nicht wahr, es wäre reizend, wenn die beiden sich fänden.

Und weil Doraline ja noch ein wenig jung sei, begriff man, daß die Sache sich etwas hinauszöge. Vielleicht wollte Borwin ihr erst einen Winter voll Freiheit gönnen.

Er erfuhr dies alles durch seine gesprächige Mutter wieder und hatte viel Not, ihre vorwärtsdrängenden Fragen und Bitten abzuwehren.

Und Doraline, für die es selbstverständlich war, daß sie seine Braut werden würde — wie ganz elementar zeigte sie ihm, daß es für sie keinen gäbe außer ihm. Wie neckte man sie mit ihm, sogar in seiner Gegenwart. Wie war ihr ganzes Wesen ge-

tragen von der jubelnden Vorfreude auf die nächste Zukunft.

Wie hätte auch sie, die sich in aller Naivität für sehr liebenswert und begehrenswert hielt, die wußte, daß eine Nottbeckſche Tochter nur zu wählen habe, wie hätte sie auf den Gedanken kommen können, daß er zaudernd in schweren Kämpfen vor ihr stehe.

Nein, das sah er wohl, ihre Liebe wurde nicht durch die leisesten Zweifel beunruhigt.

Wie aus diesem allen tausend Fäden wurden, die ihn fortzogen von Hardy!

Manchmal dachte er: man läßt sich nicht fortziehen, wenn man wahrhaft liebt. Und suchte nach einem Namen für die Empfindung, die ihn zu Hardy geführt, da es doch keine echte Liebe gewesen sein konnte.

Er fand keinen.

Er hörte endlich auf, über den Zwiespalt zu grübeln, und trug ihn als dumpfen Druck, dem er entrinnen müsse, wenn das Leben wieder lebenswert werden solle.

Er fühlte nur immer das eine ganz stark und klar: Wahrhaftigkeit gegen Hardy sei seine Mannespflicht — darin lag für ihn fast etwas Entsühnendes. Wahrheit ward zur Selbstzüchtigung.

Er sollte sich klein und wandelbar zeigen vor einem Herzen, dem er ein Gott war...

Es war geschehen. Er hatte den schmerzlichen Mut gehabt.

Und sie verzieh ihm. Verzieh! Zorn von ihr, Vorwürfe von ihr hätten vielleicht seinen Trotz aufgeweckt, und er hätte vielleicht die Stimme seines Blutes mit großen und überzeugenden Worten vor sich und vor ihr zu verteidigen vermocht.

Aber ohne Bitten und Kampf, still und voll Würde gab sie ihn frei. Und sie verzieh ihm...

Das legte ihm neue und nie verlöschende Pflichten auf gegen Hardy. Heilig mußte ihm die Erinnerung an sie bleiben. Und wie strahlend sich auch seine Zukunft gestalten würde, er durfte und wollte

nie vergessen und vor sich verleugnen, daß dieses reine und selbstlose Herz ihm eine Liebe gewidmet hatte, an die er mit andächtiger Dankbarkeit zurück dachte ...

Und diese Nachtstunden wurden ihm zuletzt wie eine wehmutsvolle Wacht bei einer Hingeschiedenen ...

Am nächsten Morgen reiste er. Vorher suchte er seine Mutter an ihrem Frühstückstisch auf, wo sie in all ihrer Lebendigkeit mit ihrer Gesellschafterin noch einmal den gestrigen Abend durchsprach und alle kleinen Schwächen ihrer Bekannten auf das vergnüglichste in Ton und Geste nachzuahmen wußte. Fräulein Hintze lachte ohne Heuchelei, und die Aufrichtigkeit ihrer Heiterkeit gab Frau Sophie Eggsdorf das erfrischende Gefühl, daß ihre Plauderkunst noch immer auf alter Höhe stehe. Sie nahm die Ankündigung von Borwins plötzlicher Abreise ohne den übellaunigen Widerspruch entgegen, den er gefürchtet hatte. Ja, sie sagte vielmehr mit einem gewissen strategischen Überblick: „Im Grunde ist es ganz nett so — gewisse Dinge zögern sich dadurch vier Wochen hinaus ... Im Moment haben wir auch noch genug vor ... Allerlei Diners. Und dann hörte ich gestern abend: Vielhofs silberne Hochzeit ist in vierzehn Tagen und wird großartig gefeiert — wir können also nicht verderben — nich, Fräul'n Hintze? Dann paßt es ja wunderschön, wenn nachher eine Verlobung wieder frisches Leben bringt."

„Leben" — das hieß für sie: Vergnügungen.

„Also reise glücklich, Borwin. Und gute Geschäfte, hörst du! Geschäft ist die Hauptsache. Wenn die Frauen gern Geld ausgeben mögen, müssen die Männer es verdienen — nich, Fräul'n Hintze? — Und bei einer gewissen jungen Dame will ich deine Abwesenheit plausibel erklären und ihr an deiner Statt sozusagen den Hof machen. Bitte, noch Tee, Fräul'n Hintze — na also: Fare well, mein Sohn."

Und nachdem er sie auf die Stirn geküßt hatte, nickte sie ihm, als er an der Tür zurücksah, nebenbei noch einmal zu. Das etwas scharf gewordene, regel-

mäßige Gesicht lächelte hell. Der wohlfrisierte, grauhaarige Kopf neigte sich mehr huldvoll als gerade mütterlich.

Vier Wochen lang hing er dann sein Dasein an Kursbücher, Segellisten, ineinandergreifende Verbindungen. Vier Wochen versuchte er kaum etwas andres zu überdenken, als geschäftliche Fragen. Vier Wochen lang schlief er fast jeden Tag in einem andern Bett oder lag endlose Nächte in engen Schiffskojen, halb wachend dem Puckern der Maschinen und dem Wasser nachhorchend, das hart gegen das Ochsenaugenfenster klatschte.

Zuweilen kam ihm vor, als sei schon ein Menschenalter verflossen seit jener Stunde ... Ganz unwahrscheinlich weit lag alles zurück und nahm das Wesenlose eines bloßen Traumes an.

Und dann kam der Tag der Rückkehr. Von ihm an gerechnet, wurde das Leben so fieberhaft unruhevoll, daß es Borwin manchmal schien, als sei die hastvolle Reise ein beschauliches Idyll gewesen.

Er warb um Doraline, und diese seine lang erwartete Werbung war wie ein Signal, auf das hin sich ein Zustand um ihn herum entwickelte, den er mit einem ewig kreisenden Karussell verglich, und der ihm so unerträglich war, daß schnelle Heirat die einzige Rettung daraus schien.

Erglühend in Glückseligkeit hatte Doraline sich in seine Arme geworfen. Sie war ein temperamentvolles kleines Menschenkind. Und als Braut von einem leidenschaftlichen Verlangen nach Zärtlichkeit. Das äußerte sich so naiv, war so elementar, daß es den Mann in einen Rausch versetzte und ihm alle Gleichmäßigkeit der Stimmung nahm. Seine Verliebtheit schlug ihm fast über dem Kopf zusammen, dennoch fühlte er, daß er, als der reife Mann, dafür zu sorgen habe, daß sie nicht das Schauspiel eines geschmacklos zärtlichen Brautpaares gäben. —

Seine Mutter strahlte, war sehr zufrieden und dachte in der Hauptsache über alle Feste nach, die zu Ehren

des Brautpaares zu veranstalten seien. Da ihre Verwandten sich schon oft genug Bemerkungen über ihre nie erlahmende Lebensfreudigkeit erlaubt hatten, war sie nun froh, für alle nächsten Jahre sagen zu können: „Meine junge Schwiegertochter muß amüsiert werden.“

„Eine liebere Tochter hätt'st du mir nicht bringen können,“ sagte sie lobend, „alles paßt: Erziehung, Familie, Vermögen. Und hübsch und vergnügt ist sie obenein. Die Eltern sind nett. Nottbeck spielt vorzüglich Bridge. Sie spricht ja 'n bißchen viel — nich, Fräul'n Hintze? — aber was sie sagt, hat Hand und Fuß.“

Borwin mußte sich auch mit der neuen Familie einleben. Das war nun nicht schwer. Generalkonsul Nottbecks waren sehr ausgeglichene Menschen und hatten einen förmlichen Dunstkreis von Behagen um sich. Sie besaßen ein paar Millionen; aber sie waren durch ihren Reichtum nicht zu Zahlenfexen geworden, und es weckte nicht von fern ihre Eifersucht, daß andre mehr Geld hatten. Ebensowenig regten sie sich über die Armut andrer auf, denen sie vielleicht hätten helfen können oder müssen. Ihre Ansicht war, daß man das Leben und seine Umstände nehmen müsse, wie alles nun einmal lag.

Der Mann bewunderte nichts auf Erden mehr als die Klugheit und Umsicht seiner Frau und lebte in einer freudigen Abhängigkeit von ihr.

Sie, ein wenig untersetzt, fuchsblond wie Doraline, feist und flink, nahm auch jedes Ereignis gleich fest in die Hand.

„Einen liebern Schwiegersohn hätt'st du mir nicht bringen können, Dorli,“ sagte sie lobend und küßte die Tochter schallend auf die Backe, „mit dem wird sich leben lassen. Und wie stattlich er aussieht. Alles paßt auch: Familie, Vermögen. Die Mutter ist eine scharmante Frau, ich denke, du wirst mit ihr auskommen. Regieren zu lassen brauchst du dich aber nicht von ihr. Habt ihr Rat nötig, ihr junges Volk, bin ich ja da. 'n bißchen viel spricht sie, das ist wahr, aber was sie sagt, ist amüsant.“

Doraline und ihre Natürlichkeit berichtete dies wörtlich an Borwin. Und er mußte in sich hineinlächeln.

Rottbecks hatten noch eine Tochter, die fast vier Jahre älter als Doraline war. Es hieß immer, daß Irma Rottbeck, allzu wählerisch, sich noch nicht zum Heiraten habe entschließen können. Sie war schöner als Doraline, schlanker gewachsen, von feinerem Gliederbau. Und, wenn auch wahrscheinlich ebenso temperamentvoll wie diese, doch nicht ein solches Naturkind. Im Gegenteil verrieten ihre funkelnden und herrischen Blicke, die tiefen Winkel des üppigen Mundes und ein gewisses, überlegenes Lächeln allerlei von nachdenklichen Beschäftigungen mit den geheimnisvollen Lebensfragen.

Borwin fand und suchte auch kein näheres Verhältnis zu der Schwägerin. Mädchen dieser Art waren ihm wenig angenehm.

Aber Irma umkreiste in halb spöttischer Anteilnahme neugierig das Brautpaar. Es schien, daß sie, die sich schon oft genug hätte verloben können, doch geärgert war durch das Liebesglück der jüngeren Schwester und aus diesem Ärger heraus Doraline piesackte. Wenigstens kam es recht oft vor, daß Doraline zornig und leidenschaftlich in Borwins Armen weinte und allerlei unzarte Neckereien der Schwester beklagte, die Verliebtheit „albern" fände. Borwin selbst fühlte sich oft irgendwie geniert durch die mokanten Beobachterblicke der schönen Irma.

Den einzigen Sohn und Bruder der Familie sollte er erst bei der Hochzeit kennen lernen. Zur Verlobung hatte der Leutnant Rottbeck aus irgendeinem Dienstgrunde keinen Urlaub bekommen können.

Doraline erzählte eifrig von Bruder Fritz, wollte ihn dem geliebten Manne nahebringen. Er sollte alles lieben, was zu ihr gehörte. Jeder seiner Gedanken mußte — nach ihrer Auffassung und ihren Ansprüchen — ganz und gar ausgefüllt sein von ihr und ihren Angelegenheiten.

Husar? Und die Garnison? Borwin, als er zuerst

davon hörte, suchte in seinem Gedächtnis nach. Plötzlich wußte er es: Hardys Bruder stand in dem gleichen Regiment und in der gleichen Garnison. Das Regiment war auf zwei kleine benachbarte mecklenburgische Städtchen verteilt.

Er empfand dies sofort als ein peinliches Zusammentreffen. Aber dann dachte er wieder: was habe ich mit dem Offizierkorps zu tun, dem mein Schwager angehört; ich werde seine Kameraden nicht kennen lernen, wenn ich nicht extra in seine Garnison reise, was sich ja auf das leichteste vermeiden läßt.

Sehr wenige Wochen nach der Verlobung kamen die beiden Mütter des Paares schon in eine recht gereizte Stimmung gegeneinander.

„Ich versteh nicht, wie Doralines Mutter nur die Unverfrorenheit haben kann, mich aus dem Hause treiben zu wollen! Natürlich, nach dem Testament gehört es dir. Aber du wirst als guter Sohn deine Mutter nicht aus den Räumen jagen, in denen sie sich seit fünfunddreißig Jahren gefiel. Fräul'n Hintze meint auch, das kannst, das wirst du nicht. Nich, Fräul'n Hintze? Ich hätte der Frau Generalkonsul gern alle Gründe aufgezählt, die es vernünftiger machen, wenn ihr Jungen euch ein kleines Haus mietet. Aber die Frau läßt ja andre Menschen nicht zu Worte kommen."

Vorwin beschwichtigte seine Mutter, sagte, er werde sie gewiß nicht aus dem Hause jagen; anderseits aber seien die Räume so sehr reichlich und groß, daß es Last für sie sein müsse, sie allein zu haben. Vielleicht könne das junge Paar oben und sie unten wohnen, was sie doch jetzt auch schon tue.

Frau Generalkonsul Nottbeck redete, unter den wohlgefälligen und zustimmenden Blicken ihres Mannes, auf Vorwin ein: „Du bist der Chef! Dir gehört das Haus! Es wäre doch eine Verschwendung, wenn du dir ein andres mieten wolltest. Was soll eine alte Frau, die sich doch über kurz oder lang aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen muß, die doch wohl hoffentlich bald kein Pläsier mehr daran hat, riesige

Diners und Bälle zu geben, was soll die mit so viel Räumen?! Ich finde es überhaupt immer und in allen Dingen vernünftiger, wenn die Alten der Jugend aus freien Stücken Platz machen. Wenn wir mal alt werden, haben wir hoffentlich die Einsicht. Deine Mutter ist doch fünfundsechzig. Ich staune ihre Lebenslust an. Wenn ich mal fünfundsechzig sein werde, danke ich Gott, wenn's still um mich sein kann. Das alles hätt' ich deiner Mutter gern gesagt. Aber — wenn du es nicht übelnimmst, Borwin — sie läßt ja keinen Menschen zu Worte kommen."

Borwin sagte, daß er gewiß die Absicht habe, Verschwendung zu vermeiden und alle Interessen zu vereinen. Es scheine am vernünftigsten, daß beide Parteien das Haus bewohnten, dessen weite Räume jeder volle Freiheit gewährleisteten.

Mit dieser Lösung waren heimlich alle unzufrieden, auch Borwin selbst. Alle Wohlerzogenheit und Herzenstakt verbot allen, sich offen dagegen auszusprechen.

Als Doralines Aussteuer beschafft wurde, steigerte sich die gereizte Stimmung der beiden Mütter bis zur Schärfe. Frau Sophie Eggsdorf wollte ihren bewährten Lieferanten Aufträge zuwenden, nahm ohne weiteres an, daß man ihren berühmten Geschmack zu Rate ziehen, alle Eggsdorfschen Familiengebräuche berücksichtigen werde. Frau Generalkonsul Rottbeck pflegte nicht zu fragen. Sie hatte ihren Geschmack, ihre Handwerker, ihre Fabrikanten. Damit basta. Wer bezahlte die Aussteuer? Der Generalkonsul Rottbeck! Also?

Und jede Dame trug ihren Zorn vor Borwins Richterstuhl.

Es lag in den Verhältnissen, daß er zur Schwiegermutter zu halten schien.

Darüber zeigte seine Mutter sich so erregt, daß ihr einmal das Wort entfuhr: „Für mich wäre es, weiß Gott, bequemer gewesen, du hättest eine Waise oder ein armes Mädchen geheiratet. Nich, Fräul'n Hintze?"

Borwin hatte allmählich das Gefühl, er werde nervös. All diese Menschen und Dinge und Stimmungen drängten sich hinein in sein eigenstes Leben. Es schien wirklich, als habe er sein Liebesglück nicht für sich, als sei es zuallerletzt seine Angelegenheit und zuallererst die der Familien.

Er sagte also eines Tages, er wünsche rasch zu heiraten. Doraline glühte vor heißer Freude. Sie dachte nichts und wollte nichts, als endlich, endlich seine Frau werden.

Dieser Entschluß, nachdem anfangs wegen Doralines Jugend von einem langen Brautstande die Rede gewesen war, beschwichtigte auf der Stelle alle. Frau Sophie Eggsdorf hatte gleich den Kopf voll von dem Polterabend, den sie geben wollte, und den Toiletten, die sie an den Festen tragen könne, um einerseits alle Damen zu übertrumpfen und anderseits dennoch mit ihrem Geschmacke zu imponieren.

Es sollte eine riesengroße Hochzeit sein. Trauung in der Anscharkirche, nachher Diner und Tanz im „Gesellschaftshause“, denn hundertundfünfzig Personen konnten Nottbecks in ihrem Speisesaale nicht setzen. Und Zimmer wollte Frau Nottbeck nicht ausräumen. Doraline sollte in den letzten Tagen in ihrem Elternhause keine Umzugsstimmung erleben.

Doraline war es egal, sechs Personen oder tausend. Sie sah und empfand nur den einen, an dem sie mit Inbrunst hing. Borwin begriff, daß er beide Familien ärgere und alle Welt enttäusche, wenn er auf einer kleinen Hochzeit bestehe. Er fügte sich.

Und eines Abends, als Irma und ihre Mutter die von ihnen gefertigte Liste der Einzuladenden vortrugen, erfuhr Borwin, daß Fritz Nottbeck Kameraden mitzubringen denke. Es haperte ein wenig mit jungen Herren. Da waren unglaublich viele Cousinen und Freundinnen, die geladen werden mußten. Irma hatte schon mit ihrem Bruder darüber korrespondiert. Er hatte leider nur drei Kameraden zu der Sache überreden können. Frau Nottbeck sagte ihrem Manne, daß für die jungen Offiziere, die man nicht mehr in

den schon besetzten Logierzimmern des Hauses unterbringen könne, Quartier im Hotel genommen werden müsse, wo sie als Nottbecksche Gäste wohnen sollten. Sie erzählte stets alles, was sie anordnete, ihrem Manne, sie tat nicht das kleinste hinter seinem Rücken. So fühlte er sich nie regiert, sondern ihm war immer nur, als werde ihm alles in der dankenswertesten Weise abgenommen.

Bei diesem Gespräche horchte Borwin, so ganz seiner qualvoll aufsteigenden Furcht hingegeben, daß Doraline ihn fragte, was er denn habe ... zweimal schon antwortete er ihr nicht! ... Und er mußte irgendeine kleine Lüge sagen und ihr zärtlich die weiße Hand streicheln, damit sie nur verzeihe, daß seine Gedanken ein paar Sekunden lang von ihr fortgewesen waren.

Ja, der eine Name fiel. Fritz Nottbecks Kamerad, sein bester Freund, Heinz Philipp von Arnberg, würde kommen. Und Irma erzählte mit ihrem seltsam üppigen Lächeln und ihren funkelnden Augen, daß Fritz geschrieben habe, dieser Heinz Philipp werde vielleicht eines Tages Inhaber eines riesigen Fideikommisses.

In Borwin wuchs eine Unruhe empor, als sei er ein Verbrecher, und seine Schuld müsse nun ehestens an den Tag kommen. Er versuchte sich zu sagen: unter diesen hundertfünfzig Menschen werde ich den einen Mann sicher kaum bemerken; ich werde nichts mit ihm zu tun haben; nur im Gedränge der Feste vielleicht ein flüchtiges Wort, eine rasche Vorstellung ...

Und doch — es erschien ihm unaussprechlich peinlich, daß Hardys Bruder auf seiner Hochzeit zugegen sein solle.

Es mußte hingenommen werden. Aber er überdachte doch die Tatsache, daß dieser Heinz Philipp von Arnberg die Einladung angenommen habe. Wie durfte er das deuten? Daß Hardys Bruder nichts oder gerade, daß er wisse? ...

Nein, wahrscheinlich, er wußte nichts. Und war

der Gelegenheit froh, einmal aus der kleinen Garnison heraus zu glänzenden Festlichkeiten zu kommen und bei der Gelegenheit Mutter und Schwester zu sehen.

Er begriff es nicht, daß seine Gedanken von dieser Sache gar nicht loskommen konnten. Wie tausendmal geschieht es im gesellschaftlichen Leben, daß Menschen, unter denen geheime und schmerzliche Erinnerungen hin und her zittern, sich in scheinbarer Gleichgültigkeit auf Festen treffen.

Und wenn Heinz Philipp denn wußte — Er war ein Mann und hatte vielleicht an sich selbst schon erfahren, daß Liebe verblassen und vergehen kann ...

Immerfort war es ihm gegenwärtig: ihr Bruder kommt zu meiner Hochzeit! Doraline klagte, er sei zerstreut, kalt ... Und durch stürmische Zärtlichkeiten beruhigte er sie und betäubte sich.

Eines Morgens erlebte er eine tiefe Gemütsbewegung.

Seine Privatpost lag neben seiner Teetasse. Oben darauf der sehnsuchtsvolle Morgengruß Doralines. Obschon sie ihn täglich sah, schrieb sie ihm doch noch jeden Tag ein Liebesbriefchen. Sie wollte sein erster Gedanke sein am Frühstückstische, sagte sie.

Und der zweite Brief, den er aufnahm, zeigte eine Handschrift, deren Anblick ihn so stark erröten ließ, daß ihm war, als füllten sich ihm die Augen mit Blut.

Hardys Handschrift!

Er las. Es waren nur ganz wenig Worte. Auf dem Briefbogen stand nur dies: „Mein Bruder weiß nichts von dem, was vergangen.“

Die knappen Worte mitten im großen leeren Raum des Papiers wirkten stark. Es war ein ganz einfacher weißer Bogen von gewöhnlichem Format. Aber gerade, weil so wenig, weil nur zwei Zeilen so verloren in seiner Mitte standen, bekam er etwas von der Beredsamkeit des Schweigens ...

Und was alles erzählte ihm dies leere, kalte, weiße Papier ...

Sie hatte natürlich erfahren, daß ihr Bruder zu seiner Hochzeit kommen werde. Sie hatte erraten, wie unfrei seine Gedanken diese Tatsache umkreisten, von ihr magnetisch angezogen. Sie ahnte, wie ihn das in seiner Stimmung beeinträchtigte. Und in vielen heißen Bitten hatte sie von ihrer grollenden und unruhigen Mutter das Versprechen errungen, daß sie von Hardys Liebe und Leid gegen den Sohn schweige.

Und sie wünschte ihm, dem einst Geliebten — dem vielleicht immer noch Geliebten — die Unbefangenheit zurückzugeben. Es sollte ihn nicht bedrücken, daß er Hardys Bruder neben seinem Traualtar sah. Er sollte sich ganz ruhig und frei fühlen in dem bestimmten Wissen: dieser Gast kann mir gleichgültig sein, denn er ist ahnungslos.

In seine tiefe Rührung über Hardys Handlungsweise mischte sich auch ganz fern und leise so etwas wie Genugtuung ...

Sie hat mir wirklich verziehen, dachte er.

So waren gerade in den letzten Tagen vor seiner Hochzeit seine Gedanken viel bei Hardy. Er wünschte ihr seine Achtung und Dankbarkeit ausdrücken zu dürfen. Er fühlte, daß er es sich versagen müsse. Und seine Stimmung, die sie durch ihr rücksichtsvolles Wort hatte freimachen wollen, war nun getrübt durch allerlei Betrachtungen über die kleinen, grausamen Launen des Zufalls. Nichtwissen hätte für Hardy sicher Wohltat bedeutet; weil ihr Bruder als Hochzeitsgast mitfeierte, blieb ihr Stunde und Festglanz des Ereignisses nicht verborgen.

Und weil er sich so viel und wehmütig ihrer erinnern mußte, kam es ihm doch vor, als schließe ein Ereignis sich unmittelbar ans andre.

Ein rauh-düsterer Januarabend war es gewesen, als er dem zärtlichsten Herzen so tödlich weh hatte tun müssen. Und nun ging der Mai zu Ende. Monate voll wirbelnder Unruhe waren vorbeigezogen.

Dennoch schien es ihm, als er nun im Wagen saß, um seine Braut zu den Polterabendfestlichkeiten abzu-

holen, als fahre er geradeswegs von der einen zur andern ...

Sein ganzer Konflikt war plötzlich wieder da, schien wieder aufleben zu wollen — so stark befiel ihn eine unklare Unruhe, daß er davor erschrak.

Nein, dachte er, ich habe gehandelt, wie ich mußte!

Der Wagen rollte rasch. Draußen zogen die hellen Gebüsche der Anlagen vorüber; im Abendsonnenschein leuchteten die jungen Blätter, als seien sie von grellgrünem Glas. Gleichmäßig und hohlen Klanges klappten die Pferdehufe ...

In der Hast dieser Minuten drängte sich noch einmal alles zusammen in seinem Gemüt. Es wollte ihm schwer werden. Er empörte sich. „Warum gerade mir dieser Zwiespalt!" Er war immer ein klarer, fester, ja ein Mann von einfachen Linien gewesen. Woher kam ihm das Schicksal, daß es ihm zwei Frauen in den Weg stellte, denen er beiden immer wohlzutun wünschte? Und dennoch: es war so bestimmt vom Schicksal — es stand nur dies zur Wahl: freudlos und einander meidend mußten sie durchs Leben gehen — alle drei — oder eine mußte weinen — eine ... es hatte Hardy getroffen ... Gerade sie, die vielleicht als Ausgleich für viele Lebenshärten eine glückliche Liebe verdient hatte.

Verdienst, dachte Borwin schmerzlich — es geht nicht nach Verdiensten, es geht nach bitteren Unergründlichkeiten.

Da hielt sein Wagen. Er erschrak darüber. Und schloß alles Grübeln mit dem Gedanken ab: Ich konnte nicht anders!

Ein unbändiges Verlangen nach Doraline wallte in ihm auf. Morgen — morgen würde sie endlich die Seine. Willkommen dieser bunte Festtrubel — er zwang die Unruhe und Unerträglichkeiten des letzten Wartens nieder.

Im Flur des Hauses fand er seinen Schwiegervater, der gerade links aus dem Herrenzimmer kam und noch keineswegs im festlichen Abendanzug war.

„Na, da bist du ja, Borwin. Mama hat mich als Ehrenwache zurückgelassen; ich soll mit euch fahren. Ach, wenn wir nur erst den Klimbim heute abend hinter uns hätten. Was die alles aufstellen wollen! An deiner Mutter ist 'ne Theaterdirektorin verloren gegangen."

„Es wird aber Zeit ..."

„Konnte noch nicht zum Umkleiden kommen. Mußte an der Kleinen herumtrösten. Die Große hat ihr wieder mal irgend was versalzen. Na, was dem Papa nicht geglückt ist, wird dem Bräutigam Kinderspiel sein."

Damit ging er kurzbeinig und gemütlich auf die Treppe im Hintergrunde zu, die fleischigen Fäuste in die immer ausgebeutelten Taschen seines Jacketts versenkend, das runde Haupt mit der blanken Glatze ein wenig vorgebeugt.

Borwin, indem er seinen Paletot in die Garderobe trug, sagte noch ärgerlich von dort her: „Ich muß mich wirklich wundern, was Ihr Irma alles hingehen laßt ... Meiner Frau soll sie nicht zu nahe treten — darauf kannst du dich verlassen — die werde ich zu schützen verstehen."

Der Generalkonsul machte eine ergebene Kopfbewegung.

„Gegen Irma kann man nicht an. Nicht mal Mama."

Das war für ihn das äußerste. Was seine Frau nicht zu bewältigen vermochte, stand außer aller Menschenmöglichkeit.

Borwin fand seine Braut im Zimmer ihres Vaters. Dieser Raum, da doch einer zu dem Zweck dem allgemeinen Gebrauch hatte entzogen werden müssen, war von der Hausfrau zum „Gabentempel" bestimmt worden. „Papa behilft sich wohl." Und es schien dem Generalkonsul Nottbeck auch ganz einleuchtend, daß von allen Räumen des Hauses gerade allein seine gemütliche Stube die Ausstellung der Hochzeitsgeschenke beherbergen konnte und mußte.

Von einer großen, weingedeckten Tafel, die un-

harmonisch genug in brauntöniger Umgebung stand, schimmerte Silber, Gold, Kristall und Majolikabuntheit.

Aber vor dem Schreibtisch in dem tiefen Ledersessel saß Doraline. All der schneeige, silbergestickte, dünne Stoff ihres Ballkleides zog sich eng um ihre Glieder und lag als Fächer mit schaumigem Randgekräusel weithin noch auf dem Teppich. Die sehr nackten, leuchtenden, festen Schultern zuckten. Das Gesicht war in den runden Armen auf der Schreibtischplatte versteckt, das fuchsige Blond der krausen Haare von einem hereinspielenden Streifen Sonnenschein auf das köstlichste bestrahlt.

„Doraline!“

Kaum, daß sie seine Stimme hörte, so sprang sie auf und warf sich in seine Arme und fing mit neuer Kraft an, zu weinen.

„Aber, Kleine, wie kannst du so weinen? Weil Irma wieder mal eklig wär? Lache doch darüber, von morgen an bist du Frau Eggsdorf, und wer diese Dame nur schief ansieht, dem verbiete ich mein Haus ... na, na ...“

Die tröstliche Versicherung, daß sie sich bald als Frau durchaus über die unverheiratete Schwester erhaben fühlen dürfe, und der feste Glaube, daß Borwin mit Irma schon fertig werden würde, half diesmal nicht.

Sie weinte leidenschaftlich.

Mein Gott, dachte Borwin nachsichtig, sie weint so ins Gegenstandlose hinein — es sind die Nerven — das junge Gemüt ist doch wohl ein wenig schwer — das neue Wissen und Leben, das nun anfängt. Und da kam der Zufallsanlaß, und sie bildet sich ein, sie weint wegen Irma — und weint liebe, rührende Mädchentränen, weil die Spannung ihres Wesens bis zur Unerträglichkeit gestiegen ist.

Er hielt sie fest und gut an sich und flüsterte tröstend: „Morgen, mein Liebling, morgen — —“

Sie trocknete ein wenig ihre Tränen und hob dann das Gesicht zu ihm. Es war ein verweintes Kinder-

gesicht. Es ließ sie so schutzbedürftig und unreif erscheinen.

„Diesmal hat Irma aber zu schändliche Sachen gesagt."

„Ach, laß doch das, vertragt euch wieder! Du willst doch nicht in Unfrieden mit ihr aus dem Elternhaus scheiden," sprach er.

Er setzte sich nun seinerseits in den tiefen Lehnstuhl und nahm Doraline auf den Schoß. Sie legte den rechten Arm um seinen Hals, und in der Linken hielt sie das Taschentuch und tupfte sich immer wieder gegen die Augen, in dem plötzlich erwachenden Wunsche, die Tränenspuren zu vertilgen.

„Natürlich will ich mich wieder mit ihr vertragen, aber du mußt mir helfen."

„Von Herzen gern."

Borwin glaubte, ihm werde eine kleine Strafpredigt an Irma angesonnen, und nahm sich vor, die Schwägerin ernst und herzlich zu bitten, die junge Schwester doch zu schonen.

Nun kehrte alle Lebhaftigkeit in Doraline zurück.

„Weißt du was? Irma lachte mich aus, als ich sagte, ich sei deine erste und einzige Liebe. Das bin ich doch, Borwin?"

„Was besprichst du auch mit Irma unsre Liebe."

„Ach, es kam so ... Lorchen und Fanni waren vorhin hier und brachten selbst die Pointlacedecke, die sie mir gearbeitet haben, und da meinte Fanni, solche Liebe auf den ersten Blick, wie es zwischen uns gewesen sei, müsse es bei ihr auch mal sein, sonst täte sie es nicht, und Lorchen fragte, warum wir eigentlich mit der Verlobung so lange gewartet hätten, wo es uns doch bei der ersten Begegnung schon klar gewesen wäre, und da sagte Irma, Männern täte es oft um ihre schöne Freiheit leid."

Eine Backfischerzählung, atemlos und in kindlichem Eifer vorgetragen. Er zwang sich ein Lächeln ab.

Aber dennoch stieg ein starkes Unbehagen in ihm auf. Die Ahnung, daß ein törichtes Gespräch voller Fragen und Erklärungen im Entstehen sei. ...

Er gab Doraline, die ihn eindringlich ansah, einen sehr zärtlichen, kleinen Schlag auf die Wange.

„Mir hat es nicht um meine Freiheit leid getan, denn ich bin glücklich, sie an dich verloren zu haben,“ scherzte er.

„Aber warum hast du so lange gewartet?“ fragte sie weiter, „fast drei Monate, ehe du um mich anhieltest. Ich zweifelte natürlich nicht an dir. Aber ich kam doch oft fast um vor Ungeduld. Als Lorchen und Fanni weg waren, fragte ich Irma, was sie gemeint habe — du kannst es dir nicht vorstellen — sie kann so vielsagende Mienen machen, und sie lacht so, daß man sich schrecklich ärgern muß und nicht weiß, warum. Ja, und dann erzählte sie plötzlich, daß der Leutnant von Horst, du mußt wissen, Irma hat ihm mal 'n Korb gegeben vor zwei Jahren, daß er, nein, daß sein jetziger Schwiegervater der Hulda Grosser, du weißt, sie war Naive am Stadttheater, zwanzigtausend Mark habe bezahlen müssen, ehe Horst sich mit Adele verloben konnte. Ich begreife nicht, woher Irma immer alle solche Sachen weiß.“

„Weil ihre Phantasie emsig Gebiete umkreist, denen sie besser fernbliebe,“ sagte er ärgerlich.

Die hellbraunen Kinderaugen verließen sein Gesicht keine Sekunde. Förmlich durchbohrend sah Doraline ihn an.

Er wagte nicht zu sagen: komm, laß uns dies Gespräch enden. Vielleicht hätte sie dann der Gedanke durchzuckt: es ist ihm fatal. Er hatte einen großen Zorn auf diese Irma.

„Ich sagte auch zu Irma: ‚Schäme dich‘, sagte ich. Und ich verbat es mir, daß sie auf eine so versteckte Art dich in einen Topf mit diesem Don Juan von Horst werfe, und schwor, daß du niemals solche Geschichten gemacht habest. Da wollte sie sich totlachen und sagte, ich sei himmlisch. Und ob ich so dumm sei oder mich von dir so dumm habe machen lassen. Alle Männer hätten immer irgend welche Geschichten.“

Sie hielt den Atem an vor Erwartung. Er sah

wohl, es waren die gewöhnlichen Sorgen und Fragen einer noch kindlichen Braut. Der Niederschlag landläufiger Mädchengespräche und Gedanken.

Er begegnete fest dem Blicke, der vor ängstlicher Spannung fast lauernd schien.

„Irmas törichte Reden über halbgewußte und von ihr noch nicht zu beurteilende Dinge dürfen dich nicht beunruhigen. Gewiß gibt es im Leben junger Männer allerlei Stunden des Rausches. Die hat es auch wohl in meinem gegeben. Man erinnert sich ihrer nachher kaum oder mit Unbehagen. Dafür wird dir bald das Verständnis aufgehen. Mit Liebe hat das nichts zu tun."

Doraline hörte mit einem angenehmen Schauern zu. Seine Worte „dafür wird dir bald das Verständnis aufgehen" lösten fast alle ihre Kümmernisse auf, und sie genoß das Triumphgefühl vorweg, sehr bald mehr und Zuverlässigeres vom Manne zu wissen als Irma.

Sie legte beide Arme fest um seinen Hals und küßte ihn glühend.

Dann aber ließ sie plötzlich wieder von ihm ab und sah ihm tief und durchbohrend in die Augen. Es war ihr — besonders, ja vielleicht allein wegen Irma — doch wichtig, dem geliebten Manne ganz sonnenklare Schwüre zu entlocken, mit denen man nachher gehörig auftrumpfen konnte.

„Aber komisch ist es doch, daß du mich so lange warten ließest."

„Du weißt: ich mußte nach England und Spanien."

„Das waren vier Wochen! Und die zwei Monate vorher?"

„Du warst so jung!"

„Als unser Hochzeitstag festgesetzt wurde, sagtest du zu Mama, der Einwand meiner Jugend sei Unsinn. Wir haben uns auf den ersten Blick ineinander verliebt ... es wäre großartig gewesen, wenn du schon am andern Tag angehalten hättest. Ja, das wär' groß gewesen ... wie so in 'ner Wagnerschen Oper wär's gewesen."

„Man kann sich auf den ersten Blick verlieben. Aber ein ernster Mann prüft sich und gibt der Lieben Zeit, sich zu prüfen."

„Ach ... Unsinn! Ausrede! Und warum siehst du mich jetzt nicht an?"

„Doraline!"

„Alle Menschen sagen Dorli. Du ganz allein brauchst den ganzen Namen."

„Ich will was für mich haben."

„Erinnert dich die Abkürzung wohl an irgend eine andre?"

„Kind!"

Er wollte sich erheben. Da mußte sie von seinen Knieen gleiten.

Hastig, wie ihr schien, böse, stand er auf und trat an die Tafel, auf der all die blinkenden und kostbaren Geschenke aufgestellt waren.

Ja, ihn hatte dies „Dorli" erinnert ... trotz der Verschiedenheit der Namen. Er begriff es selbst erst klar in diesem Augenblicke.

Zärtlich und reuevoll bettelte sie schon neben ihm; ihre Händchen streichelten den Ärmel seines Fracks; wie ein liebes Kind war sie, das schnell wieder artig sein möchte.

„Ach, sei nicht böse. Was für dumme Reden. Das kommt von Irma. Sie kann einen so vergiften."

„Rechte Liebe läßt sich nicht vergiften."

Da umschlang sie ihn wieder leidenschaftlich und schwor ihm mit heißen Worten drei Dinge zu: daß er ihre erste Liebe sei, daß sie felsenfest an ihn glaube, daß sie ihm treu bleibe bis in den Tod.

Er lächelte gerührt, aber doch ein wenig mühsam, und streichelte ihr die Haare und sah ihr tief in die Augen.

Vielleicht war sie noch niemals so verliebt in ihn gewesen wie in dieser Minute. Sie fühlte, daß sie ihn quäle; das ängstigte sie ein bißchen, und dennoch kam sie sich unendlich wichtig in dieser Erregung vor, und ihr war, als erlebe sie eine große Liebesszene, und sie hatte die undeutliche Empfindung, daß dies

mit einer herrlichen Erklärung und wundervollen Versöhnung schließen müsse. Und mit dem gewissen Schwur, den sie nun einmal hören wollte und mußte. ...

Und da tat sie die eine ewige, törichte Mädchenfrage — diese Frage junger Herzen, die noch vor den Toren des Lebens stehen und nichts von ihm kennen als das bißchen blendende Licht, das aus den Spalten bricht, und das in ihnen den holden Wahn entzündet, dort drinnen strahle ewig die eine, die gleiche Sonne. ...

Sie fragte drängend: „Und auch du — du hast noch kein Weib liebgehabt vor mir? Ich bin deine erste Liebe, wie du die meine?“

Lüge! sagte rasch und klar sein Verstand, lüge! Es ist am besten, für sie und für dich!

Aber alles in ihm bäumte sich dagegen auf. Wahrhaftigkeit gegen die eine war seine Entsühnung vor ihr, vor sich selbst gewesen. Und nun sollte er dies noble Herz verleugnen? ... Unanständig handeln ... fortan in seinen Gedanken vor ihr und ihrer stillen Würde erröten müssen?

Er wollte als Mann handeln. ...

Und in alle rasend schnell durch ihn hinzuckenden Empfindungen drängte sich noch die Erkenntnis der grausamen Ironie: männlich handeln hieß hier töricht handeln. ...

„Du schweigst?“ fragte Doraline erregter und flehend, „ach Gott ... sag es nur, sag es nur ... da war irgend was.“

„Ja, Doraline — ja ... sei ruhig ... komm, setz dich wieder auf meinen Schoß — so — und höre! Du fragst. So können nur ganz junge Mädchen fragen — später, wenn du reifer bist, wirst du begreifen, daß auch ein festes, gerades Herz durch wunderbare Kämpfe gehen kann. — Ich liebe dich. Mehr als alles auf der Welt. Aber ehe ich dich kannte, habe ich eine andre sehr liebgehabt. Nicht so wie dich. Ruhevoller. Sie war der höchsten Achtung wert. Mein Herz bewahrt ihr tiefe Dankbarkeit. Um deinet-

willen habe ich sie verlassen. Kannst du einen größeren Beweis meiner Leidenschaft für dich verlangen? Aber schone diese Erinnerung in meinem Herzen. Belohne das Vertrauen, das ich dir schenke, dadurch, daß du nie darauf zurückkommst. Nie!"

Er war tief bewegt. Und er sah, daß sich ihre Farbe sonderbar veränderte; leichenblaß mit leise geöffnetem Mund saß sie — wie benommen von schwerem Staunen.

Ja, sie war eben ein heißblütiges Kind — erfaßte alles mit zu viel Kraft ...

„Und darum — darum — mußte ich warten?" fragte sie fast lallend.

Er erschrak, der tolle Gedanke kam ihm: sie erträgt es nicht, sie läßt mich, es ist aus ... Er traute ihrer leidenschaftlichen Art das Unerhörteste zu — den Bruch, noch in dieser Stunde.

Aber sein Schicksal trug ihn fort. Er konnte vor sich nur bestehen in Wahrhaftigkeit — und wenn er an ihren Klippen scheitern sollte ...

„Ja," sprach er fest, „ich stand in Kämpfen. Und als ich fühlte, ich könne nicht leben ohne dich, mußte ich mich erst zu dem Mut durchringen, es ihr zu sagen. Und ohne Vorwurf gab sie mich frei. Sie wollte ein Herz nicht halten, das nicht mehr ihr gehörte. Sie verzieh."

Ein vollkommenes Schweigen trat ein; Vorwin sah unverwandt in das junge Gesicht.

Er konnte nicht enträtseln, was über diese Züge hinwandelte, nicht von fern all die Gefühle ahnen und deuten, deren rascher Wechsel sich beweglich auf ihrem Antlitz widerspiegelte.

Sie bäumte sich auf gegen die Demütigung. Sie dachte außer sich: Irma hat recht, und nun kann ich ihr nicht gehörig Bescheid sagen. Das war das Schrecklichste. So? Also es gab richtig eine andre? Etwas Ernsthaftes war es gewesen! Eine, die er vielleicht sogar geheiratet hätte, wenn sie selbst nicht gerade noch rechtzeitig aus der Pension zurückgekommen wäre. Also eine aus der Gesellschaft! Um Gottes willen:

wer? Nein, sie, Dorli, sie brauchte sich das nicht gefallen zu lassen — immer hatte sie von einem Mann geträumt, dessen einzige, ewige Liebe sie sein wollte. Das richtige Glück war nun dahin. Man mußte nun doch bei jeder Gelegenheit fürchten, daß er an die andre zurückdenke und wohl obenein noch Vergleiche anstelle. Nein, das konnte sie nicht ertragen! Wenn sie das früher gewußt hätte, zur rechten Zeit! Aber es war ja immer noch Zeit ... Das würde ein Aufsehen geben! Das machte ihr so leicht keine nach: einem Mann entsagen, trotzdem sie ihn rasend liebte, weil sie zu stolz war, zu teilen. Natürlich, Irma würde sich bloß freuen. Denn Irma war neidisch. Und teilen? Davon war ja eigentlich keine Rede. Er hatte der andern — wie sie wohl hieß? — er hatte der andern doch den Abschied gegeben! Sie, Doraline, hatte über die andre gesiegt. Und die andre hatte ihm verziehen? O, er sollte nicht denken, daß sie kleiner sei als jene. Ihr kam das unklare Gefühl, daß sie auch groß handeln müsse ... Denn daß sie viel, viel zu verzeihen habe, schien ihr irgendwie ...

Draußen hörte man Stimmen und Schritte und die laut fragende Feststellung: „Der Wagen da?“

Und ganz plötzlich, aus ihrer tiefen, tiefen Versunkenheit heraus, warf sie sich gegen ihn, umarmte ihn feurig und flüsterte: „Ich verzeihe dir! Ja, das tue ich. Und wir wollen nie mehr davon sprechen.“

Er schloß sie innig an sich. Süßes Kind, du hast ja nichts zu verzeihen — du nicht, dachte er mit glückseligem Lächeln.

Aber wenn ihr nun so zumute war ... wenn es ihrem jungen Herzen so deuchte ... wenn das, was Friede heischend in ihr aufwallte, sich unklar gerade so ausdrücken mußte. Er wollte nicht mit ihr um Worte rechnen.

Gerührt empfing er diese unerwartete Verzeihung von ihr, gegen die er nicht gefehlt.

Er dachte an die andre, gegen die er schuldlos schuldig geworden.. Auch sie hatte ihm gesagt: „Ich

verzeihe dir.“ Aber aus welchen tiefen Leiden kam das Wort ...

Nicht mehr zurückdenken — nicht mehr zurück. Fortan wär's unrecht gegen das süße Kind. Vorwärts und hinein in das Glück, in die Zukunft.

Hardys Dienststunden lagen seit einiger Zeit so, daß sie vormittags von acht bis zwölf und nachmittags von fünf bis neun zu tun hatte. Zu der Gruppe Telephonistinnen, die der gleichen Zeiteinteilung zugeordnet waren, gehörte auch die blonde Anna Behrens.

Draußen jubilierte der Maientag. Einer der letzten des Monats, der fast ganz in Regen verstrichen war, und der nun zum Schlusse seine Wonnen mit vollen Händen der Menschheit ins Gesicht warf, als habe er vor Trunkenheit jedes Maß verloren.

Die Fensterreihe hoch oben im Telephonsaale sah aus, als sei sie von himmelblauem, golddurchsprenkeltem Glase. Man mochte gar nicht hinaufgucken, denn dann kam man sich wie eingesperrt vor und erbitterte sich darüber, daß andre Menschen unter diesem betörenden Himmel spazierengehen durften, während man selber wie auf Wachtposten saß und das ewige „Hier Amt“ einem um die Ohren schwirrte. So schalt Anna Behrens.

Aber mühsam war es endlich doch zwölf Uhr geworden, und nun hingen die abgelösten Telephonistinnen im Garderobenraum ihre dunkelblauen Litewken an den Nagel.

Anna Behrens, in einer sehr durchbrochenen, etwas schmuddeligen weißen Bluse, daran ein Stückchen Naht am vollen Oberarme geplatzt war, stand vor dem Spiegel und befestigte mit den Hutnadeln ein verwegenes Gebäude von billigen Federn, Blumen und Strohgeflecht auf ihrem üppigen Haare.

„Gott, wenn ich denke, was heute für 'n Tag ist!“ sagte sie voll Ausdruck.

Hardy, die sich gerade das schwarze Kleid abbürstete, erschrak schwer ...

Ja, ein Tag — ein Tag — sein Hochzeitstag! ...

„Na, was wird denn viel los sein? Und übrigens, Behrens, Ihr Ärmel ist geplatzt," sagte eine der Kolleginnen, die peinlich ordentliche und geradezu imposant auftretende Marie Heinrichs.

„So—o—o—?" Anna Behrens besah den Schaden in sekundenkurzer Betroffenheit, zog die auseinanderklaffenden Stoffstücke, ihre Ränder beschädigend, ein bißchen zusammen und meinte dann zuversichtlich: „Ach, das sieht keiner. Und was los ist? Frage! Sind nicht Sie und Möller und Arnberg und ich heute vor zwei Jahren eingetreten?"

Hardy atmete auf ... Wie erleichtert ... Sie griff nach ihrem Hute, dem schwarzen Matrosenhute mit dem schwarzen Bande.

„Gott, das ist auch wahr ..." sagte Marie Heinrichs nachdenklich. „Wie die Zeit so vergeht in dem Einerlei ..."

„So'n Tag soll man feiern," meinte Anna Behrens eifrig, „Möller hat Mittagdienst. Aber Sie und Arnberg und ich, wir sollten uns was spendieren. Wißt ihr was: treffen wir uns halb vier in der Konditorei Höchst und trinken Schokolade. Und nachher stellen wir uns an der Anscharkirche auf und gucken zu."

„Ach, Sie meinen, wir sollten der Auffahrt bei der Nottbeckschen Hochzeit zusehen? Ist die nicht heute? Ich hab' als Kind viel mit Irma Nottbeck gespielt. Ja, damals lebte Vater noch, und man wußte noch nicht ..." Mit einem Seufzer brach sie ab. Und schloß dann fast höhnisch: „Nein, ich pflege nicht von der Straße aus an dergleichen teilzunehmen."

Sie ging und nickte ein wenig von oben herab den Versammelten zu.

„Pöh," sagte Anna Behrens hinter ihr her, „mit Hochmut lockt man keinen Hund aus'n Ofen. Und wenn ihr Vater zehnmal 'n großer Mann in der Stadt war, ehe es 'raus kam, daß er alles verspekuliert hatte. Jetzt ist sie doch nicht mehr als wir. Na, und Sie, Arnberg, auch zu nobel, um so was zu tun?"

„Ich bin nicht wohl, liebe Behrens. Ich habe Kopfweh," sagte Hardy sanft. „Um heute nachmittag dienst-

fähig zu sein, muß ich mich in der Zwischenzeit still-halten."

Anna Behrens sah es: ja, die arme Arnberg hatte fast ein graues Gesicht, und so was Unsicheres war in ihrer Haltung, als koste es sie viel, nur aufrecht zu gehen.

Ohne weiteres, von ihrem gutmütigen Herzen bezwungen, mit geradezu mütterlich bevormundenden Gebärden, nahm Anna Behrens Hardys Arm und legte ihn in den ihren.

„Ich bringe Sie nach Hause, Sie halten sich ja kaum auf den Füßen."

Hardy hatte keine Kraft, sich zu wehren. Sie hatte auch alles vergessen in diesem Augenblick, was ihr an Anna Behrens so peinlich war. Sie fühlte sich sehr elend. In einer grenzenlosen Verlassenheit, wie hinausgejagt aus allem Leben und allem Glück.

Da spürte sie die echte, gute Wärme eines ehrlichen Herzens. Dankbar, eine, die Schutz und Führung brauchte, hing sie an dem Arm der andern.

„Seien Sie ganz still. Wenn man Kopfweh hat, mag man nicht sprechen. Das kenne ich von meiner Stiefmutter her. Ich will Ihnen mal was sagen, Arnberg, Sie gefallen mir schon lange nicht mehr. Blutarm. Nervös. Bei unsrem Berufe muß man 'n dickes Fell haben. Und die Feste feiern, wie sie fallen. Und Sie machen sich ja woll nie 'ne kleine Abwechslung? Mal 'n Ausflug oder 'n Tanzpläsier muß sein, das erfrischt. Mein Vater ist in einem Verein, Konkordia heißt er, Gesang. Aber das Singen ist Nebensache. Es ist ein sehr netter Verein, das können Sie glauben, alles riesig anständige Menschen. Und feine Bälle haben wir im Winter und Pfingsten und im August Ausflüge. Famos, sage ich Ihnen. Soll ich Sie da einführen, Arnberg?"

„Ich tanze nicht," sagte Hardy mühsam, „und ich muß bei meiner Mutter bleiben."

„Na, die könnte ja mitkommen. Ich weiß woll, Sie stammen aus andern Kreisen, aber was haben

Sie davon? Sie müssen arbeiten wie ich. Da denk ich, Sie sollten sich auch amüsieren wie ich."

„Sie meinen es so gut mit mir," flüsterte Hardy ausweichend.

Nun kam Anna Behrens in Zug und erklärte mit vielen und lebhaften Worten, daß sie schon seit zwei Jahren für Hardy schwärme. Sie unterstrich mit ihrer Betonung das Wort schwärmen ungemein stark. Und schließlich bot sie abermals ihre Freundschaft an, durch dick und dünn.

„Ich danke Ihnen sehr — sehr ..."

Dies sah Anna Behrens für Zustimmung an und sagte gerührt und siegreich: „Na, also all right, und wem ich mal meine Freundschaft zuschwor, der kann Steine auf mir klopfen."

Es gibt so gute Menschen, dachte Hardy schwach. Sie hatte Tränen in den Augen.

„Sie gehen so rasch," flüsterte sie.

„O Gott, ja, ich hab' so 'n forschen Gang. Sie sind aber wirklich klapprig. Nehmen Sie nur Antipyrin und legen Sie sich aufs Ohr. Zu schade, ich hätte Sie sonst doch wohl noch überredet, mit zur Anscharkirche zu gehen. Wissen Sie, ich komm da 'rein, auch ohne Karte. Der Lohndiener, der die Kontrolle hat, ist unser Nachbar. Der läßt mich durch. Mich interessiert jede Hochzeit fabelhaft. Und bei dieser kriegt man gewiß riesig was an Toiletten zu sehen. Und es ist solch schönes Paar — ich sah die beiden neulich — sie ist so 'n kleiner, üppiger Fuchs. Er groß und schlank, fast dunkel, jedenfalls hat er dunkle Augen. Ach, und unsereiner sitzt noch immer da. Ja, reiche Mädchen kriegen gleich 'n Mann. Arnberg, das ganze Leben ist gemein."

Nun verlor sie sich in schwermütigen Betrachtungen aller Art. Aber nebenbei sah sie sich alle Männer an, die vorbeigingen, und alle Männer sahen sie an.

Sie geht in die Kirche und sieht ihn, dachte Hardy.

Und plötzlich, aus verborgensten Tiefen ihres Ge-

fühls herauf, kam ihr der tolle, der entsetzliche, der verführerische, der folternde Gedanke: Wenn ich ihn auch sähe ...

Das war krank, krank wie Sucht nach Selbstgeißlung ...

Ach, stürb' ich doch, fühlte sie.

Ihr fiel ein, daß sie ihm vor acht Tagen die wenigen Worte geschrieben hatte, die ihm sagten: ihr Bruder wisse von nichts. Sie prüfte immer wieder quälend nach: durft' ich das? Mußte ich das? Oder war es nicht recht? Unzart?

Was doch so zart hatte sein wollen. Aber sie hatte nicht anders gekonnt. Es war ihr so furchtbar gewesen, zu denken, er würde vor ihrem Bruder erröten ...

Ein trauriges Wunder hatte sich in seinem Herzen begeben und es von ihr fortgewendet, aber er sollte nicht denken, daß sie in Klagen oder gar Anklagen hiervon zu ihrem Bruder gesprochen habe ...

Und neben ihr ging immer die kraftvoll redende Stimme weiter und spazierte bald munter, bald elegisch um alle Dinge dieser Welt herum. Und nun sagte sie zärtlich: „Arme Arnberg, das ist ja heute 'n Trauerspiel mit Ihnen, nu haben Sie plötzlich 'n fieberroten Kopf gekriegt ... Na, da sind wir ja auch ... essen Sie tüchtig und schlafen dann. Schlaf ist das beste, was der Mensch hat. Gräßlich, daß Sie heute wieder an die Arbeit müssen ... Ach, ja, man ist doch bloß 'ne Art Kuli."

Sie standen auf dem Bürgersteige vor dem einen dieser zwölf Häuser, die mit ihren entsetzlich gleichen Gesichtern etwas Schamloses hatten, wie eine Menge, die in ihrer Nüchternheit das Besondere verhöhnt — und die Maisonne breitete das grellste Licht über all diese platten Fronten.

Anna Behrens, voll enthusiastischen Mitleids mit sich und Hardy, gab ihr noch einen festen Abschiedskuß.

„Danke," murmelte Hardy. Sie fühlte: diese meinte es gut. Und hatte nur undeutlich die Empfindung: ich muß dankbar sein.

Sie ging ins Haus. Sie wußte fast gewiß, was dort ihrer wartete ... Sie stand einen Augenblick vor der Tür ihrer Wohnung, am Fuß der Treppe nach dem einzigen Stockwerk still, sie wollte sich zusammennehmen, besinnen. Die halbe Betäubung niederzwingen. Von oben kam ein starker Essensgeruch, die Leute, die da wohnten, kochten irgend etwas, das durchdringend nach Zwiebeln roch — es tat Hardy weh. Und nun öffnete sie rasch die Tür.

Ja, Stimmen drinnen, wie sie es erwartet hatte.

Ihr Bruder war da, ihr einziger Bruder, der einzige Mensch, der für sie und ihre Mutter so etwas wie Zukunft, wie Hoffnung bedeutete, ohne dessen Dasein das ihre versunken wäre in das stumpfe Einerlei unscheinbarer Tretmühlenarbeit, zu keinem andern Zweck als zu essen, zu wohnen, zu schlafen, zu erwachen, wieder zu arbeiten. Jahre so, endlose Jahre, immer gleich, immer gleich ... ohne Glück ...

Und so oft und schwer sie auch durch diesen Bruder litt, jetzt wallte eine tiefe Freude in ihr auf. Aus ihrer Trostlosigkeit und Schwäche gebar sie sich. Alles in ihr drängte nach Liebe, nach Kraft, nach Ruhe.

Wenn es doch irgendwo in der Welt eine Stätte gäbe, wo man ganz geborgen sein könnte ... Ach, kein Glück, danach sehnte sich ihr Herz nicht mehr, das war dahin, mit seiner Liebe. Aber geborgen sein ... Das Recht sich erobern, ungestört denken zu dürfen wie andre Frauen, die still ihrem Leid leben dürfen, erinnernd Freude und Schmerzen nachkosten ... sie aber mußte arbeiten, eine Arbeit, die ihr das Recht auf die eigenen Gedanken stahl ...

Das stürmte alles so durch sie hin, während sie nun in den Armen ihres Bruders erleichternde Tränen weinte.

Er war etwas erstaunt über ihre Erregung. Sie spürte es schnell.

„Wir haben uns so lange nicht gesehen," sagte sie und zwang sich zu lächeln.

Heinz Philipp trug Zivil. Er überragte Mutter und Schwester kaum. Der Haupteindruck, den er hervorrief und anstrebte, war der einer vornehmen Eleganz in Haltung und Kleidung und Wuchs. Durch die Haartracht und den Kaiserschnurrbart hatte sein Kopf etwas Typisches, und wer ihn kennen lernte, glaubte immer, ihn schon mal irgendwo gesehen zu haben. Seine braunen Augen nahmen leicht einen etwas scharfen Blick an. Alles in allem: ein hübscher Mann. ...

Die Mutter, mit heißen Backen und einem unsicher glücklichen Lächeln, sagte: „Er ist eben erst gekommen. Es war natürlich nicht leicht für ihn, sich loszumachen."

„Ja, die Kameraden und ein Teil der Hochzeitsgesellschaft machen einen Sektfrühschoppen. Ich mußte geradezu nach Vorwänden suchen, um loszukommen."

„Vorwände? Wenn man seine Mutter besuchen will?" fragte Hardy und sah ihn fest an.

All ihre Schwäche fiel von ihr ab.

„Hast du gedacht, ich würde diesen Menschen gleich unsre Verhältnisse auf die Nase binden? Mutter? Schwester? Soll ich auf die selbstverständlichen Fragen antworten: ja woll, meine Mutter näht Wäsche, meine Schwester telephoniert?"

„Du hast uns verleugnet!" sagte Hardy stolz und kalt.

„Kinder — ich bitt euch!" flehte die Mutter. „Es ist ja wahr, unsre Lage ist schief — nichts in ihr paßt und geht zusammen — aber keine scharfen Worte, Hardy — ich bitte!"

„Verleugnet?" wiederholte Heinz Philipp und hockte, die Hände in den Hosentaschen, auf der Armlehne des Sofas. „Unsinn! Wozu aber fremde Menschen erst in all das 'reingucken lassen ..."

„Er hat recht," sagte die Mutter eifrig. Sie deckte nebenbei zum Essen auf, ein weißes Wachstuch breitete sie über den Tisch und legte drei uralte, schwere Silberlöffel hin.

„Du brauchst dich unsrer Armut nicht zu schämen," sprach Hardy. „Lies doch mal die Lebensbeschreibung des Generals von Steinmetz. Seine Mutter und Schwester lebten oft lange Zeit nur von Brot und Kaffee. Und als er nach mehrjähriger Pause vom Kadettenhaus endlich einmal zu ihnen fahren konnte, irgendeine mitleidige Seele hatte ihm, glaub' ich, das Reisegeld geschenkt, da öffneten Mutter und Schwester ihm lange nicht die Tür, weil sie fürchteten, es stehe jemand dahinter, der Geld zu fordern habe. Siehst du — und Steinmetz ward doch ein großer General. Und dagegen sind wir Krösusse. Wir haben keine Schulden, bei niemand. Wir verdienen. Nicht viel, aber doch zum Sattwerden. Manchmal essen wir sogar Fleisch."

Dabei lächelte sie. Und über dies herzzerreißende Lächeln fing die Mutter an zu weinen. Sie lief in die Küche, um das Essen zu holen.

„Hardy," sagte unterdes der Bruder, „ich komme so selten. Und wenn ich komme, nimmt unser Zusammensein gleich den Charakter einer Szene an."

„Ja. Wenn du das so sagst, sieht es aus, als hätte ich unrecht. Es kann sein. Dann verzeih. Aber ein Leben wie das unsre verträgt ja nicht die leiseste Störung. Jede wird zur Erschütterung, die die vorsichtig balancierende Ruhe umwirft ..."

„Sei doch gerecht. Alles ist schief. Oder ist es nicht? Ich stehe in einem vornehmen Regiment — bin hier als Gast in einem der ersten Häuser der Stadt — und du küßt dich auf der Straße da vorhin vor unserm Hause mit einem merkwürdigen Frauenzimmer ab! Ich geb' ja zu — es mag schwer für dich sein, Distance zu halten — aber ..."

„Schweig," sagte Hardy erbittert, „das ‚merkwürdige Frauenzimmer' ist ein leider unerzogenes, aber sehr achtbares, herzensgutes Mädchen. Eine Kollegin von mir, die sich meiner erbarmte, weil ich vor Erschöpfung kaum gehen konnte. So achtbar wie ich — eine Arbeiterin — wie ich ... Freudlos — wie ich ..." Sie bebte.

„Nun — nun — ich mein's nicht bös," sprach er etwas reuevoll.

Mein Gott, es ließ sich ja begreifen: die armen, armen Frauen waren eben nervös ...

Frau von Arnberg kam mit der Schüssel voll dickem Milchreis und den beiden Tellern herein. Sie war verlegen vor dem Sohn.

„Du erlaubst, daß wir essen. Wenn Hardy vom Amt kommt, ist sie immer sehr erschöpft und überhaupt seit Wochen sehr zart."

„O nein, Mutter —"

Heinz Philipp war auch verlegen. Er vermied es, auf den wachstuchgedeckten und nur mit einer Schüssel besetzten Tisch zu sehen. Er setzte sich auf den Stuhl vor der Nähmaschine am Fenster, doch auf die Seitenkante, so daß er der Stube zugewandt blieb. Er faltete die Hände zwischen den auseinandergestellten Knieen, und indem er so, vorgebeugt, saß, begann er: „Daß diese Verhältnisse nicht dauern können und nicht dauern werden, ist klar."

„Wie sollten sie sich ändern, mein lieber Junge!" sagte die Mutter möglichst sanft. Sie wußte ja, sie hoffte ja heiß, daß sie anders werden würden, und sah mit prophetischem Blick das Schicksal kommen. Aber das durfte sie nicht laut sagen ... gewisse Gedanken, die verzeihlich, die menschlich sind, werden zu unmenschlichen Roheiten vor dem eigenen Ohr, wenn die eigene Stimme sie laut ausspricht ...

„Du hoffst doch nicht auf das Fideikommiß?" fragte Hardy. „Welch ein Wahnsinn!"

„Früher," gab Heinz Philipp zu, „als all diese wunderbaren Todesfälle in der Familie sich häuften — ja da kamen einem woll 'mal verrückte Hoffnungen. Aber seit ich Dieter Arnberg kenne, weiß ich, das ist Unsinn. Erstensmal ist Dieter sechsunddreißig und will brennend gern heiraten. Er hat es mir selbst gesagt. Er will 'ne vornehme, ernste, gediegene Frau, eine, die ihn nicht ums Geld nimmt. Weiß nich, warum er noch keine gefunden hat — aber finden wird er sie schon. Darum keine Bange nich. Und denn

er is so 'n Mann — wißt ihr — von der Sorte, der man's gleich ansieht: in dem steckt ein künftiger Patriarch und Jubelgreis. Und lebt pastoral. Hat sicher nie 'n verdorbenen Magen oder 'n verdorbenes Gewissen. Ein teutscher Mann. Durchaus mit 'n t. Aber justament darum der geborene Retter aus allen Nöten."

Die Mutter hörte atemlos zu. Hardy, tief verstimmt durch die Art des Bruders, fragte nur kurz: „Wie sollte denn das zugehen? Und ich wiederhole es dir: ich fühle mich nicht in Not."

„Bitte — nu man bloß keinen Bettelstolz," sagte Heinz Philipp mit einer beschwichtigenden Handbewegung. „Die Sache zwischen Dieter und mir ist ja nicht so ganz, wie sie sein sollte. Als Dieter und ich uns bei der Beerdigung von Lebrecht Philipp kennen lernten, suchte man natürlich 'n bißchen Fühlung miteinander zu bekommen. Man hatte doch das Gefühl: nu sind wir die beiden letzten! Die tragische Geschichte lag einem in den Knochen. Und es ist für einen Fideikommißerben eine höllisch heikle, kolossale Taktanforderungen stellende Situation, so hinterm Sarg von einem zu schreiten, durch dessen Selbstmord man in Besitz gekommen. Aber alles, was wahr ist, er hielt sich tadellos. Vollendet abgemessene Ergriffenheit. Nich zu viel, nich zu wenig. Ich konnte nich umhin, ihm nachher mein Kompliment über seine tadellose Haltung zu machen. Wir sahen nach der Beerdigung zusammen die Familienstatuten durch, und ich fand ja dann, daß die dreitausend Mark, die Lebrecht Philipp mir zugewendet hatte, mir fortab von Gott und Rechts wegen zukamen. Ich ließ durchblicken, daß das nach heutigem Geldwert eine Lumperei sei. Als unser Ahn tausend Taler preusch Kurant für den Anerben festsetzte als Rente, dachte er, das sei wunder was. Die Summe müßte zeitgemäß revidiert werden. Jawoll, das ließ ich ihn fühlen. Aber er war harthörig. Und wie besessen von der Sorge um Lebrecht Philipps Frau und Töchter. Setzte Renten aus für die unheilbar kranke Frau; sorgte sich ab für den Unterhalt der er-

wachsenen Töchter, die übrigens noch mal 'ne Großmutter anständig zu beerben haben; war überzeugt, daß er und kein andrer das kleine Unglückswurm großmachen müsse, bei dessen Geburt die Mutter den Verstand verlor. Ich sah woll ein: war nobile officium, hätt' selbst in solchem Fall was getan, aber er ging da entschieden über die Grenzen."

„Das ehrt ihn nur," sprach Hardy heftig dazwischen und dachte: es ist ja klar, sonnenklar, warum Dieter Arnberg meinen Bruder nicht erträgt.

„Ich dacht' weiß Gott, er wolle eine von den Töchtern aus Lebrecht Philipps erster Ehe heiraten. Aber vor kurzem bekam ich von daher Verlobungsanzeigen. Und höre durch Kameraden — die Welt ist ja so klein! — Dieter Arnberg steuert die Lebrecht Philippschen Töchter auch noch aus."

„Ach!" sagte die Mutter, von brennendem Interesse an alledem wie hypnotisiert.

„Damals, bei der Beerdigung, und als ich sah, wie Dieter so harthörig war und bloß an das Lebrecht Philippsche Weibervolk dachte, damals mochte ich auf seine flüchtige Frage nach meiner Mutter und meiner Schwester nicht mit Details kommen."

„Gottlob!" rief Hardy.

„Nun siehst du: daß ich da eure Lage ‚verleugnete', wie du das nennst, ist dir recht. Und daß ich's heute tat, empörte dich! Ja, so sind die Weiber: inkonsequent. Aber nu weiter. Er lud mich ja dann bald zur Jagd ein. Er war nett, sprach viel mit mir. Ich mußte noch abends lange mit ihm in seinem Zimmer rauchen. Und da kam ich denn damit heraus, daß ich ein paar kleine Schulden habe ..."

„Schulden!" riefen Hardy und ihre Mutter wie aus einem Munde. Und die Mutter setzte fassungslos hinzu: „Bei der großen Zulage?"

Ihr erschienen dreitausend Mark wie ein Vermögen, ihre Maßstäbe waren so bescheiden, sie und Hardy kamen, alles in allem, nur auf zweitausendhundertundvierzig Mark. Achthundert Pension, achthundertundvierzig Mark verdiente Hardy, und vier-

hundert ernähte sie selbst sich in rastloser Nähmaschinenarbeit.

Der Sohn lachte unbefangen auf.

„Mutter! Große Zulage? Dreitausend M? In meinem Regiment? Du bist himmlisch! Na, Dieter zahlte die zehntausend Mark denn auch ohne Wimpernzucken, sagte mit einer gänzlich überflüssigen Autoritätsmiene, daß es das erste und letzte Mal sei, und als er nachher wieder höflich nach euch fragte — na, ihr begreift wohl, daß ich da bloß wieder sagen konnte: ihr lebtet in bescheidener, aber gesicherter Auskömmlichkeit. Aber eingeladen hat er mich nicht mehr."

„Wie konnte er auch!" sagte Hardy.

„Und von ihm, der gegen dich so eng ist, oh, man spürt warum, wer ist unbefangen gegen den Nachfolger ... Und von ihm ... hoffst du ..." Frau von Arnberg war in solchen Tumult von allerlei Gedanken gekommen, daß sie kaum einen zusammenhängenden Satz sprechen konnte.

„Jawohl. Von ihm selbst hoffe ich trotz allem, und meine Hoffnung aus seiner Haltung gegen Lebrecht Philipps Töchter herleitend, dies: daß er was für euch tut, wenn er eure wahre Lage erfährt. Der Moment, sie ihm mitzuteilen, ist gekommen."

Er stand auf. Er nahm eine ernste, bedeutungsvolle Haltung an.

„Und warum gerade jetzt?" fragte Hardy. Auch die Mutter erhob sich.

„Ich habe heute früh an Dieter r. p. depeschiert, daß ich ihn in sehr wichtiger Familienangelegenheit sprechen müsse, und angefragt, ob ich ihn morgen auf Arnberg besuchen dürfe."

„Und was, was ...?" fragte die Mutter zitternd.

„Ich hab' noch keine Antwort. Finde sie wohl, wenn ich ins Hotel zurückkehre. Ich schick' sie gleich 'raus, damit ihr Bescheid wißt, ob ich morgen nach Arnberg fahre oder nicht."

„Und warum gerade jetzt?" fragte Hardy wieder.

„Also endlich 'raus damit. Na ja — ich werde mich woll verloben."

„Mein Junge — mein Heinz —" Die Mutter hing schon, vor Aufregung außer sich und von tausend freudigen Hoffnungen berauscht, an seinem Halse. Er streichelte ihr gerührt die hageren Wangen und klopfte ihr wohlwollend und tröstlich den Rücken.

Hardy stand blaß und ängstlich. Sie konnte sich noch nicht so vorweg, so auf Kredit hin, rühren und freuen. Niemals konnte sie es. Und in diesem Augenblick, auf dies Wort hin gar nicht — gar nicht — dumpfe Angst erwachte ...

„Auch wenn Dieter nicht heiratet — ich sag' ja: er kann neunzig werden. Gott, ich gönne es ihm. Und gönn's auch meinen Enkeln, falls dann sie in Besitz kämen. Aber inzwischen will man selbst doch auch leben. Und da hab' ich schon lange gedacht: wozu gibt's denn die vielen reichen Mädels in der Welt. Und Uradel — und Husar — na, wenn unsereiner keine Ansprüche machen soll, wer soll's denn? Aber eben, man macht Ansprüche. Und Geld allein tut's auch nicht. Hübsch und temperamentvoll und gut erzogen soll sie auch sein. Und nun hab' ich dann endlich das Langgesuchte gefunden. Und mein Kamerad Nottbeck hat recht behalten mit seiner Weissagung, daß seine Schwester Irma und ich wie für'nander geschaffen seien."

„Hier?" sagte die Mutter, „hier? — Und nach einem einzigen Tage ..."

Sie sank förmlich in sich zusammen. Gebückt, vor sich hinstarrend, saß sie auf der Sofakante. Alles kreiste in ihrem Kopf: das Wäschegeschäft Belbers Söhne — Borwin Eggsdorf, der doch heute eine Nottbeck heiratete — Hardys Liebe und Unglück — diese reichen, reichen Bürgersleute — und sie, Armgard von Arnberg — und Belbers Söhne ...

Sie seufzte hart.

„Nein," murmelte sie, „nein — das geht nicht — alles geht nicht."

Sie sah nicht zu Hardy hinüber. Und fühlte doch:

die saß still, wie von Schreck geschlagen, leichenblaß dort drüben vor der Nähmaschine, auf deren Kante sie die Hände gefaltet hielt. —

„Nein — es geht nicht ..."

„Warum geht es nicht, Mutter? Es ist die erste bürgerliche Heirat, die ein Arnberg macht. Aber die Familienstatuten verbieten es nicht, es steht nur, ‚daß die Frauen aus angesehenem Hause sein sollen'. Die Nottbecks sind eine der ersten Familien der Stadt. Und die Grenzen zwischen Adel und diesem Großbürgertum sind doch schon sehr verwischt. Die Nottbecks würden schöne Gesichter machen, wenn man sie nicht für standesgemäß hielte. Und du meinst, nach einem einzigen Tage? Ich glaub', Irma und ich hatten es nach fünf Minuten los: wir passen großartig zusammen. Die langweilt ihren Mann nicht — das kann ich dir sagen. Direkt ausgesprochen haben wir uns noch nicht. Da ist eben noch allerlei vorher glatt zu machen, ehe ich anhalte!"

„Wieder Schulden?" fragte die Mutter; aber sie fragte ganz mechanisch. Sie dachte immerfort nur: Hardy — meine Hardy — die soll den Mann wiedersehn? Der Mann soll meines Sohnes Bruder werden? Nein. Nein.

„Ach was, Schulden! Und wenn? Dafür wäre ja später Schwiegervater da. Mutter und Vater Nottbeck sind kulante Leute — das merkt man gleich. Nein. Eure Lage muß erst geändert werden. Und darum hab' ich 'ne Aussprache mit Dieter vor. Ich werd' ihm sagen: hier ist ein famoses, sehr reiches Mädel, ich will sie, sie will mich, aber ich kann nicht in derselben Stadt, wo ich heirate, Mutter und Schwester in proletenhaften Umständen der neuen Verwandtschaft präsentieren. Ich würde liebend gern meine Dreitausend an Mutter abgeben, aber dann ist man selbst mit seinem Taschengeld auf das Frauenvermögen angewiesen. Also muß der Familienvorstand einspringen Und er tut es — er tut es ..."

Er schwieg.

Die Frauen rührten sich nicht. Und in diese Pause

hinein schlug die Uhr mit ungefügem groben Ton zwei Schläge. Sie klopften an die Stille wie ein mahnender Finger.

In einer Reflexbewegung sah Heinz Philipp nach seiner Taschenuhr.

Und zugleich hörte er wieder den harten, tiefen Seufzer seiner Mutter. Er hatte oft schon gedacht: kein Mensch kann so vorwurfsvoll seufzen wie Mutter. Zuweilen hatte sie ihn dann gedauert. Jetzt ärgerte es ihn und machte ihn ungeduldig. Er brachte den Frauen einen ganzen Sack voll glänzender Hoffnungen ins Haus, und sie saßen da, als seien ihnen welche verhagelt. „Es ist wahrhaftig schon zwei. Wenn ich zur rechten Zeit fertig werden will, muß ich mich jetzt zuhalten. Na, wir sehen uns morgen früh noch auf jeden Fall. Und Dieters Antwort schick' ich euch."

Er küßte die Mutter. Er streichelte der Schwester flüchtig das Haar. Und als er noch einmal das halblaute, verzagende Wort der Mutter hörte: „Nein, es geht nicht — das — nein, das geht nicht," da hatte er flink noch allerhand Tröstliches auf der Zunge: für Mutter bräche nun ein sorgloser Lebensabend an, und endlich, endlich solle sie sich ausruhen, und Hardy solle es gut haben, ihn oft besuchen — tanzen — schöne Kleider — o, er würde sich als treuer Bruder zeigen.

Heinz Philipp war fort.

Die Frau horchte. Weinte Hardy? Nein. Sie dachte: Wie soll ich mit ihr sprechen? Was soll ich sagen?

Sie wartete. Lange blieb alles still. Dann rührte sich die schwarze Gestalt, die da in so drohender, beängstigender Unbeweglichkeit an der Nähmaschine saß, die gefalteten Hände auf ihrer Kante.

„Wie viel ist eigentlich die Uhr, Mutter?" fragte sie wie von weit, weit her.

Da brach die Mutter in Tränen aus.

Hardy machte eine Handbewegung.

Still! hieß es vielleicht. Still! bat es vielleicht.

Und Hardy ging in die Schlafstube und streckte sich auf ihrem Bett aus. Sie hörte zu, wie ihr Herz klopfte. Ganz regelmäßig, sonderbar langsam. Es schlug in den Ohren oder im Kopf oder im Rücken — immer schien es da zu schlagen, wo sie hinhorchte. Die ganze Welt war still. Nur ihr Herz klopfte.

Um vier wird er getraut... Nein, nicht daran denken. Vorüber daran — vorüber...

Vorüber? Das Schicksal kam und stieß sie mit grober Faust zurück in seinen Lebenskreis. Ihr Bruder wollte sich mit ihm verbrüdern.

Nein — nein — nein, schlug ihr Herz.

Um fünf fängt mein Dienst an, dachte sie, als könne sie ihren Gedanken eine bestimmte Richtung anbefehlen. Sie schloß die Augen. In das Klopfen ihres Herzens schienen sich allmählich schwirrende Töne zu mengen, feines Klingeln surrte darin.

Ihr war, als glänzten immerfort kleine Lichter auf wie in einem Schwarm Glühwürmchen, der sich niedergelassen, bald dort, bald da eins die Flügel hebt. Und eine Stimme nahm der anderen förmlich die Worte ab: Hier Amt... Sprechen Sie noch?... Hier Amt ... Sprechen Sie noch?... Hier Amt... hier Amt ... hier Amt... immerfort, endlos, eintönig, Stunden, Stunden...

Hardy wunderte sich kaum, daß sie auf dem Amt sei und doch zugleich die Mutter in der Wohnung herumhantieren höre, und dämmerte so hin in einem Zustande von Halbbewußtsein und körperlicher Zerschlagenheit.

Unterdes wusch Frau von Arnberg die paar Teller und Löffel ab und setzte sich dann wieder an die Nähmaschine. Ihr scharfes, stolzes Gesicht war wie versteinert.

Ja, dachte sie, alles, alles verkehrt sich mir in Bitterkeit. Selbst was Freude scheint und Befreiung aus all dem ewigen Gesorge werden könnte — tausend Mädchen gibt es gewiß, die meinem Jungen Herz und Vermögen zu Füßen legen möchten, wenn das Schicksal sie nur hätte mit ihm zusammenbringen wollen. Aber

nein, es stößt ihn gerade auf die eine, mit der wir nicht eine Familie bilden können, ohne schrecklich zu leiden. Wie soll denn das werden, wenn Hardy und ich mit dem Mann am selben Tische sitzen müssen?

Ihr Zorn auf Borwin war seit jener Nacht nur noch gewachsen. Sie sah jeden Tag die stillen Leiden ihres armen Kindes, und ihre fanatische Liebe zu den Ihren war so ohnmächtig. Sie konnte ihnen nicht helfen und nicht wohltun. Aber sie konnte hassen, was ihnen wehtat. Und vielleicht wuchs der Zorn auch noch ein wenig daran, daß sie ihn nie aussprechen durfte. Sie hatte Hardy versprochen, daß sie zusammen und vor Heinz Philipp für immer von Borwin schweigen wollten. Dies Versprechen schien die einzige Erleichterung für Hardy.

Und diese leidenschaftliche Frau, diese geschlagene Lastträgerin hielt ihr Wort stolz und stark wie ein Mann.

Die Nähmaschine rasselte in flinkem Laufe. Hielt zuweilen inne wie ein kleines Tier, das sich verschnauft, puckerte im Gleichmaße der eiligen Bewegung wieder weiter... Und mit dem Laufe der tippenden Maschinentöne lief auch die Zeit.

Viermal schwang sich der dunkle, zudringlich grobe Ton der Uhr hinein in den Raum...

Da strich hart am Fenster ein Dienstmann vorbei, der einen Brief in der Hand hielt.

Frau von Arnberg warf den weißen Batist, an dem sie nähte, auf die Maschine, so daß er wie ein Gewölk in runden Bauschen niedersank.

Sie stürzte zur Tür und nahm dem Manne den Brief ab.

Ihre Finger flogen, der Mund war ihr ganz trocken.

Als sie den Umschlag öffnete, fand sie zwischen dem zusammengefalteten Briefbogen einen Hundertmarkschein und eine Depesche. Mit den Riesenbuchstaben, die Heinz Philipp sich seit ein paar Jahren angewöhnt hatte, stand da auf dem hellgrauen Papier geschrieben:

„Geliebtes Mütterchen! erstmal bitte ich: nimm das Einliegende von mir an. Die Reisschüssel, an der ich Euch heut sah, tat mir denn doch zu weh. Und Ihr scheint mir beide der Pflege zu bedürfen. Kaufe gute Sachen für Dich und Hardy zum Schnabulieren. — Die einliegende Depesche braucht keinen Kommentar. Höchstwahrscheinlich werdet ja nun auch Ihr den großen Mann kennen lernen. Mir ahnt: bessere Zeiten brechen an!!!

Und nun noch 'ne Weile: Ohren steif.

Dein H. P."

Die Depesche — die Depesche — vor Spannung auf diese bekam der Hundertmarkschein vorerst nur einen flüchtigen, gerührten Nebengedanken...

Die Antwortdepesche des Herrn Dieter von Arnberg—Arnberg auf Heinz Philipps Anfrage lautete:

„Ihre Depesche mir hier nachgekommen. Da in unmittelbarer Nähe, werde Sie morgen vormittag aufsuchen. Bitte mich elf Uhr erwarten. Gruß

Arnberg."

In unmittelbarer Nähe? Frau von Arnberg suchte den mit Blaustift fast unleserlich geschriebenen Ortsnamen zu entziffern. Es war der einer ganz kleinen nahen Station an einer der Bahnlinien... Vielleicht war Dieter Arnberg im Postbezirke jener Station auf einem Gute zum Besuch. Er wollte im fremden Hause nicht einen Verwandten zu wichtiger Familienkonferenz empfangen und kam daher seinerseits zu Heinz Philipp. Ja, so oder ähnlich würde es wohl sein.

Sie eilte hinein zu Hardy und fuhr mit erregten Worten und raschen Gebärden hinein in den Dämmerzustand, in dem sie wie gebunden lag.

Hardy fuhr jäh in die Höh'. Entsetzt wie von Feuerlärm. Und in der stumpfen Gewohnheit der Arbeitenden fragte sie verwirrt: „Schon Zeit?..."

„Kind — Hardy — sieh mal an: Heinz Philipp schenkt uns hundert Mark. Ist er nicht doch ein guter Junge?! Er muß es sich ja abknappen."

Oder er hat ihn sich von seinem Freunde Nottbeck

gepumpt, dachte Hardy rasch. Sie bezwang sich und verschwieg den Gedanken, Mutter schien so gerührt. So unbegreiflich aufgeregt ... Wegen der hundert Mark?!

Und dann kam die Mutter mit der Depesche heraus und stand und sah förmlich lauernd Hardy an, während die, auf der Bettkante sitzend, las.

Da begriff Hardy, daß es nicht allein die hundert Mark waren ... Möglichst ruhig sagte sie: „Ich bin neugierig, ob Herr von Arnberg uns besuchen wird.“

„Wahrscheinlich doch — ja — wahrscheinlich,“ murmelte die Frau. Ihr war schlecht zumute. Ihre Seele duckte sich und hätte sich in tiefen Verstecken verbergen mögen.

Der Mann kam, dem sie nicht das Leben gönnte — der Mann kam, der zwischen ihrem Sohn und dem Reichtum stand — der Mann kam, dem allein vor allen Sterblichen sie nie, niemals zu begegnen sich erfleht hatte ...

Frierend neigte sie den Kopf — wie man tut, wenn einem was Kaltes in den Nacken kommt.

Es mußte ertragen werden ... Voll Haltung — ja, in undurchdringlicher Haltung — damit er nie erriet, wie ihre Phantasie mit mörderischen Gedanken sein Leben umkreiste — voll Haltung ... Sie schloß die Augen ...

Es klingelte. Sehr schüchtern. Aber in der kleinen Wohnung widerhallte der kleine Zitterton doch.

Als Frau von Arnberg die Flurtür öffnete, sah sie ein üppiges, hübsches Mädchen stehen, deren blondes Haar beinahe in der Form eines riesigen Badeschwamms ihr aufs Haupt gedrückt schien. Und auf dem Badeschwamm saß ein billiger Riesenhut.

Der Blick hochmütigen Erstaunens, der sie traf, schüchterte Anna Behrens ein. Vor Männern war sie nie, vor Frauen leicht verlegen.

„Ich möchte Arnberg abholen,“ sagte sie und ärgerte sich, daß sie dem Wunsch nicht widerstanden habe.

Hardy war inzwischen schon von dem abhängigen Sorgegedanken: „Es ist gewiß allerhöchste Zeit", getrieben worden.

Sie kam der Mutter nach.

Anna Behrens' Gesicht verklärte sich, als sie sie sah.

„Ich war bange ... Ich dachte, Sie können gewiß nicht allein den weiten Weg ..." sprach sie rasch, „und wenn Sie wegen Krankheit ausblieben, müßt' doch 'n ärztliches Attest sein ..."

„Sie sind eine gute Seele," sagte Hardy und gab Anna Behrens einen Kuß auf die Wange — als Antwort gleichsam auf die bösen Worte von Heinz Philipp ... obgleich Anna Behrens sie nicht gehört hatte, und obgleich er diese Antwort nicht sah.

„Kind, bleib hier — dies Fräulein ist sicher so liebenswürdig, dich zu entschuldigen," sprach Frau von Arnberg, schon halb und halb mit der beunruhigenden Erscheinung von Anna Behrens ausgesöhnt. Sie spürte: die meinte es gut mit Hardy.

„Man kommt so leicht in den Verdacht, als wär' man zu kränklich ..." brachte Anna Behrens betrübt vor.

„Aber Hardy kann doch heute nicht!" rief Frau von Arnberg.

Hardy sah vor sich hin. Sie besann sich. Unaussprechliches ging durch ihr Gemüt. In diesem Augenblick saß er an glänzender Tafel neben einem jungen Weib in Schleier und Kranz — neben seinem Weib — berauscht von Glück sie beide.... Und sie, krank vor Schwäche, zerschlagen vor Gram, sollte sich hinschleppen zur Arbeit und als Sklavin des wirbelnden, ewig beweglichen, atemlosen betäubenden Verkehrs den tausend Stimmen unsichtbarer Tyrannen gehorchen, die ihr das Recht auf ihre Schmerzensandacht nahmen ... Hier Amt ... Sprechen Sie noch? ... Hier Amt ... Falsch verbunden! ... Hier Amt ... Passen Sie doch auf! ... Hier Amt ... Hier ...

Oh, Stille — nur fünf Minuten Stille — Barmherzigkeit.

Und nun erhob Hardy das Haupt. Sie war sehr bleich, und jämmerlich schmal erschien ihr Gesicht.

„Ich kann!" sprach sie voll stiller Festigkeit. —

⊕ ⊕ ⊕

Die Stunde kam, vor der Frau von Arnberg sich in geheimen Ängsten mehr fürchtete, als sie ihrer Tochter eingestehen mochte.

Gleich nach dem Mittagessen am andern Tage schrillte die Flurglocke.

„O mein Gott!" murmelte die Frau.

„Mutter!" sagte Hardy, und es lag eine solche Fülle liebevoller Ermahnungen in ihrem Tone, daß die Mutter fast gehorsam flüsterte: „Ja, Kind, ja."

Auch Hardy war voll heimlicher Unruhe. Es würde sie immer ein wenig aufgeregt haben, den Mann endlich einmal zu sehen, von dem sie unter sich so viel sprachen. Aber nun, zu dieser Lebenswende, wo ihr eigenes Glück zerbrochen am Boden lag, wo ihr Bruder sich ahnungslos eins aufbauen wollte, unter Umständen, die für sie Qual ohne Ende bedeuteten, nun kam Dieter Arnberg fast wie das Schicksal selbst ins Haus.

Hardy hatte gestern nicht mehr Klarheit genug im Kopfe gehabt, Heinz Philipps Auseinandersetzungen recht zu folgen. Und auch die Mutter hatte heute früh und jetzt eben beim Mittagessen nur immer wieder geseufzt: „Alles hängt von ihm ab!" Was Dieter mit Heinz Philipps Plänen eigentlich zu tun habe, wie er sie fördern könne, war ihr gar nicht ganz deutlich. Aus Angst hörte sie nur stumm dem Seufzer zu. Und aus Angst sprach die Mutter sich nur in Andeutungen aus.

Inbrünstig dachte Hardy: möchte er sich gegen Heinz Philipps Heiratsplan aussprechen — vielleicht hatte er als Familienhaupt das Recht — o, möchte er es verbieten! Hardy fühlte: das war gewiß keine große Liebe zwischen dieser Irma und ihrem Bruder, da zerbrach nichts, wenn sie nicht zu einander kamen — ja, wenn Dieter es doch verböte.

Aber indem sie die Tür öffnete, dachte sie auch schon: Man kommt nicht zu Frauen, denen man eine Hoffnung zerstören will. Und er denkt doch, es sei eine Hoffnung für uns.

Im Halbdunkel des Flurs, das noch tiefer wirkte, weil den Hauseingang grelles Sonnenlicht füllte, konnte Hardy ihn nicht genau sehen. Sie sah nur einen sehr großen, breiten Mann. Heinz Philipp sagte: „Tag, Hardy — Herr von Arnberg — meine Schwester."

Und dann sprach eine Stimme, die zu laut und tief für den kleinen Raum schien: „Guten Tag, gnädiges Fräulein," und eine feste Männerhand drückte ihr die Rechte.

Drinnen stand die Mutter, in den schlappen Falten ihres uralten, schwarzen Kleides, voll Hoheit. Das scharfe, leichenblasse Gesicht lächelte verbindlich.

Donnerwetter, dachte Heinz Philipp, in Mutter ist was Unzerstörbares.

Und Herr Dieter von Arnberg fühlte irgendwie, daß sein guter, verwandtschaftlicher Händedruck nicht so ohne weiteres am Platze war, und er beugte sich und küßte die schmale, von hunderttausend Frauenarbeiten aller Art hartgewordene Hand. Er spürte ihre Härte — und da küßte er sie gleich noch einmal.

Durch die überfeinen, immer wachsamen und leicht erregbaren Nerven der Frau ging eine Erschütterung.

Aber sie hielt sich vornehm und lud zum Sitzen.

„Der Bock ist frei," sagte er, „da kann man sich vor Jagdeinladungen nicht retten. Es traf sich gut, daß ich die zu meinem alten Freunde Prüttwitz annahm. Ich besann mich noch. Nun sieht es aus, als hat es so sein sollen."

Frau von Arnberg antwortete etwas steif, daß ihr Sohn sich des Zufalls sehr gefreut habe.

Hardy sah ihn nun in vollem Lichte. Er hatte einen Försterbart, dunkelblond, aber vorn auf seiner Breite zum Gelblichen verfärbt, wie es Haar tut, das

ohne weitere Kunst viel dem Wasser und auch viel der frischen Luft ausgesetzt wird. In dem Gesicht, das wohl aus den gleichen Ursachen etwas zu lebhaft gefärbt war, fielen vor allen Dingen die Augen auf. Knallblaue Augen — Bauernmädelaugen oder die eines Kindes — nicht ein bißchen von interessantem Feuer und lockenden Tiefen darin. Nein, was für merkwürdige Augen für einen Mann, dachte Hardy.

Und sein bräunlicher Saccoanzug sah aus, als sei er fertig gekauft, ohne Sinn für Kleidsamkeit und Eleganz — oder vielleicht hatte ihn auch irgend ein Kleinstadtschneider gemacht.

Dennoch aber, trotz all der rustikalen kleinen Einzelzüge, war irgend etwas an ihm und um ihn, das den großen Herrn erraten ließ.

„Es ist wunderbar, daß wir uns erst jetzt kennen lernen. Oder man kann auch sagen, es ist wunderbar, daß wir uns überhaupt kennen lernen," begann er nun.

„Ja," sprach Frau von Arnberg, „in der Familie Arnberg haben sich die traurigen und überraschenden Ereignisse — seit einem Jahrzehnt gehäuft. Nichts ist begreiflicher, als daß die wenigen noch vorhandenen Träger des Namens sich etwas verwandtschaftlicher zusammenschließen."

Geradeso konventionell, wie sie das sagte, saß man auch zu viert um den alten, eingelegten Tisch. Und die Sitzenden füllten das kleine Zimmer so sehr, daß Heinz Philipp spürte, wie seine Stuhllehne sich knirschend an dem Sekretär rieb. In dem aus Kinderzeiten her tief eingewurzelten Bewußtsein, „man muß die Sachen schonen," bemühte er sich unauffällig, etwas weiter nach vorn zu rücken.

„Ich habe Ihrem Sohn meinen Unwillen nicht verborgen," fuhr Herr Dieter fort, „daß er mir nicht schon vor drei Jahren von Ihren Lebensumständen offen sprach. Ich habe es nicht gewußt, daß Sie mich nötig hatten."

„Wir? Sie? Wir haben niemand nötig. Wir nicht," sprach Hardy scharf.

„Gott, Hardy ..." sagte Heinz Philipp ärgerlich.

„Ich meine — ich, ich habe niemand nötig," verbesserte sie sich und wurde rot.

Die blauen Augen sahen sie fest an, sehr fest. Dann wandten sie sich der älteren Frau zu. Und ganz ebenso unbefangen und durchdringend sahen sie dieser ins schmale, schlechtfarbige Gesicht.

Mein Gott, dachte Herr Dieter von Arnberg, die haben gelitten — die beiden!

Und ein großer Ärger auf den Sohn und Bruder dieser beiden Frauen wallte wieder in ihm auf. Er hatte schon vorhin kein Blatt vor den Mund genommen und Heinz Philipp einiges gesagt, das für immer zwischen ihnen bleiben mußte, so derbe war es gewesen. Vor allen Dingen die Feststellung: „Also jetzt, jetzt, wo es für Ihre Lebensumstände wichtig scheint, jetzt kommen Sie erst mit denen Ihrer Mutter 'raus." Aber er merkte wohl: wie nun mal alle solche Menschen sind — darin war auch Heinz Philipp ganz naiv gewesen — das wurde ihm erst nachträglich klar, wie seine Haltung eigentlich aussah — na ja ...

Herr Dieter von Arnberg sprach nun weiter, mit einer inneren Freiheit und einer so vollkommen unbefangenen Beherrschung der Lage, daß dies bald auf die Frauen hinüberwirkte und sie zwang, ohne jede Verlegenheit zuzuhören. Ganz ohne Pathos und falsche Scham konnten sie, wie von selbst, seine Stellung und die ihre betrachten.

„Erlauben Sie mir erst mal von mir selbst zu sprechen, verehrte Frau? Sehen Sie, ich bin ein ganz simpler Mensch. Meine liebe, gute Mutter und mein Vater — ja, das war 'n famoser Mann — die sind mir früh gestorben, wie Sie wissen werden. Aber doch nicht so früh, daß ich nicht dies und das aus ihren Gesprächen und Lehren mir hätte merken können. Was Tote gesagt und gemeint haben, hat ja immer solch Gewicht. ‚Man muß nicht so viel über das Leben nachdenken, man muß zugreifen, wo es einen braucht', sagte Mutter. ‚Gegen junge Männer muß man ein bißchen stramm sein,' sagte Vater, ‚aber Frauen muß

man nicht leiden lassen.' Wir waren nicht arm, nicht reich. Das Gütchen, was ich von ihnen erbte, wollte durch Arbeit immer verteidigt sein. Das hatte meinen Eltern genügt. Mir hätt's auch genügt. Und da entwickeln sich nun die Dinge so furchtbar ernst, und ich komme vor bald vier Jahren gegen alle menschliche Berechnung in den riesengroßen Besitz. Das konnte sich ja als Druck auf mich legen und wollt's auch beinah ... Ich fühlte gleich: dies anständig zu ertragen, gibt's nur einen Ausweg: den, daß du alles, alles für die armen Frauen der Familie tust. Die Lebrecht Philippschen waren und sind ja die nächsten dazu. Daß auch Mutter und Schwester meines derzeitigen Thronfolgers es schwer haben, wußte ich nicht. Nun weiß ich's, und wir wollen mal vernünftig besprechen, wie ich meiner Pflicht am besten nachkommen kann."

Hardy sah ihre Mutter an. Was für fieberrote Backen die bekommen hatte. Wie eisern sie die zerarbeiteten Hände im Schoß faltete.

„Wenn Sie es als Pflicht ansehen," sprach Frau von Arnberg mit hastigem Atem, „entwaffnen Sie mich von vornherein ..."

„War da was zu entwaffnen?" fragte er mit einem kleinen, gutmütigen Lächeln. „Von Ihrem Sohn brauchen wir nicht zu sprechen — er will sich mit Kopf — und es scheint ja wohl auch mit Herz — in eine gute Heirat stürzen. Ich wollt', ich wär' so weit wie er. Also, er ist gewissermaßen besorgt und aufgehoben. Und daß er nicht an sein Glück denken kann, solange er weiß, seine Mutter plagt sich schwer, ist mal gewiß. Söhne an vollen Tafeln und die Mütter mit einer Brotrinde — wer kann das denken, ohne daß er schamrot würde ... Und daß Heinz Philipp für Sie von erheiratetem Geld was täte, ging denn doch gegen die Arnbergsche Ehre. Ist es klar?"

Oh, mein Gott, ja — wie ist es klar, dachte Hardy gerührt. Sie vergaß, daß sie dringend gewünscht hatte, Herr Dieter von Arnberg habe irgend ein Recht, die Heirat zu verbieten.

„Ja," sprach die Frau mit heißem Gesicht, „es ist klar. — Aber ich — ich kann wohl noch arbeiten — noch ein wenig — ich hätt' es wohl noch ausgehalten . . ." Ihre Stimme zitterte.

Es war ein letztes Sträuben in ihr. Und dennoch überfiel sie mit einem Male das Bewußtsein ihrer ungeheuren Lebensarbeit wie ein Mühlstein . . . und zerdrückte sie ganz. All die Bürde, die sie getragen — all die Lasten, die sie jahrelang jeden Tag von neuem ans Danaidenfaß der Pflicht geschleppt, mit zerbrechendem Rücken, mit erschöpften Kräften — all die furchtbaren Nächte, wo sie mit angstgehetzten Gedanken die noch vorhandenen Groschen nachrechnete, die niemals reichten — nicht einmal für die Notdurft . . .

Sie fühlte ein Aufschluchzen in ihrer Brust emporkommen . . . sie wollte fest bleiben — sie legte die Hand über die Augen.

Und Herr Dieter von Arnberg sah diese schmale, grobe Hand auf dem hageren Gesicht.

Es schien, als würden seine Augen noch blauer, sein Blick noch bestimmter.

„Sie hätten es ganz gewiß nicht mehr lange ausgehalten," sagte er einfach. „Und ich sehe es ja auch dem Fräulein Eberhardine an; wir haben uns seit Jahr und Tag überanstrengt."

„Nein," sprach Hardy und wurde wieder sehr rot, „glauben Sie mir, ich kann leisten, was mein Beruf fordert. Ich habe in der letzten Zeit allerlei mit mir selbst zu tun gehabt — das hat ja jeder Mensch wohl einmal. Es wird besser werden."

Er schüttelte leise ein wenig den Kopf.

„Ich meine, das Vernünftigste ist, Sie gehen sofort aufs Land. Nicht etwa, damit Heinz Philipp Mutter und Schwester als Bewohnerinnen irgend eines Arnbergschen Schlosses der neuen Verwandtschaft vorführen kann. Lieber Arnberg, ich sagte es Ihnen schon: das ist außer meinem Verständnis. Daß Ihre Mutter Wäsche näht, daß Ihre Schwester telephoniert — jawohl, das ist eine große Sache, und wenn die Nottbecks oder Ihre Irma speziell sich daran stießen,

beneidete ich Sie nicht um die Verwandtschaft — kann ich mir ja auch von gebildeten Leuten nicht denken. Nein, darum nicht. Aber Erholung haben die Damen nötig. Landluft haben Sie nötig. Pflege haben Sie nötig. Ich würde sagen: Arnberg. Aber das seh ich wohl ein, anderswo ist es zum Aufatmen, zum Erst-mal-sich-Besinnen bequemer für Sie. Und deshalb sag ich: Münchow. Das ist ein nettes, kleines Herrenhaus, alter Park, der an Wald stößt, und 'ne Seele von Wirtschafterin — natürlich mehr zutraulich als devot, familiär — rührend besorglich — jawohl, das mein' ich. Und wenn Sie sich da ein paar Wochen erholt haben, komm ich mal hin, und wir sprechen weiter."

Heinz Philipp nickte strahlend. Die Genugtuung, die er über alles empfand, ließ ihn die kleinen Pillen, die er nebenbei zu verschlucken bekam, glatt hinnehmen. Halb und halb war er auch wirklich beschämt — wenn die Sachen gut ausgingen, fühlte er immer nobler.

Frau von Arnberg seufzte tief. Es war aber keiner jener harten Seufzer mehr, die die ganze Welt anzuklagen schienen.

„Das muß ja schon allein 'ne Strafe gewesen sein, hier gewohnt zu haben. Als wir kamen, fiel mir diese Reihe so auf, daß ich sie gezählt hab'. Zwölf ganz egale, scheußlich nüchterne Häuser, Wand an Wand gedrückt! Als wenn Häuser nicht auch 'ne Extraseele haben müßten, jedes eine für sich in ihrer Art. Der Kerl, der das gebaut hat, muß ja 'ne pöbelhafte Unbildung besessen haben ... Na ..."

„Wie freut es mich für Mutter, daß sie aufs Land kommt. Ich kann jetzt nicht. Wir haben jede von uns vierzehn Tage Ferien. Aber erst in der stillen Zeit, im Juli oder August," sagte Hardy.

Herr Dieter von Arnberg nahm nun mit seinen blauen, stetigen Blicken Hardy vor.

Ihr feines, vornehmes, ausdrucksvolles Gesicht, ihre ganze Erscheinung gefielen ihm ausnehmend. Die braucht bloß 'n niedliches weißes Kleid anzukriegen

und ordentlich was zu essen und zur Pflege, und dann ist sie eine Schönheit, dachte er. Aber 'n bißchen obstinat scheint sie auch.

„Urlaub, mein liebes Fräulein, brauchen wir nicht mehr. Wir nehmen unsern Abschied. Der Telephonverkehr des Deutschen Reiches muß sich ohne uns behelfen."

Über den Vaterton dieses Mannes, der noch ein so junger Mann war, mußte Hardy lächeln.

„Verzeihen Sie mir, Herr von Arnberg. Ich empfinde mit heißem Dank Ihre Güte. Aber ich für meine Person bedarf keiner Hilfe. Ich bin aufgewachsen in dem Wissen: ich müsse mir einmal selbst mein Brot verdienen. Manche Stunden habe ich gehabt, wo ich dachte, das sei hart. Manche Stunden habe ich noch, wo mir mein Beruf unerhört, unertragbar erscheint, weil ich immerfort den Unsichtbaren zu gehorchen habe, die mich kommandieren. Und doch ..."

Er machte große Augen.

„Und doch ...?" fragte er nach.

Es trug Hardy fort, sie wußte selbst nicht, wie das kam. Mit einem Male sah sie alles in so klarem Licht, begriff völlig, was ihr ihre Arbeit, ihre Selbständigkeit sei.

„Und doch," sprach sie voll starker Bewegung, „doch bin ich stolz darauf, daß ich arbeiten kann. Ich habe gelernt, mich als Schwester zu fühlen von all den tausend Mädchen, die gleich mir keine rechte Jugend haben dürfen, weil sie für ihr Brot sorgen müssen. Ob sie nähen, lehren, telephonieren, verkaufen — sie sind alle zusammen eine Gemeinde, die Gemeinde der Tapferen. Und ihr anzugehören, hebt mich vor mir selbst. Ich weiß auch längst, daß der Arbeitszwang einen wunderbaren Ausgleich in sich birgt — er ist der vollkommenste Gegensatz zum Zwang: die höchste Freiheit. Wie frei es eine Frau macht, zu wissen: ich esse selbstverdientes Brot — ja, dazu bin ich nicht beredt genug, Ihnen das klarmachen zu können. Was bin ich noch, wenn ich alles Ihrer Güte danke? Und neben Mutter dahinlebe ohne Ziel und Pflicht? Nichts

bin ich als ein alterndes Mädchen, das Zeit hat, verbittert zu werden. Nein — Sie wollen mir meine Arbeit lassen ... meine Selbständigkeit wollen Sie mir lassen ..."

Tränen funkelten in ihren Augen. Und sie dachte: Wie sollte ich auch mein Leben ertragen, nachdem ich ihn verloren habe, wenn ich mich nicht mit Arbeit betäubte.

Ganz betroffen stand Herr Dieter auf: mit ihm erhoben sich die andern. Die Mutter ratlos, hektische Röte im Gesicht, der Bruder bemüht, seinen heftig aufwallenden Ärger zu bezwingen — gespannt, was Dieter nun sagen werde.

Der fragte langsam: „Und Sie wollen nichts, gar nichts mit mir zu tun haben?"

Da streckte Hardy ihm ihre Hand hin und sagte frei und zutraulich: „Doch. Von Herzen gern komme ich, wenn ich darf, in meinen beiden Ferienwochen auch nach Münchow."

Er drückte ihr mehrmals die Hand. Er konnte nichts sagen. Er dachte immerfort: die hat Charakter — ja, die hat Charakter! ...

Nun aber fiel alle Haltung von der Mutter ab, sie wußte nicht aus noch ein vor Aufregung und Unschlüssigkeit. Sie wollte Hardy nicht allein lassen — unter keinen Umständen — und alles hatte ja keine Eile — die Aussicht tröstete und erholte schon — man mußte auch Übergänge suchen — Und die Wohnung? Und die Sachen? ...

Herr Dieter von Arnberg war innerhalb seiner Umwelt das ruhevolle Befehlen so durchaus gewöhnt, daß er nun, nach einigem Besinnen, und nachdem er aus den Klagen, Fragen und Ausrufen der Frau sich ein völliges Bild aller Nebenumstände gemacht, die Sache wieder fest in die Hand nahm.

„Vereinigen wir uns," sprach er herzlich; „zu überstürzten Geschichten sollen Sie nicht gezwungen werden. Ich schlage vor: andre Woche Sonnabend nachmittag bis Sonntag nachmittag kommen Sie mit Fräulein Eberhardine mal nach Münchow — so einen

freien Sonntag werden Sie wohl mal haben? — Na ja — also ... Und dann gucken sich die Damen Münchow an, und wenn es gefällt, was ich für gewiß im voraus weiß, — siedeln Sie Mitte Juli total dahin über mit all Ihren Sachen. Und inzwischen tut Ihre Tochter sich nach 'ner Pension oder 'ner Familie um, wo sie sich anschließen kann — wenn's denn so durchaus beim Telephonieren bleiben soll — was meinen Sie? Ja, scheint mir klar. Und dann noch eins: Das Nähen hört aber sofort auf — sofort! Nicht eine Stunde mehr! Und wir sind verständig, und wenn nächster Tage eine kleine Sendung aus Arnberg kommt, denken wir: das ist ja alles im letzten Grunde vom wunderlichen Schicksal dem Dieter geschenkt ... Wer weiß, ob nicht gar auch bloß geliehen ..."

Seine Stimme nahm einen tiefernsten Klang an.

Da kam aus dem Munde der Frau ein Aufschluchzen.

„Nein ..." schrie sie. Und sank weinend in die Sofaecke und verbarg ihr Gesicht.

Alle standen schweigend. Und kaum konnte Frau von Arnberg sich dann so viel fassen, die nötigen Abschiedsworte zu finden und etwas von Dank zu stammeln.

Herr Dieter von Arnberg hatte auf einmal große Eile und sagte etwas von seinem Freunde Prüttwitz, dem er mit heiligen Eiden Rückkehr mit dem Zuge drei Uhr siebenunddreißig versprochen. Aber man spürte wohl: er wollte nur vor all der Rührung davonlaufen. In seiner Eile schien er vergessen zu haben, daß er Hardy schon fest die Hand geschüttelt hatte, denn er kehrte vom Flur aus noch einmal um und schüttelte ihr zum zweiten Male die Hand.

Lange und still weinte die Mutter noch vor sich hin. Und Hardy ahnte, was für Bitterkeiten sich da lösten, was für galliger Neid hinwegschmolz, wie süß die tiefe Scham das Gemüt der armen Kreuzträgerin erhob — welcher Friede sich in ihrer Seele verbreitete — mit welcher heißen Inbrunst sie dem Mann abbat, daß sie ihm nicht das Leben gegönnt habe ...

Einmal trat Hardy sacht an die Mutter heran und streichelte ihr das Haar.

Da kam sie in die Höhe und sah ihre Tochter an — aus verweintem Gesicht — fragend — fast demütig. „Hardy", sagte sie, „denk nicht, daß ich weniger stolz bin ... Aber ich konnte gar nicht mehr — ich konnte nicht mehr ..."

Und über diesem Lasttierblick — der von all den Peitschenhieben des Schicksals so furchtsam und matt geworden war — über dies flüsternde Geständnis: „Ich konnte gar nicht mehr," begann auch Hardy zu weinen. Sie umarmte heiß die Mutter.

„Alles kannst du von ihm nehmen, alles — von diesem — alles," rief sie. In schmerzlicher Bewegung dachte sie an den andern Mann, von dem sie einst diese Erlösertat erhofft ... und wie viel glühender noch hätte sie es ihm gedankt ...

⊕ ⊕ ⊕

Zu den vielen Überraschungen, die Borwin in seiner noch so jungen Ehe erfuhr, gehörte es auch, daß er seine Frau in einer sehr regen Korrespondenz mit ihrer Schwester sah. Während der Verlobungszeit hatte er nur spöttische Neckereien, Empfindlichkeiten, kleine Zänkereien aller Art zwischen den beiden beobachten können. Und zudem war Doraline keine geborene Briefschreiberin. Wie ein Schulkind saß sie oft am Tische, das Ende des Federhalters zwischen den Zähnen, stilistische Wendungen mit großer Mühe suchend. Trotzdem ihr also offenbar das Schreiben lästig sein mußte, war dennoch ihre erste Sorge, stets an Irma zu berichten, wie schön diese neuerreichte Reisestation sei, wie wahnsinnig Borwin sie liebe, wie unmenschlich glücklich sie sich fühle.

Allmählich kam er dahinter, daß für Doraline die überwältigende Größe Londons, die lichte Schönheit der englischen Südküste, die stille Üppigkeit der Insel Wight, der phantastische Einsamkeitszauber der normännischen Inseln nur den einen Wert hatten: sie konnte vor Irma, die das alles noch nicht kannte,

damit auftrumpfen. Und dennoch, trotz all dieser Trümpfe, zog Doraline vor der federgewandten, begabten Schwester stets den kürzeren. Und wenn auf die in prahlerischer Freude heimwärts gesandten Meldungen dann von Irma eine Antwort kam, die voll spitzer Pfeile war, ärgerte sich Doraline bis zu Tränen.

„Kindskopf!" sagte er oft nachsichtig und zärtlich. Aber doch auch voll Erstaunen über die Kleinlichkeit dieses Gefechtes schwesterlicher Eifersucht.

Sie waren auf der Insel Jersey, als sie die Nachricht von Irmas Verlobung bekamen. Der Postdampfer, der allabendlich von Southampton in den Hafen der kleinen Hauptstadt dieser Inselwelt, in St. Hélier einlief, brachte ihre Post mit, die ihnen dann morgens mit dem ersten Frühstück ins Zimmer gegeben wurde. Doraline war wieder einmal nicht zum Aufstehen zu bewegen, obschon der Wagen, zu einem Ausfluge bestellt, vor der Tür des Grand Hotel hielt.

Und wenn Borwin in solchen Fällen mahnte und fragte, ob sie sich denn gar nicht auf den schönen Ausflug und die Natureindrücke freue, die man erhoffen könne, reckte sie sich lang aus und kauerte sich unter ihrer Decke wieder zusammen wie ein behaglich spielendes Kätzchen und sagte, daß es ihr ganz egal sei, ob die Welt ein Paradies oder eine Wüste wäre, und daß er lieber kommen und ihr noch einen Kuß geben solle, ehe sie sich zum Aufstehen entschließe. Und wenn er dann sich über sie neigte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und wollte ihn nicht loslassen. Es war jeden Morgen das gleiche Spiel, und ihre Begierde nach Zärtlichkeit schien unerschöpflich.

Auch heute bedurfte es vieler Geduld und endlich auch einer Bitte, die einem Befehl fast gleichkam, bis Doraline aufstand. In großer Hast zog sie sich dann an, und als sie neben ihrer Teetasse Irmas Brief sah, wollte sie ihn gleich lesen. Das hätte nur neuen Aufenthalt und unter allen Umständen Ärger gegeben. Borwin schlug vor, den Brief mitzunehmen und unterwegs zu öffnen.

Sie fuhren auf leichtem Wagen mit emsig trabenden Pferden dahin. Rechts lag das Meer, in der Nähe still und blank, in der Ferne im Sonnenschein, wie von einem dünnen weißen Dunst überdampft. Am Horizont, dort zwischen dem hingebreiteten, ebberuhigen Meer und dem Atlas des reinen Himmels, erkannte man einen bläulichen, in seinen Grenzen verschwimmenden Streifen: die französische Küste.

Die Fahrstraße hob sich und senkte sich — dem sehr welligen Gelände gemäß, das mit seinen allerliebsten kleinen Tälern, mit seinen niedlichen Höhenzügen die Formen einer Gebirgslandschaft nachahmte, wie ein Spielzeug oft sehr ernsten Dingen gleicht und das Grandiose zum Reizenden herabmildert.

Die Ufer hatten ihr schaumiges Wellenkleid verloren, das während der Flut in heftigem Faltenwurfe sich über seine Felsengründe legte. Nun waren sie entblößt und stellten sich als ein bizarrer und heimtückischer Ringwall dar, den die Natur um die Insel gebaut. Aber diese Felsenbrocken, die den in räuberischer Absicht sich nähernden Schiffen jeden Überfall der begehrenswerten Insel unmöglich zu machen schienen, hatten den Normannen noch nicht als Schutz genügt. In regelmäßigen Zwischenräumen errichteten sie rund um die Insel Türme, zur Wacht und zur Verteidigung. Die standen nun, kurz und gedrungen, hell im Sonnenschein und sahen als lächelnd melancholische Ruinen auf das verebbende Meer hinaus.

Borwin erklärte Gegend und Geschichte und suchte die Interessen der jungen Frau zu wecken.

„Sieh nur,“ sagte er, „wie wundervoll und finster die gewaltige Festung sich vor dem blauen Himmel und über der Küste erhebt.“

Sie fuhren auf Chateau Montorgueil zu, und die klotzigen braunen Mauern, vielfach vom blanken, zähen Pelz eines undurchdringlichen, uralten Efeus bedeckt, standen in einer wuchtigen Silhouette düster und hochragend über dem Ufer, aus seinem Fels emporwachsend. Und weithin flimmerte hell das Meer, sehr still und verträumt.

„Ja — famos. Aber gib mir doch endlich Irmas Brief.“

Sie bat zum drittenmal darum, immer war diese Bitte ihre Antwort auf eine seiner Bemerkungen.

Er sah wohl: ihr kleines, drolliges Briefgezänk mit der Schwester war ihr wichtiger als all diese Schönheit.

Und kaum hatte Doraline zu lesen begonnen, so schrie sie auch schon auf.

„Irma hat sich verlobt!“

Sie las vorerst gar nicht weiter. Sie erging sich in Phantasieen. Mit der Treffsicherheit der Gereizten erriet sie, daß Irma mit einem Knalleffekte habe imponieren wollen. Denn so etwas habe doch ein Vorspiel! Und kein Mensch berichtete davon? Nicht mal Mama? Hatte sie es etwa nicht gewußt? Oh, ganz Irma! Und keine von den Freundinnen, weder Fanni noch Lorchen, schrieben von Gerüchten; niemand hatte offenbar vorher darüber geklatscht! Wie hatte Irma das nur angefangen? Ja, sie war imstande, alles geheim betrieben zu haben, selbst hinter dem Rücken der Eltern!

„Aber, Liebling, lies doch nur weiter,“ bat Borwin, der nun wußte, daß er von diesem Ausfluge keinerlei Stimmung und gesammelten Genuß erwarten dürfe.

„Was ist da viel zu lesen,“ sagte Doraline verärgert, „kurz und impertinent ist er. Da lies.“

„Liebe Kleine, seit Du Frau bist, empfange ich von Dir so viel Belehrungen. Das amüsiert mich immer riesig. En revanche will ich Dir auch ein Vergnügen machen. Nämlich mit der Nachricht, daß ich mich verlobt habe. Heimlich bin ich schon seit vier Wochen Braut. Auf Deiner Hochzeit hab' ich mich verlobt. Aber es beliebte uns, gegen jedermann, auch gegen die Eltern, davon zu schweigen. Grund: Heinz Philipp hatte allerlei Familienangelegenheiten zu ordnen; ich kenne sie genau. Also strenge Deine Phantasie nicht an; geheimnisvolle Gründe lagen für diese Verzögerung nicht vor. Auch war im Regiment irgend

was los — kranker Adjutant, den Heinz Philipp vertreten mußte — kurz, er konnte nicht gleich wieder Urlaub nehmen. An Deinem Polterabend lernten wir uns kennen, am andern Tag warb er um mich. Also leidenschaftlicher Stil. Heinz Philipp von Arnberg ist der Freund von Fritz; vielleicht hast Du ihn bemerkt. Trotzdem Du in Deiner Verliebtheit und etwas kindlichen Einseitigkeit vergessen zu haben schienst, daß eine Hochzeit schließlich auch eine gesellschaftliche Veranstaltung ist.... Mit dem Verlobungsdiner hätten wir gern auf Eure Rückkehr gewartet. Allein Heinz Philipps Mutter, die bisher still in unsrer Stadt gelebt hat, siedelt nächste Woche auf eines der Arnbergschen Schlösser über, und da ist es für die alte Dame bequemer, das Fest wird vorher abgemacht. — Grüß Deinen Gatten. Sag ihm, er solle sich bedanken für den netten Schwager, den er bekommt. — Die Eltern sind glücklich. Nun, sie sind ja immer glücklich, mit und ohne Grund. Diesmal haben sie einen. In Liebe Deine Irma."

Borwin gab seiner Frau den Brief zurück. Seine Hände waren eiskalt. Er schwieg vollkommen.

Doraline vertiefte sich wieder in die Lektüre und sprach laut allerlei Randbemerkungen.

„Am Polterabend kennen gelernt — am andern Tage schon verlobt! Wie kann man! Man prüft sich doch erst! Leidenschaftlicher Stil — pöh, damit will Irma mich bloß anärgern, weil ich so lange habe warten müssen. — Als wenn sie ahnt, daß was dahinter war ... ach, Borwin — es ist zu schrecklich für mich ... Und du sagst gar nichts ... wie findest du es ...?"

„Ich finde es das Selbstverständlichste von der Welt, daß Irma heiratet. Und für dich speziell sehr erfreulich, denn fortan hat Irma ja etwas andres zu tun, als dich zu piesacken," sprach er so beherrscht, als er vermochte.

Aber dennoch klang seine Stimme vielleicht ein wenig rauh. Irgend etwas war in ihrem Klange, das Doraline veranlaßte, den Gatten sehr scharf anzusehen.

„Du hast ein ganz verändertes Gesicht bekommen — ganz blaß ...“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ja, ganz blaß!“ fuhr sie mit erhöhtem Eifer fort und erschwerte ihm mit ihren durchdringenden Beobachterblicken die Haltung, „furchtbar blaß ... Borwin — Gott — ein Gedanke! War Irma die ‚andre‘, die du vor mir geliebt hast? Ja, sie war es, sie war es! Daher all ihr Spott — ihre Eifersucht ... Und sieh hier: sie hat das Wort ‚dieser‘ unterstrichen, ja sieh, ‚geheimnisvolle‘ Gründe lagen für diese Verzögerung nicht vor ... als wisse sie ... ja, es war Irma ...“

Sie fing schon an zu weinen.

„Ich bitte dich, Liebling! Wir wollten doch nie davon sprechen. Und ungefähr jeden Tag kommst du darauf zurück, und alle jungen Mädchen, die wir kennen, hast du schon durchgeraten. Und nun kommst du sogar auf Irma! Ich schwöre dir, sie war es nicht.“

Das weite stille Meer lag im sanften Glanze seiner besonnten Ruhe.

Die finsteren Formen der alten, efeuumwachsenen Festung, die wie ein starker, fester Akzent inmitten all des zitternden Lichtes stand, rückten ihnen gleichsam entgegen.

„Sieh, wie seltsam schön das ist,“ bat er fast flehend.

„Ja, ja — schön. O, das gönn' ich Irma nicht, von einem Tage zum andern hat sie sich den Mann erobert! Und ich mußte drei schreckliche Monate warten, weil du eine andre liebtest. Und in jeder Gesellschaft muß ich zittern und mich fürchten, die ‚andre‘ ist da, und du kehrst am Ende noch zu ihr zurück.“

Mehr als einmal hatte er ihr auf solche Furchtgedanken geantwortet: Du wirst die andre nie in den Gesellschaften treffen, die wir besuchen.

Das konnte er jetzt nicht mehr sagen ...

Aber antworten mußte er ... Sonst ging Doralines Phantasie weiter, verlor alle Zügel und stürzte sich endlich in einen Abgrund, darein sie sich, ein Opfer von Untreue und Verrat, elendiglich umkommen

sah. — Er kannte das schon, kannte es bis zur Ermüdung ...

Voll Herzlichkeit legte er den Arm um sie.

„Verdirb dir und mir nicht diese köstliche Fahrt, Liebling," bat er, „du bist jetzt meine Frau und darfst die Vergangenheit unbesorgt ruhen lassen. Vielleicht gerade, weil ich einmal das Schicksal erlebt habe, zwischen zwei Frauen hin und her gerissen zu stehen, kann und sollte die Siegerin unbedingt an meine Treue glauben."

Doraline trocknete ihre Tränen. Das Wort „Siegerin" tat ihr immer wohl. Sie umarmte Borwin und versicherte ihn, daß sie sterben würde, wenn er ihr nur einen einzigen seiner Gedanken entzöge. Ihre Zärtlichkeit wuchs und wollte sich in leidenschaftlichen Küssen äußern.

„Aber wir sind doch auf der Landstraße!" sprach er mahnend.

Das stimmte sie abermals trübe. „Kann das große Liebe sein, die nebenbei immer so beherrscht ist, daß sie das Schickliche bedenkt?" fragte sie.

Sie fuhren in diesem Augenblick in den Burghof der alten Feste ein, und Borwin kam so um eine Debatte über diese Frage.

Man wanderte über schmale, von finstern Mauern bedrängte Treppen, unter niedrigen, schwer geschwungenen Torbogen hin, durch primitive, tiefverschattete Hallen, in deren hohlen Bogenfenstern besonnte, blanke Efeuranken sich leise hin und her schwangen. Von Plattformen, die von ausgezahnten Mauerrändern umschützt wurden, sah man hinaus auf das beizend helle Meer und den ungeheuren Himmel darüber. Oder hinein in das liebliche Inselland, das der grüne Efeu überall bekroch, wo die Hand der Bauern ihn nicht fortgeschoben hatte.

Sehr nachdenklich ging Doraline neben ihrem Gatten. Und er hoffte, daß all diese Einsamkeitsschönheit, dieser Vergangenheitstraum aus Stein und Meer sie bezaubert habe. Liebevoll erzählte er ihr, was er sich zuvor an Kenntnissen von der Geschichte des Schlosses

zu eigen gemacht, so liebevoll, daß es fast war, als habe sich die ganze unruhvolle, blutige Historie der Inseln, die ein Eroberer der Faust des andern entriß, nur zu ihrer Unterhaltung begeben.

Als sie den Wagen wieder bestiegen, seufzte Doraline herzhaft. Aber sie saß dann schweigend.

Und so konnte auch er endlich versuchen, über das nachzudenken, was so neu und schwer nun sein Leben zu beunruhigen drohte.

Der Wagen trottete langsamer den auf kahlen Höhenzügen sich hinwendenden Weg entlang. Aus und ein bog sich drunten der Uferrand, immer neue kleine Buchten umschließend, in denen sich nun leise das Meer zu rühren begann. Es stieß spülend an die aufragenden Felsenbrocken und schob einen ganz kleinen, schwellenden Wasserrand hinauf auf den äußersten Saum des entblößten Grundes.

Borwin sah immer rechts hinab und hinauf aufs Meer, als beobachtete er sehr aufmerksam diesen vorsichtigen, tastenden Arbeitsbeginn der Flut. Aber er sah nichts. Er fühlte nicht den frischen, kleinen Wind, von Salz- und Kräuterdüften schwer gesättigt.

Wie soll das möglich werden, dachte er, ihr Bruder und ich — wir sollen eine Familie zusammen bilden, so etwas wie Brüder werden durch unsre Frauen? ... Und ihr selbst soll ich begegnen — und sie mir? ... An einem Tische sollen wir zusammensitzen — in Lügen? Oder wird sie es sagen, daß wir uns kennen? Und wird die Wahrheit auf den Markt gezerrt werden? Was heilig und was schmerzlich war, nun beklatscht werden? Und Doraline? Immer, rastlos, nie eingeschläfert umschweifen ihre suchenden Gedanken die andre. Wird sich alles so entwickeln, daß Doraline sie erkennt?! Hätte ich sie verleugnen sollen? Das, was mir eine reine, wehmütige Erinnerung war, klug hinter Lügen verstecken sollen? Hätte mich das nicht schamrot gemacht? Bezahle ich nicht schon jeden Tag mit törichten Szenen, die ich zu ertragen habe, jene Wahrhaftigkeit, die gewiß auch töricht und mir dennoch, dennoch eine Notwendigkeit war? Ich konnte, ich durfte

nicht klug sein — in jener Stunde nicht. Mir wäre Klugheit da Unwürdigkeit gewesen — Undankbarkeit, Nichtachtung gegen die eine, die mir so groß und still verziehen hat.

Ja, wie sollte alles werden? Der Gedanke, Hardy zu begegnen, war ihm entsetzlich. Geradezu wie eine Entweihung.

Der Vorhang hinter diesem Stück Leben war gefallen. Und nun sollte es sein, wie wenn Schauspieler abgeschminkt und im bürgerlichen Kleide wieder auf der Bühne sich zeigen, nachdem all die Liebe und das Leid, das sie gemimt, schon verklungen ...

Es sollte kein erhabener Traum, kein geheimes, süßschmerzliches Erinnern bleiben? In das Allerplatteste, in das kleinzänkische Familiengetriebe sollte das hineingezogen werden?

Er litt. Er wehrte sich dagegen. Und wußte doch, diese Lage, die ihm unmöglich schien, ließ sich nicht ändern.

Er empfand undeutlich, ihr Takt würde den Ausweg finden. Daran klammerten sich seine Hoffnungen.

In dem Briefe stand ja etwas davon, daß Heinz Philipps Mutter fortziehe aus der Stadt. Vielleicht ging sie, deren der Brief keine, gar keine Erwähnung tat, mit der Mutter fort. Irgendeine ihm unbekannt gebliebene Schicksalswendung hatte das Los der Frauen erleichtert. Wie heiß ihn das freute.

Und doch rief es eine andre Erinnerung wach: er wußte noch so genau, wie es seine Männlichkeit beglückt hatte, wenn er daran dachte, daß er der Liebenden nicht nur sein Herz, daß er ihr auch Sorglosigkeit schenken dürfe.

Aber wenn sie auch mit der Mutter aus der Stadt fortging, ganz kann man sich nicht vermeiden, ohne sehr aufzufallen, wenn man eine Familie zusammen bildet. Und wenn nicht früher, so mußten sie sich auf Irmas Hochzeit begegnen.

Litt sie von diesem Gedanken? Wehrte sie sich

gegen diese Wendung der Dinge verzweifelt und ohnmächtig wie er? Bitterlicher vielleicht noch?

Und dann war die Mutter da, mit ihrem erregbaren, starken, fanatischen Wesen. Wie sollte er ihr ins Auge sehen? Ihr, die gewiß nichts verstanden hatte von dem Gefühlswandel und all seinem Leid als die eine harte, einfache Tatsache: er verläßt mein Kind! Sie wußte nur dies eine, und das machte ihn vor ihr zum Verbrecher. Er ahnte, daß sie ihn hasse. Wie sollte er ihr die Hand reichen? War sie, der er jedes Pathos und jede Schroffheit zutraute, nicht imstande, seine Hand zurückzuweisen?

Und wieder fühlte er unklar: alles lag bei Hardy.

So war es fast, als sei sein Schicksal oder doch der äußere Friede seines Lebens ihr anheimgegeben.

Er wußte, sie war stolz und gut. Sie würde nicht über ihn triumphieren wollen, indem sie ihn beschämen ließ.

Voll tiefer Rührung dachte er, daß auch ihr das Vergangene heilig sei und bleibe.

Und zusammen, in schweigendem Verstehen, würde es ihnen gewiß gelingen, dies Heiligtum in seiner Verborgenheit zu schützen.

„Na, sehr unterhaltend bist du nicht,“ sagte Doraline.

„Ich dachte, du wolltest dich einmal ungestört den großartigen Eindrücken hingeben,“ antwortete er.

Er war etwas ruhiger geworden. Das unbegrenzte Vertrauen zu Hardys vornehmer Sicherheit und Herzensgröße hatte ihm geholfen.

„Im Moment habe ich bloß Hunger.“

„Ich glaube, wir kommen bald an unser Ziel.“

Und der Kutscher bestätigte es: noch eine halbe Stunde, und man würde in Rozel sein, wo man einen Frühstückspavillon fände. Doraline gähnte oft.

„Armes Kleinchen, so flau,“ bedauerte Borwin.

„Du hast manchmal einen Ton, als wenn du mein Großvater wärst.“

„Nur einen Beschützerton.“

„Ach was, ich will nicht beschützt werden, ich will geliebt werden. Jeden Tag mehr.“

„Noch mehr?“ Er wollte es lachend fragen, aber unversehens verkehrte sich ihm die Stimme im Munde und wurde wie von Ironie gefärbt.

„Das ist gewiß das Restaurant!“ rief Doraline befriedigt, als ein länglicher Glasbau zwischen Bäumen sich am Wegesrande zeigte.

Nun war alles andre vergessen. Mit einer behaglichen kleinen Feinschmeckerfreudigkeit gab Doraline sich dem Vergnügen am Essen hin. Riesengroße Hummer kamen auf den Tisch, und Borwin bestellte schäumenden weißen Burgunder. Doraline hatte Verständnis für den feinen Kräuterduft des St. Péray und sah den Luftperlen zu, die unablässig, wenn auch gelassener als beim Champagner, aus dem Boden des Glases im altgoldfarbenen Wein emporquirlten.

Sie wollte hier sitzenbleiben und durchaus nichts von dem „tropischen Garten“ und der kleinen Bai von Rozel wissen, den beiden Sehenswürdigkeiten des Platzes. An der andern Seite der Straße, dem banalen Wirtschaftsbau gegenüber, auf schroff ansteigendem Hügelgelände sah man eine wunderbare Pflanzenwelt sich drängen wie ein Stück Morgenland, das irgendwie durch Zauberkraft hierher versetzt worden war. Die Mittagsglut lag schwer und schweigend auf dem tiefgrünen Blätterdickicht der Magnolien, den riesenhaften Rhododendren und dem emailblanken Gebüsch der Kamelien. Sehr schlank und ein wenig gebeugt wie von zu raschem Wuchse, dem kernige Kraft fehlt, standen die fahlen, graugrünen Eukalyptusbäume vor dem schimmernden Himmelsblau. Pinienwipfel griffen ineinander, auf ihren orangefarbenen Stämmen brannte die Sonne. Feierlich breiteten große Araukarien priesterliche Arme über den Samtrasen wie segnend aus. Lorbeeren, in geschlossenen Gruppen, standen zusammen wie schweigende Denker.

Und hinter dem Gitter, zu Füßen dieser hügelansteigenden Südlandspracht, blühten Blumen in jeder

Farbe, Blumen aller Art. Durch die Massen, in denen sie wucherten, glichen sie einem üppigen Riesenkranze.

Aber nein, all diese fremdartige Fülle verlockte Doraline nicht. Es war so heiß. Und man hatte so viel und so gut gegessen und getrunken. Mit großer Überredungskunst konnte Borwin sie endlich bewegen, bis zur kleinen Bucht die zwanzig oder dreißig Schritte zu gehen. Wenn man noch lange wartete, kamen die Cookschen Tourenwagen, die alle Tage eine Schar von Reisenden kreuz und quer über die Insel führten. Und dann war es um den Zauber geschehen.

Doraline scherzte, sie sei nicht eigensinnig und wolle sich vor Neckerei wegen ihrer Faulheit schützen und gehe also deshalb mit.

Etwas schwer hing sie sich an Borwins Arm. In ihrem weißen Kleid, unter dem beim schritthaltenden Marschieren regelmäßig die schneeweiß beschuhten Füßchen aus und ein gingen, mit dem großen weißen und mit blaßlila Blumen beladenen Strohhute, sah sie reizend aus. Eine üppige kleine Rubens-Schönheit, dachte Borwin.

Zwischen ein paar sich zusammendrängenden Blütenbüschen wand sich ein ganz schmaler Weg hinab zur kleinen Bucht. Und da schien selbst Doraline von der weltfernen, märchenhaften Stimmung des Platzes betroffen. Von dem hohen Ufer fiel das Gelände steil ab und umgab den Dreiviertelkreis der Bucht, ihr einen Strandsaum lassend. Zwischen ihm und dem Hang angeklemmt lag eine weiße Fischerhütte unter schwerem Dache. An ihre eine Seite drängte sich, sie tief umschattend, dunkellaubiges Gebüsch, in dem weiße Blütenscheiben verstreut lagen. Die Hütte schien verlassen. Man sah kein lebendes Wesen. Unfern war ein Fischerkutter, grün und schwarz bemalt, von plumpem, dickbauchigem Bau, aufs Trockne gezogen.

Die Flut kam jetzt herein und ließ weißes Perlengekräusel über das saphirblaue Wasser hinschäumen. Das raunende Murmeln füllte die Luft, die hier von

keinem Windstoß gestört war. Mittagsschwüle glühte still.

Doraline ließ sich am Strande nieder, wo sein feines Geröll schon in den Sand des Hanges überging. Da konnte man warm in der Sonne kauern, ins Licht hineinblinzeln und die Flut leise plaudern hören. Es war merkwürdig, wie das Gluckern des Wassers das große Schweigen ringsum nur noch deutlicher machte.

„Komm!“ sagte sie halblaut. Und ihr Ton war schwül wie die Stille um sie her.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, und er lagerte sich neben sie.

Sie küßte ihn. Sehr begehrlich, mit der Schrankenlosigkeit der Besitzenden und der Wissenden.

Und auch über ihn kam es wie ein Paradiesesrausch. Sie waren in der Natur, und das Recht der Natur triumphierte in ihnen. Es gab nichts auf der Welt als Sonnenstille und drängende Leidenschaft. Und dieses heißblütige, junge Weib war sein, ihm gehörte sie, zuerst ihm, allein ihm, und wollte und dachte nichts als ihn. ...

„Ach,“ sagte Doraline endlich, selig erschöpft von seinen tollen Küssen, „hier ist es himmlisch. An so einem Platze möcht ich immer sein, nur du und ich und unsre Liebe.“

Er schwieg. Er lag mit geschlossenen Augen, die Hände unter dem Kopfe verschränkt. Das strahlende Leben losch langsam hinweg aus seinem Gesichte. Eine strenge Falte stand zwischen den Brauen — fast finster — als grüble er schwer nach. Er horchte auf die schwatzenden Stimmen der Flut. Eine unbegreifliche Traurigkeit machte seine Gedanken fast unbeweglich.

„Du antwortest ja nicht,“ fuhr Doraline fort und drehte sich in wälzender Bewegung ihm mehr zu, „was? Das wäre doch das einzig wahre Leben: sich in so einem Idyll verstecken und nichts tun, als sich lieben. Weißt du was — laß Geschäft Geschäft bleiben, Geld haben wir ja wohl beide genug, und laß uns irgendwo ein Heim gründen, wo es so schön ist wie

hier, und wo wir ganz allein unsrer Liebe leben können."

Sie lag nun flach auf dem Leib und hatte ihre Ellbogen aufgestützt und das Gesicht im Rahmen der Hände. So war sie ganz nahe neben ihm und sah ihm in die Augen. In ihrem fuchsigen Blondhaar flimmerte die Sonne, und der weiße Hut mit der lila Blumenschwere war weit weg, irgendwo auf dem Strandgeröll.

Borwin mußte wohl antworten. Es war ihm so mühsam.

„Liebling," sagte er, „dann würden wir wohl erschreckend rasch genug voneinander bekommen. Ein Dasein ohne Arbeit! Das ertrüg' ich nicht. Und du würdest mich wohl bald nicht mehr achten. Arbeit ist auch Freude."

„Gönn' die Freude denen, die kein Geld haben. Wir haben was. Laß uns andre Freuden suchen."

„Guck mal an! — Nun, alle solche Fragen wirst du eines Tages verstehen. Es wird meine Aufgabe sein, dich zu belehren."

Sie krabbelte in die Höhe, stand und schlug den Sand aus ihrem Kleid und lachte.

„Um Gottes willen nicht! Vor dem bloßen Wort ‚belehren' hab' ich 'n Horror."

„Deine Schulerinnerungen sind noch zu frisch," versuchte er zu scherzen, indem er aufstand und sich ebenfalls vom Sande reinigte.

„Bin dir wohl zu jung?" rief sie und sah ihn mit funkelnden Augen an und warf sich wieder in seine Arme.

Eine seltsame, eine furchtbare Empfindung zuckte durch ihn hin: Scham. ...

Doraline fühlte seine Stummheit. Es war, als ob alles an ihm schwieg, selbst die Regungslosigkeit seiner Arme war wie Schweigen.

Aber Doraline war zu sehr in Glückseligkeit getaucht; sie deutete dies auf ihre Weise und plauderte munter weiter. Ihre frohe Stimme blieb nun immer im Gange. Sie kehrten zur Wirtschaft zurück, erkletterten

ihren Wagen, und immerfort schwatzte Doraline voll Kinderfröhlichkeit in den Tag hinein und rühmte den „himmlischen Ausflug". Zuweilen nur senkte sie wie instinktiv ein wenig den Ton — denn des Kutschers wegen konnte es doch nicht sein, der verstand kein Deutsch — und lebte in Worten noch einmal die schwüle Stunde an der kleinen, sonnenstillen Bucht durch — und das durchtriebene, bacchantische Lächeln, das dabei um ihre Lippen ging, versetzte dem Manne beinahe den Atem ... Und dann war sie ganz, aber auch absolut sicher, daß Irma nicht imstande sei, solche Liebe zu fühlen oder zu erwecken.

Also man war wieder bei Irma! Und Doraline konnte nähere Berichte über all das Drum und Dran der Verlobung kaum erwarten.

Noch am selben Abend schrieb sie an die Mama, an Fanni, an Lorchen und noch an drei Basen Briefe und Postkarten, genaue Erzählungen erflehend.

Vorwin fühlte, daß er der Schwester seiner Frau, daß er seinen Schwiegereltern doch Glückwünsche zu sagen habe. Es war unmöglich, sich schweigend zu verhalten. Er erwog laut, ob er depeschieren solle. Und Doraline, die Irma nicht einmal einen Brief von Vorwin gönnen wollte, riet dringend dazu und fand es völlig genügend. Und so drückte denn Vorwin in zwei Telegrammen alle Wünsche und Hoffnungen für eine glückliche Zukunft der Neuverlobten aus.

Wozu gibt es all diese abgegriffenen Worte, all die abgeschlissenen Redensarten, dachte Vorwin, wenn man sie nicht anwenden soll, wo das Herz beklommen ist. Vielleicht waren sie extra für die Verlegenen vom Gebrauch ausgebildet worden.

Er genierte sich beinahe, Doraline den Text der banalen Telegramme zu zeigen. Aber sie fand sie wunderschön.

Und nun warteten sie.

In Vorwins Gemüt blieb eine seltsame Schwere zurück. Er sagte sich, mit einem gewissen Eigensinn sogar sagte er es sich, daß dieser sein freudloser Zustand von der Spannung und Unruhe käme. Wenn

nur erst aus den näheren Nachrichten zu erkennen sein würde, wie Hardy und ihre Mutter sich stellten, welcher Art die Wendung sei, die ihr mühsames Los ins Freundliche gekehrt — dann, so wähnte er, würde die lebensfreudige Stimmung der ersten Reisewochen zurückkehren.

Aber er spürte, daß noch etwas andres ihm so schwer im Untergrund seines Wesens lag ... er wagte nicht, das ans Tageslicht zu holen und genau anzusehen ... Und er vermied es, an die heiße Stunde in der weltfernen, sonnendurchglühten kleinen Bucht zu denken ... Und er sah oft wie scheu fort, wenn Doraline lächelte, wie sie an jenem Tage gelächelt ...

Doraline wäre nun aus Neugier brennend gern nach Hause gefahren. Aber sie fühlte schon jetzt eine Art Empörung, wenn sie daran dachte, daß Borwin sicher manchmal ins Geschäft und von ihr fortgehen müsse, wenn man erst wieder daheim sein würde. Sie wollte die Ausschließlichkeit, mit der sie ihn jetzt besaß, keine Minute früher aufgeben, als es sein mußte. Und ferner war sie gewiß, daß bei früherer Heimkehr Irma mit ihrem impertinentesten Lächeln fragen würde: langweilte sich Borwin schon in dem Tete-a-tete mit dir?

Ihre Neugier mußte also warten. Und derweil überstimmte sie sie mit allerlei Phantasieen. Einmal nahm dieser Heinz Philipp von Arnberg Irma natürlich nur ihres Geldes wegen. Ein andermal war es schade, daß ein Mann, der gewiß das Recht zu allen Ansprüchen habe, mit einer so oberflächlichen Person wie Irma förmlich angeschmiert werde.

Wie ist sie unreif! dachte Borwin oft. Er sah wohl, nichts von diesen Reden war böse gemeint. Wenn Irma morgen in Not und Elend kommen würde, liefe Doraline herzu und hülfe schwesterlich. Davon war er überzeugt.

Er wußte längst: es war seine Pflicht, sie zu bilden, zu erziehen. Es schien, als sei das leichteste, das bewährteste aller Erziehungsmittel in seine Hände gegeben: die Liebe.

Aber da, gerade da erhoben sich alle Schwierigkeiten. Das Übermaß ihrer Liebe — nein, grausam gestand er es sich: ihrer Verliebtheit — machte ihn ohnmächtig.

Einen allzu heftig brausenden Strom kann man keine Räder treiben lassen. Man muß ihn erst ablenken.

Hier in der Fremde, wo ihr einziger Tagesinhalt war, die Stunden zu genießen, sich an der Schönheit der Welt zu erfreuen, wo immer von neuem das Glücksgefühl sie berauschte, daß der geliebte Mann ihr ganz gehöre, hier hätte auch die klügste Erzieherweisheit nicht die Stimmung schaffen können, die für Versuche zum Ernst günstig geworden wären.

Aber dennoch, vielleicht auch in halbbewußter Furcht vor dem, was immer bedrohlicher in ihm aufzusteigen begann, dennoch fing er ganz leise, fast überfein an, ihrer unerschöpflichen Zärtlichkeit zuweilen abzuwehren. Die Flammen ihres leidenschaftlichen Wesens loderten zu stark, sie empfand nichts als ihre eigene Glut, war wie davon betäubt.

So zählte er voll heimlicher Ungeduld die Tage bis zu dem, wo er wieder seine Arbeit würde aufnehmen dürfen. Alle Hoffnungen auf die Heimat und den vernünftigen Alltag setzend, der wie von selbst den steten Rausch verbot.

Sie saßen zuweilen über dem Kalender und sahen zusammen die Daten nach, ohne daß Doraline ahnte, mit wie verschiedenen Empfindungen. Sie klagte jedem Tage nach, der entschwand. Noch zwölf, noch elf, noch zehn ...

Jeden Tag streiften sie zu Fuß oder zu Wagen auf der Insel herum. Da gab es ganz schmale Täler, wie mit grüner Farbe übergossen. Nicht einmal die Stämme der Eichen und die Zäune oder die Hausmauern brachten graue und helle Töne hinein. Der Efeu, still und blank und emsig, kroch über alles hin. Einsame Pachthöfe gab es, die inmitten grüner Wiesen und Felder unter Riesenbäumen so versteckt lagen, daß man sie erst bemerkte, wenn man nahe vor ihnen

stand. Und immer wieder, fast von jedem Punkt der Insel aus, sah man den Rahmen von Felsbrocken und die Trümmer alter Normannentürme und darüber hinaus den Ozean, so daß es schien, als läge ein üppig geschwelltes, grünes, braunumrandetes Polster auf der blauen Fläche.

Es war so phantastisch. Man konnte wähnen, auf einem Zaubereiland zu sein. Oder — in einem Gefängnis.

Stark und stärker wuchs in Vorwin die nervöse Empfindung des Eingesperrtseins. Er mußte sich wachsam in der Hand behalten, um seiner Stimmung äußerliche Gleichmäßigkeit zu bewahren. Und immer war Doraline neben ihm, in strahlender, glückseliger Anbetung zu ihm emporschauend.

Eines Morgens saßen sie auf dem Balkon vor ihrem Zimmer. Eine rot und weißgestreifte Markise beschirmte ihn. Sie knarrte ein wenig im Wind, und durch ihre ausgebogte Kante lief immerfort eine Wellenbewegung. Unter der sehr tiefgehenden Markise stand noch eine Rollwand, und so konnten sie in aller Behaglichkeit geschützt ihren Morgentee trinken.

Das Meer, auf das sie unter der rotweißen Kante weg sehen konnten, flimmerte, als trieben da millionenfach Spiegelscherben durcheinander. Und mitten aus der Flut erhob sich das Fort Elisabeth, das man bei Ebbezeit zu Fuß erreichen konnte, und das jetzt ganz umspült war von den unruhig blinkenden Wassern.

Doraline bediente ihren Mann mit einer Fürsorglichkeit und Hausfrauenkoketterie, die ihr reizend stand. Aber sie wollte auch für jeden Tee, den sie einschenkte, für jedes Brötchen, das sie strich, mit einem Blick oder Wort oder Kuß belohnt sein.

Da kam die Post, und Doraline wurde ganz benommen von der Fülle der Briefe, die, alle auf einmal, für sie angekommen waren und ihr Antwort auf ihre Neugierbitten brachten. Die Mama hat geschrieben, zwei Cousinen hatten geschrieben, Lorchen und Fanni, die beiden Freundinnen, sogar Vorwins Mutter hatte

geschrieben und hauptsächlich — Irma selbst! Vor Eifer und Wichtigkeit wußte Doraline gar nicht, welche Zuschrift sie zuerst lesen wollte.

„Lies du sie mir vor, dann erfahren wir alles gleich zusammen.“

Borwin lehnte ab. Die Briefe seien nicht für ihn, sondern für sie geschrieben.

„Ach Gott, ich habe doch keine Geheimnisse vor dir, wir haben doch keine Geheimnisse voreinander.“

„Gewiß nicht und hoffentlich nie. Aber Dritte können einem doch Mitteilungen machen, die nur für dich oder nur für mich bestimmt sind.“

Doraline machte ein erstauntes Gesicht.

„Ach, was für 'n Unsinn. Was du weißt, kann ich auch wissen, und umgekehrt. Papa läßt Mama alles lesen, auch Geschäftsbriefe.“

„So?“ fragte er lächelnd, „das bezweifle ich doch. Die Sorgen und die Ehre andrer Geschäftsleute, die einem manchmal unter die Hände kommen, wird Papa wohl für sich behalten.“

„Das würde Mama sich schön verbitten!“ rief Doraline naiv. „Aber nun hör mal zu ...“

Und eine Vorlesung begann, die alle Augenblicke haperte, und die sich aus lauter Bruchstücken zusammensetzte. Bald konnte Doraline ein Wort nicht lesen. Bald, in köstlicher Inkonsequenz ihrer dargetanen Anschauungen, unterschlug sie eine Stelle, weil Borwin nicht zu wissen brauchte, daß Lorchen fand, Fanni sei wieder mal zu stark geschnürt gewesen, und daß Fanni schrieb, Lorchen habe denn doch zu doll mit Fritz, dem Bruder Doralines, kokettiert. Auch erwies es sich, daß in Mamas Brief eine zu starke Kritik über Borwins Mutter stand.

Die Vorlesung endete damit, daß Doraline all die Briefe durcheinanderschob, darin herumsuchte, etwas verlegen war und sich endlich entschloß, Borwin zwei hinüberzureichen.

„Lies nur selbst. Die zwei wenigstens. Das langweilt dich höchstens, alles zu hören; sie schreiben alle fast das gleiche.“

Borwin nahm die Briefe. Sein Verlangen, zu wissen, war ja zu groß, als daß er hätte ablehnen sollen. Er las erst den von seiner Mutter. Aus ihren schrägen, gleichmäßigen, eiligen Schriftzügen atmete förmlich der Geist ihrer flinken und unermüdlichen Beredsamkeit, in der sie die kleinen Vorkommnisse des Lebens gern besprach. Sie hatte an Doraline geschrieben:

„Meine liebe Schwiegertochter, wie ich Dir per Karte mit voriger Post mitteilte, dachte ich meine Karlsbader Kur zu beginnen und wollte eigentlich bereits. vorgestern abgereist sein. Allein die überraschende Neuigkeit, die Verlobung Deiner Schwester Irma, hat mich noch hier festgehalten. Es wäre zu rücksichtslos von mir gewesen, am Tage vor dem Verlobungsdiner abzureisen, das fand Fräulein Hintze auch. Das Diner war sehr gut; im Sommer ist es ja immer schwerer, ein Menü zusammenzustellen. Aber Deine Mutter hatte diesmal meine Kochfrau genommen, und auf die Parbst kann man sich verlassen. Es waren vierundvierzig Personen; ich hatte die schönste Toilette an. Die Deiner Mutter war wieder mal verunglückt: du nimmst es mir wohl nicht übel, aber Geschmack hat sie nicht, das sagt Fräulein Hintze auch. Ich hatte den General von Schleichheim zu Tisch, den ich nun mal nicht leiden kann, aber das hat Deine Mutter wohl nicht gewußt. Im übrigen war die Tischordnung ja gegeben. Dein Vater führte die Mutter des Bräutigams. Eine stolze, riesig vornehme, hocharistokratische Frau. Ich will nichts gegen Deine Mutter sagen, aber es kam mir so vor, als fühle Frau von Arnberg sich mehr zu mir als zu ihr hingezogen. Deine Mutter wurde von Herrn Dieter von Arnberg-Arnberg geführt, der das Haupt der Familie ist. Und dabei noch ein junger Mann, erst sechsunddreißig. Er sieht aber älter aus. Man sieht ihm auch auf hundert Schritte den Landedelmann an. Es wurde viel aus ihm gemacht, wenn ich es offen sagen darf: etwas zu viel. Man muß Leute, die Großmogulstellung haben, nicht noch obenein verwöhnen, indem man sich vor ihnen bückt. Dein Bruder Fritz hatte die Schwester des Bräutigams zu

Tisch. Es scheint ein feines Mädchen, aber sehr still. Ich konnte wenigstens nichts aus ihr herausbringen. Sie war sehr simpel angezogen, in weiß Batist. Die Arnbergs sind, bis auf den Fideikommißinhaber, nämlich arm. Und das Fräulein ist ein Telephonmädchen. Herr Dieter von Arnberg-Arnberg soll ihr angeboten haben, daß sie mit der Mutter auf einem der Schlösser wohnen könne. Sie will aber lieber arbeiten. Ich weiß nicht, das hat was Fatales — wirkt so emanzipiert. Stille Wasser sind tief — vielleicht paßt ihr die Freiheit. Also modern. Keine ganz leichte Zugabe für die Familie. Aber es scheint, daß das Mädchen wenigstens so viel Takt hat, sich sehr zurückhalten zu wollen. Herr Dieter von Arnberg-Arnberg bekümmert sich übrigens auffallend viel um sie, das sagte Fräulein Hintze auch. Ich dachte, dies alles würde Dich wohl recht interessieren, darum schreibe ich es Dir, obgleich ich mitten in Reisevorbereitungen sitze. Daß ich nicht zu Hause bin, wenn Ihr heimkehrt, tut mir leid, aber ich konnte meine Reise nach Karlsbad unter gar keinen Umständen mehr aufschieben, sonst treffe ich dort keinen Menschen mehr von all meinen alten Bekannten. Grüße Borwin und sage ihm, daß das Geschäft dringlich auf ihn wartet. So lange hätte mein Mann es nie über sich gebracht, das Kontor zu verlassen. Aber andre Zeiten, andre Sitten. Treulichst Deine Schwiegermutter.

P. S. Irma war strahlend, in blaßblauer Seide, wie immer zu elegant für ihre Jahre. Sie ist übrigens ein recht unbescheidenes Mädchen, das sagt Fräulein Hintze auch."

Absatzlos — alles. Atemlos wirkte es.

Borwin hatte beinahe das Gefühl, als gehe ihm die Luft aus.

Er starrte noch lange in den Brief, als er ihn schon ausgelesen hatte. „Eine stolze, riesig vornehme, hocharistokratische Frau" nannte seine Mutter die Arme, die er als geplagte Lastträgerin, mit zernähten und zerarbeiteten Händen, gehetzt und dürftig gekleidet so oft gesehen! Und doch, da er sich recht besann: wenn

er kam und ging, war es nicht gewesen, als werde er huldvoll empfangen und gnädig entlassen? Hatte nicht irgend etwas Unerklärliches in der Haltung der Frau ihn immer gezwungen, die grobe schmale Hand zu küssen? Und war nicht noch in diesem Augenblicke, wenn er sehr deutlich ihrer gedachte, ein Unbehagen in ihm, das fast an Unsicherheit grenzte, wie man es sonst nur vor sehr überlegenen, sehr hochstehenden Persönlichkeiten hat? Was war das? Bedurfte diese Frau vielleicht nur einer andern Szene, um sogleich als Königin zu wirken?

Und Hardy? „Still" nannte seine Mutter sie und pries es, daß sie den Takt der Zurückhaltung zu haben scheine, weil, ja weil sie selbst erkenne, daß sie als armes, arbeitendes Mädchen sich am besten dem Kreise reicher Genußmenschen fernhalte. So meinte seine Mutter es. Und nannte sie eine „Zugabe", sie, die er einst, während jenes kurzen Liebestraumes, seiner Mutter als Tochter zuzuführen gedacht ...

Er wurde dunkelrot, und finster war sein Ausdruck. Doraline hatte ihn beobachtet, sprang auf und gab ihm von rückwärts einen Kuß auf die Wange. Darüber schrak er zusammen. Er wollte lächeln, wußte nicht, wodurch er sich diesen belohnenden Kuß zugezogen hatte.

„Ich seh' dir's an. Du ärgerst dich. Das ist süß von dir. Du stehst zu mir, das weiß ich," sprach sie lebhaft, „und du wirst mir den Gefallen tun, deiner Mutter zu sagen, daß sie nicht immer Seitenhiebe auf die meine loslassen soll!"

Borwin hätte antworten können, daß Doraline und ihre Mama ebenfalls kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn sie der Schwächen seiner Mutter gedachten.

Aber er versprach mit freundlichem Ernst, erleichtert, daß sein heißer Kopf so gedeutet ward, daß er seine Mutter bitten wolle, sich in bezug auf Doralines Mutter zu beherrschen.

„Sie ist ja sehr amüsant. Aber sie ist es immer auf Kosten andrer Leute. Das mußt du selbst zugeben. Und nun lies Irmas Brief."

„Liebe Kleine," schrieb Irma, „das wär' also überstanden. Ich fand es gar nicht so langweilig, wie ich es mir gedacht hatte, als Schaustück oben an der Tafel zu sitzen. Ich glaube auch, Heinz Philipp und ich haben allen anwesenden Jungfräulein und Junggesellen mal gezeigt, wie man sich als Brautpaar von Geschmack zu betragen hat. Es ist überhaupt himmlisch, wie wir uns in allen Fragen des Taktes und der Eleganz verstehen. Ich denke, wir werden eine vorbildliche Menage zusammen führen. Erleichtert wird uns das Leben wesentlich dadurch, daß wir nicht inmitten einer Familiensippe, umlauert und bevormundet und beklatscht, zu sitzen brauchen wie du arme Kleine. In der mecklenburgischen Garnison wollen wir aber nicht bleiben, sondern Heinz Philipp betreibt schon seine Versetzung in ein Garderegiment. Hochzeit wird wohl gleich nach dem Manöver sein. Also um den fünfzehnten September herum.

Nun brennst du gewiß vor Begierde, vom Verlobungsfest und meiner neuen Verwandtschaft soviel als möglich zu erfahren. Das Diner war, wie immer so was ist: sehr brillant. Alle unsre nächsten Verwandten. Die Arnbergs. Borwins Mutter nebst ihrem Schatten, dem gräßlichen Fräulein Hintze, die nur aus Ohren und Mund zu bestehen scheint. Mehrere Bekannte, auch deine Freundinnen Lorchen und Fanni, zwischen denen unser Bruder Fritz pendelt. Musik saß im Wintergarten neben dem Eßsaal. Toiletten soso lala. Deine Schwiegermutter wieder zu elegant für ihre Jahre und wieder so vorneweg, als sei sie es, die die Honneurs des Festes zu machen habe, als seien alle ihre Ansichten von gesellschaftlichen Fragen maßgebend. Sie hatte ja eigentlich schon in Karlsbad sein wollen. Aber wann hätte Frau Eggsdorf je ein Diner sich entgehen lassen, außer wenn sie krank war!

Heinz Philipp hat zum Glück keinen erheblichen Anhang. Erstens: seinen Vetter, ich weiß nicht wievielten Grades, den Fideikommißinhaber Herrn Dieter von Arnberg-Arnberg. Krautjunker in Reinkultur.

Aber Stil drin. Man kann nicht recht heran. Erst denkt man, der sei gutmütig zu nehmen, kordial und so weiter. Aber er imponiert. Man weiß nicht warum. Ich hoffe, ich habe ihm sehr gefallen, denn Heinz Philipp und ich möchten gern alljährlich einige Wochen auf Arnberg eingeladen werden. Es wäre so dekorativ dem Regiment gegenüber. Nun, es wird schon werden. Da ja Heinz Philipp der nächste Anwärter ist und Herr Dieter von Arnberg so ein Mann scheint, dem man nicht die Lust zum Heiraten zutraut, gebietet schon der Takt, daß er uns freundschaftlich heranzieht. Er hat sich bei mir sehr gut eingeführt, indem er mir zur Verlobung ein Armband schenkte. Es ist ein schlichter Goldreif, inwendig hinein hat er den Spruch der Arnbergs gravieren lassen. Lateinisch. Das verstehst Du doch nicht. Obenauf sitzt ein großer Brillant. Es ist nicht gerade sehr geschmackvoll, aber wirkt höchst feudal.

Zweitens: Die Mutter. Ich fand es klüger von vornherein, mehr zeremoniell und ehrfürchtig mich ihr gegenüber zu halten als gerührt und töchterlich. Wenn ich noch an all die Sentimentalität bei Deiner Verlobung denke! Und nachher hackte man beständig aufeinander herum! Meine Schwiegermutter ist, trotzdem es ihr leider an Vermögen fehlt, vollkommen große Dame und sah imposant aus in einem schweren, dunkeln Seidenkleide mit uralten, echten Spitzen vorn an der Taille. Frau von Arnberg siedelt schon nächste Woche nach Münchow, einem der Familiengüter, über und wird dauernd das dortige Herrenhaus bewohnen. Deine Schwiegermutter machte ihr förmlich den Hof; ich weiß nicht warum, ob sie mit ihr gegen unsre Mutter zusammenzuhalten denkt, oder was sie sonst davon hat. Aber Frau von Arnberg war eisig kühl gegen Frau Eggsdorf, was mich recht freute.

Drittens und letztens: Die Schwester. Unklarer Punkt. Wesen, aus dem man nicht klug wird. Sehr hübsch, vor allen Dingen sehr vornehm in der Haltung. Nichts von jugendlicher Heiterkeit. Hat einen Beruf! Telephonistin. Heinz Philipp ist sehr ärgerlich, daß

sie dabei bleiben will. — Bei einer kürzlich stattgehabten Familienkonferenz ist es den Damen freigestellt worden von Herrn Dieter, daß sie auf Münchow Wohnung und Leben haben könnten. Aber nur die Mutter hat es angenommen. Eberhardine will selbständig bleiben. Mama, übereilt, gutmütig wie immer, bot Eberhardine an, daß sie fortab alle Sonntage bei uns essen könne und auch sonst unser Haus wie das nächster Verwandten betrachten möge. Aber Eberhardine sagte, daß sie an ihren freien Sonntagen immer schon Sonnabends abends nach Münchow zu ihrer Mutter hinausfahren werde, und daß sie an ihren Arbeitstagen viel zu angegriffen sei, um Geselligkeit ertragen zu können. Will also für sich sein. Recht erleichternd. Aber Deine Schwiegermutter war ja nun die letzte, die über diesen Anhang etwas sagen durfte, und als sie mir gewissermaßen kondolierte, fragte ich sofort nach ihrem ältesten Sohn, und ob sie oft Nachrichten von ihm bekäme, und ob ihre Schwiegertochter drüben in Buenos Aires auch wieder Büfettdame an einer American Bar sei.

Also dies Dir und Vorwin zur Beruhigung, falls Eure Mutter und gute Freundinnen sich darüber die Federn stumpf schreiben sollten: ja, Heinz Philipp hat in der Tat eine Schwester, die für ihr Brot arbeitet; aber sie wird sich Euch nicht und niemand aufdrängen.

Gelegentlich der Verlobungsfete war ich natürlich sehr nett mit ihr. Man merkte so: Herr Dieter von Arnberg kümmerte sich immerfort um sie und wollte offenbar durchaus, daß sie als eine vollgültige Arnberg behandelt werden sollte. Er scheint einen fabelhaften Familiensinn oder Familienstolz zu haben. Das kann uns ja nur angenehm sein. Heinz Philipp und ich, wir sagen es auch allen Leuten, daß Eberhardine es eigentlich nicht nötig hätte, aber offenbar von Ideen der modernen Frauenbewegung begeistert sei. Das klingt in heutigen Zeiten sehr plausibel. Ich werde auch dauernd nett mit ihr sein — was so von fern ja besonders leicht ist. Wir wollen ihr viel schenken, und

alle meine Kleider soll sie haben. Du weißt, die sind nie vertragen, da mir alles rasch zuwider wird. So kommt Eberhardine denn wohl anständig durch. Heinz Philipp sagt, sie verdiene nur achthundertvierzig Mark, wovon ja kein Mensch leben kann. Vielleicht avanciert sie später und bekommt dann mehr, sonst sehe ich keinen Zweck darin.

Übrigens fällt mir ein: Frau von Arnberg scheint Borwin zu kennen, und er muß demnach auch die Damen kennen: sie wohnen in der Eggsdorfschen Häuserreihe in der Tannenstraße. Ich glaube, da wohnen sonst nur kleine Leute, Subalternbeamte und dergleichen. Na, das hört ja glücklicherweise auf. Eberhardine zieht, glaube ich, in eine Pension.

Jetzt aber Schluß des ellenlangen Briefes. Ich bestelle hiermit noch die schönsten Grüße von Heinz Philipp an Dich und Borwin.

In Liebe Deine Irma."

Lange schon saß Doraline, die Hände unter dem Kinn gefaltet, die Ellbogen auf dem Tisch, und sah aufmerksam zu, wie Borwin den Brief las. Sie war so voll Ungeduld und hatte bunt durcheinander kugelnde Gedanken über alles das, was Irma da mitteilte. Und fühlte sich wieder durch viele Worte und Wendungen geärgert und nahm auch die unbefangensten als planvoll ersonnene, versteckte Reizungen auf. Sie brannte, vor Verlangen eifrig und erhitzt, all das mit Borwin durchzuhecheln.

Hauptsächlich war es ihr interessant, daß Borwin die Arnbergs vielleicht kannte. Und ihr erzählen konnte, ob diese Damen denn in Wahrheit so „vornehm" seien, wie Irma tat. Das färbte Irma ganz sicher nur so auf, um ihre Armut zu vertuschen.

„Borwin," begann sie, als ihr schien, daß sein Blick endlich auf der Unterschrift hafte, „kennst du die Arnbergschen Damen?"

Er legte den Brief nieder. Bleiern lag seine Faust darauf.

„Als ich die Häuserreihe in der Tannenstraße übernahm, habe ich alle Mieter gesehen. Es waren vier-

undzwanzig Parteien. Darunter müssen auch die Damen gewesen sein — ja — ich erinnere mich — stolze Armut — ja."

Nun lüg' ich doch — doch! dachte er hart ... Nun verleugne ich doch ...

Er stand auf. Er fürchtete, er wußte: Doraline würde den ganzen Brief endlos, endlos, unersättlich mit ihm durchsprechen wollen.

Und er hätte kein Wort darüber ertragen — keines...

Verfärbt, finster stand er auf. Unfähig, sich zu beherrschen.

Er ging hinein — durch das Zimmer hinaus.

Doraline hörte, wie die Tür schwer ins Schloß knallte. Es war wie ein dumpfer Schuß.

Sie saß wie versteinert.

Über ihr im Winde knarrte die rotweißgestreifte Markise.

Seitwärts, unten auf ihrem weißen Kleide waren die Schattenstreifen des Gitters.

Drunten, fern flimmerte das Meer, als schwömmen da hunderttausend Spiegelscherben und stießen sich aneinander.

Ihr aber war, als brause schwarze Nacht um sie. Sie dachte: Und es ist doch Irma, die er vor mir geliebt hat ...

⊕ ⊕ ⊕

Seit dem ersten September hatten Hardys Dienststunden gewechselt. Sie mußte jetzt von sieben bis elf morgens und von eins bis um fünf des Nachmittags auf dem Amte sein.

Diese zeitige Stunde des Arbeitsbeginns war, besonders wenn es zum Herbst und Winter ging, bei den Telephonistinnen sehr unbeliebt. Auch Hardy fürchtete sich heimlich ein wenig vor diesen nächtigen Morgenstunden. Sie kannte das, wie es ist, wenn man mühselig schon um halb sechs aufstehen muß und das künstliche Licht mit seinen scharfen Strahlen gleich die Augen beizt. Es war gerade, als sträubten sich

die Nerven dagegen wie gegen Unnatur. Sie erinnerte sich sehr deutlich dieser Morgengänge voll schauriger Mitternachtsstimmung, wenn der Sturm einem ins Gesicht schlug und wäßriger Schnee die ganze Luft mit einer schweren, durchdringenden Nässe erfüllte. Sie wußte, wie das ist, wenn man in einem seltsamen Einsamkeitsgefühl durch die dunkeln Straßen geht, an deren Rande die Laternen trüber zu brennen scheinen als des Abends, gleichsam ermüdet von den vielen, vielen Stunden, die sie schon hatten leuchten müssen. Sie dachte auch daran, was für gefährliche Betrachtungen einem kamen, wenn man sich selbst müde noch und frierend vorwärts kämpfte auf den öden, nur von Proletariern erst belebten Bürgersteigen, und überall tiefverhängte, dunkle Fenster von Menschen zu erzählen schienen, die schlafen durften, solange sie mochten.

Und dann der Eintritt in den noch stillen, taghell erleuchteten Telephonsaal. Dies sich immer wiederholende, sonderbare Gefühl, als gäbe man sein Selbst vollkommen auf — als habe man sich einer brutalen Macht verkauft ... Und das Warten auf den Beginn des Lebens ... so spärlich glühten in der ersten halben Stunde die Signallichter auf. So morgenheiser klangen die Stimmen der Anwesenden. Bis nach und nach der Betrieb anschwoll und das Aufblitzen der Lichter wie ein Hinundherhuschen ohne Rast ward. Und bis grandios und atemberaubend, einem geißelschwingenden Gotte gleich, der auf einem rasend einherrollenden Globus steht, der Verkehr seine volle Gewaltherrschaft antrat ...

Ja, das alles kannte und fühlte Hardy.

Aber jetzt, im September, war ihr diese Einteilung ihrer Dienststunden noch willkommen. Sie ermöglichten ihr, an dem Sonnabendnachmittage, der einem freien Sonntage voranging, schon um sechs Uhr die Fahrt nach Münchow anzutreten.

Ein wenig erschöpft noch saß sie in ihrem Frauenabteil dritter Klasse und sah in die vorbeiziehenden Landschaftsbilder hinaus. Fast wirkte es zuweilen,

als führe man am obern Rand eines Riesenfächers hin. So breit waren die Felder am Bahndamme, so eng schlossen sich ihre Streifen fern in der Perspektive zusammen. Auf den fahlgelben Stoppeln waren als braunweiße klobige Flecke die Kuhherden verstreut. Über Brachkoppeln zogen Pflügergespanne. Einmal trat ein Wald aus Gold und Kupfer und Bronze, mit grünen Farben noch stark durchflossen, an den Zug, und viele Minuten fuhr er zwischen diesen phantastischen Wänden dahin.

Man hatte eine Stunde Eisenbahnfahrt nötig, um bis an die kleine Station zu kommen, wo dann der Münchower Wagen wartete.

Obgleich das nur ein kleiner, ziemlich heftig mit all seinen Teilen arbeitender, lärmender Jagdwagen war — denn die so vielfach wechselnden Besitzer hatten kein Interesse oder keine Zeit für Münchow und den dortigen Wagenbestand gehabt — Hardy freute sich doch immer kindlich auf diese Wagenfahrt. Sie hatte eine kleine Schwäche für Fahren. Es dünkte ihr ein Vergnügen ohnegleichen. Feurige Pferde lenken zu dürfen, mit brausendem Gespann durchs Land zu rollen — ja, wer das so haben könnte ... Aber dennoch neidete sie es niemand. Man kann nicht von allem haben, dachte sie immer. Sie war zu klar und fest, sich durch törichte Betrachtungen zur Unzufriedenheit verführen zu lassen.

Mutter hatte es jetzt so wundervoll! Dafür durfte man dankbar sein — konnte es nie genug sein.

Der Kutscher lüftete seine Mütze, als sie mit ihrem Handkofferchen an den Wagen herantrat. Er war weit davon entfernt, ein hochherrschaftlicher Kutscher zu sein, trotzdem den Silberknöpfen seines blauen Rockes das Arnbergsche Wappen aufgeprägt war. In seinem roten, bartlosen Bauerngesicht ging immer ein Mienenspiel vor, das Hardy schon kannte und durchschaute. Er könne die Zügel schlecht aus der Faust lassen, seine Braunen mochten nun mal durchaus die Eisenbahn nicht leiden. Aber er meinte,

er müsse doch eigentlich dem Fräulein den Handkoffer abnehmen.

Hardy wußte längst, daß die Pferde viel zu alterfahrene Herrschaften waren, um sich über eine passende Lokomotive aufzuregen. Aber sie wußte auch, daß Lübbers es nicht nur „so in die Knieen“ hatte, sondern überhaupt ein Feind von überflüssiger Bewegung und vor allem von Eile war und deshalb nur ungern von seinem Sitz herabkletterte.

Und deshalb antwortete sie jedesmal mit genau den gleichen Worten auf genau das gleiche Mienenspiel: „Lassen Sie man, Lübbers, der kleine Koffer ist so leicht.“ Mit ihm beladen erstieg sie dann die beiden schauderhaft unbequemen Tritte und rückte so lange auf den harten grauen Tuchpolstern des Wagensitzes sich zurecht, bis es einigermaßen bequem war.

Sie fand alles herrlich: den alten Wagen, die Fahrt zwischen den Knicken, über deren hohen, dichten Hasel- und Schlehenbestand man kaum fortsehen konnte.

Ihr, nach dem bescheidenen Gang ihres bisherigen Lebens, kam es ja immer wieder fast märchenhaft vor, daß sie, großartig im Wagen sitzend, schönen Feierstunden voll ländlicher Ruhe entgegengeführt wurde.

Und wie wohl taten sie ihr. Trotz all der Wunden, die mit immer gleicher Schmerzenskraft ihre Seele leidend erhielten — körperlich erholte sie sich doch ein wenig. Ihre Farben waren besser geworden.

Aber heute sah sie nicht mit unersättlichen Blicken hinaus in die Natur. Schon lag der Vorglanz goldener Herbstnähe über der Welt, und zu Füßen der dunklen Knickbüsche reiften im Brombeergerank schwarzblanke Früchte. Heidekraut blühte, und von den Kartoffelfeldern hinterm Knick stieg der schwere Geruch welkenden Nachtschattenlaubes auf.

Hardy dachte immer das gleiche. Immer den einen Gedanken, den sie während der Arbeitstage mit

ihrer Hetze und ihrer Erschöpfung von sich leichter hatte fernhalten können. Sie dachte an das Unerhörte, das Unmögliche und dennoch Unausbleibliche! Acht Tage noch! Acht Tage noch! Und dann würde, mußte, sollte sie den geliebten Mann sehen — seine Hand fassen — mit ihm sprechen — fremde, höfliche Worte — mit ihm — den sie liebte, den sie geküßt... Wie sollte das ertragen werden! Wie sollte es überhaupt denkbar sein!

Und auch jener Frau — seiner Frau — um derenwillen er sie verlassen — ihr sollte sie die Hand reichen —

Ich ertrag' es nicht, fühlte sie.

Ihr war, als werde sie verfolgt, von einem dunklen Schicksal auf unerklärliche Weise mißhandelt.

Damals, als sie ihn verlor, als er mit so grausamer, aber mannhafter Wahrheit von ihr fortging, damals hatte sie weinen können wie an einem Grabe.

Nun war es, als würden Tote wieder ausgegraben, und das Entsetzen trocknete ihre Augen.

Tausendmal hatte sie es gedacht: ich kann ihn nicht wiedersehen und nicht die Frau sprechen und lachen hören, die er mehr liebte als mich!

Sie litt auf ihres Bruders Verlobungsfest unaussprechliche Qualen, obgleich „er" und sein junges Weib fern waren. Aber die Luft war wie voll von seinem und ihrem Namen. Alle sprachen von den Neuvermählten. Man rühmte ihr Glück. Die herrliche Reise, die sie machten. Beklagte ihr Fernsein von dem Feste. Berichtete von Briefen der jungen Frau. Las Depeschen vor, unter denen die Namen Doraline und Borwin standen.

Sie saß damals neben Doralines und Irmas Bruder. Dieser Fritz Nottbeck war ihr gar nicht gewesen wie ein Mensch von besonderen Linien und allerhand angenehmen oder weniger angenehmen Eigenheiten, die nachher die Erinnerungen beleben und eine Persönlichkeit wieder für das Gedächtnis deutlich machen können. Er war nur wie eine Kopie



ihres eigenen Bruders und hatte Heinz Philipps Ton und Gesten und Ansichten. Und weil er nicht sehr viel mit ihr zu sprechen wußte, sprach er immerfort von seinen Schwestern. Von Irma — was ja sehr nahelag. Dann von der fernen Doraline und seinem Schwager Borwin...

Unerträglich schon das! Und nun sollte sie sogar ihn selbst ertragen — heuchlerisch fremd an ihm vorbeisehen, ihr Leid verstecken, ihre Liebe verleugnen... Ihr war, als werde dadurch aus dem, was ein heiliges und reines Erleben gewesen, ein heimliches und unerlaubtes Abenteuer.

Niemals hätte das Leben sie wieder zusammenführen dürfen. Zwischen ihnen durfte kein Wort mehr gewechselt werden, nachdem sie das eine, das barmherzigste gesprochen, womit sie seinen Zwiespalt enden konnte: ich verzeihe dir!

Hardy hatte lange gekämpft und die eigensinnige Hoffnung vor sich aufrecht zu erhalten gesucht, daß sie es durchsetzen könne, ihm aus dem Wege zu gehen.

Bis jetzt hatte Hardy es vermocht, ein Zusammentreffen mit Borwin zu vermeiden. Zwei-, dreimal lud die geschäftig-gutmütige Frau Generalkonsul Nottbeck sie zu Tisch. Hardy lehnte ab. Dienst! Welch ein Schild war das für sie. Um aber gegen ihres einzigen Bruders neue Verwandtschaft höflich zu bleiben, ging sie nach jeder abgelehnten Einladung hin und machte einen Besuch, zu einer Stunde, wo sie „ihn" an der Börse wußte. Sie ging trotzdem zitternd, denn es wäre ja möglich gewesen, daß sie Doraline getroffen hätte. Der Zufall ersparte es ihr. Nottbecks nahmen immer ihren Besuch an, und Irma gab sich mit einer merkwürdig ausgeglichenen Freundlichkeit ohne Wärme, während die Generalkonsulin viel wärmer war, aber auch bevormundend, ja fast zudringlich wurde und allerlei Vorstellungen erhob: Hardy solle doch „das dumme Telephonieren" lassen und zu ihrer Mutter aufs Land gehen; es käme doch Herrn Dieter von Arnberg nicht darauf an, ob

einer mehr aus den riesengroßen Töpfen seiner Besitzungen esse.

Hardy antwortete in ruhiger Haltung, daß nach ihrer Ansicht ein Mensch, der arbeiten könne, keine Almosen annehmen dürfe. Auch achte sie ihre Arbeit selbst zu hoch und würde sich vor ihren Kolleginnen schämen, wenn sie nun davonliefe, so, als sei alles nur ein Notbehelf gewesen und sie eile, aus dem Kreis arbeitender Frauen zu entrinnen, weil sie sich ohne Mühe anderswo bequem satteſſen könne. Das käme ihr vor, als beleidige sie ihre bisherigen Genossinnen im Lebenskampfe.

Dazu hatte Frau Nottbeck sehr energisch den Kopf geschüttelt und gewiß bedauert, daß sie Hardy nichts zu sagen habe. Aber schließlich geäußert: „Na, jeder nach seiner Fasson!“

Von der weiteren Nottbeckschen Verwandtschaft nahm niemand Notiz von ihr.

Heinz Philipp bekam während der Verlobungszeit noch einmal acht Tage Urlaub. Aber die verbrachte er mit Braut und Schwiegermutter in Berlin.

So hatte sich alles glücklich gefügt, und Hardy empfand es, als sei ihr eine Gnadenfrist gelassen.

Vor einigen Tagen machte eine unglückselige Begegnung ihr das Herz schwer. Und sie, deren ganzes Wesen von Natur aus zur Milde bestimmt war, bäumte sich in Erbitterung, ja fast Hochmut gegen das Erfahrene auf.

Sie kam mit Anna Behrens vom Amt. Der ergebenen Pudeltreue des robusten Mädchens konnte Hardy sich nicht erwehren; sie wollte es auch gar nicht mehr, trachtete vielmehr, als Dank für die Liebe, die ihr so gewidmet wurde, ein wenig erzieherisch auf Anna zu wirken. Und in der Tat wurde diese auch etwas ordentlicher; geplatzte Nähte und unsaubere Fingernägel kamen seltener vor. Nur die billigen Hüte, die „großartig“ aussahen, konnte Hardy ihr auf keine Weise ausreden. Und so sehr deutlich mochte sie auch nicht werden. Sie dachte: was eine Frau in ästhetischen Dingen nicht auf zarten Wink hin versteht,

kann sie wohl überhaupt nicht verstehen, weil es ihrer Natur verschlossen ist.

Und gerade an diesem Tag hatte Anna ihren besten Sommerhut auf — gegen den Herbst zu trug sie ihre Sonntagshüte für täglich — und sah in der Tat etwas außerordentlich aus.

Der große Platz mit dem Kriegerdenkmal vor dem Telephongebäude, ein wenig außerhalb der hauptsächlichsten Verkehrsströme liegend, war an diesem sonnigen Nachmittag auffallend einsam. Nur zwei Damen kamen des Wegs — eine hohe, schlanke, die sich mit ein wenig geziertem Stolz trug und in sehr elegantes Schwarz gekleidet war. Neben ihr eine Dutzenderscheinung, ein Wesen, das den Kopf ein bißchen schief hielt wie ein äugendes Huhn und in eifrigem Reden so von der Seite zu der größeren Dame aufsah, daß der Veilchentuff rechts oben auf ihrer Kapotte etwas Vorstrebendes bekam.

Hardy erkannte die stolze Frau in dem prachtvollen schwarzen Kleid und Mantel gleich. Es war „seine" Mutter.

Und sie wußte: ich muß sie grüßen; auf Heinz Philipps Verlobung bin ich ihr vorgestellt, sie hat mit mir gesprochen, auf der Hochzeit sehe ich sie wieder — ja, ich muß sie „kennen" — ich kann nicht fremd an ihr vorbei, ich muß sie grüßen...

Sie fühlte zu ihrem Entsetzen, daß sie rot wurde. Neben ihr lachte Anna Behrens gerade etwas laut über einen Spaß, der sich auf dem letzten Fest des Vereins Konkordia zugetragen und den sie Hardy erzählt hatte.

Sie sah deutlich: das zu Frau Eggsdorf emporäugende Wesen mit dem vorausstoßenden Veilchenpompon am Kapotthut machte eine Bemerkung...

Ja, man hatte auch sie erkannt...

Und plötzlich, mit den Allüren einer Fremden, die sich den Platz besieht, plötzlich blieb Frau Eggsdorf stehen, wandte sich ab und schien ihre Begleiterin zur Betrachtung des Kriegerdenkmals auf-

zufordern, auf dessen granitenem Obelisk heiß die Sonne brannte.

Das war so deutlich — so unerhört, so naiv deutlich, daß Hardy mit zitternden Knieen weiterging...

Seine Mutter — seine Mutter wollte sie nicht kennen...

Sie nahm den Arm von Anna Behrens. Nicht nur, weil sie kaum vorwärts konnte...

Wer bist denn du?! dachte sie flammend — was bist denn du?! Zufällig reich. Nichts weiter. Gar nichts weiter. Und wie, wenn dir das Schicksal den Kampf um dein Brot auferlegt hätte? Würdest du ihn bestanden haben, wie meine Mutter und ich ihn bestanden? Oh, nein — oh, nein...

Kein Spürchen von Demut, Milde und Weichheit war in ihr in diesen Minuten. Das Blut ihrer Mutter brauste leidenschaftlich in ihr auf, und ein stolzes Selbstgefühl schwoll in ihr. —

An dem gleichen Tage brachte ihr die Post die Einladungskarte.

„Der Generalkonsul F. W. Nottbeck und Frau Irmgard Nottbeck beehren sich, Fräulein Eberhardine von Arnberg zum Mittagsmahl am 20. September anläßlich der Vermählung ihrer Tochter Irma mit dem Herrn Oberleutnant Heinz Philipp von Arnberg ergebenst einzuladen.“

Und darunter all die knappen Notizen, die die Gelegenheit forderte: „Trauung 3½ Uhr in der Anscharkirche. Diner 4½ Uhr im ‚Gesellschaftshaus‘. U. A. w. g.“

Hardy entsann sich eines törichten, kleinen Geschenkes, mit dem Heinz Philipp sie am letzten Weihnachtsfest unglücklich gemacht: Karten und Briefumschläge von Luxuspapier mit dem Arnbergschen Wappen. Sie fühlte wohl, es war vielleicht ein bißchen kleinlich, daß ihr dies im Moment willkommen schien. Aber sie nahm so eine Karte und schrieb mit großen, festen Zügen unter das Wappen hin, daß Eberhardine von Arnberg der Einladung zu folgen sich die Ehre geben werde.

Und nun fuhr sie hier in den warmen, ruhevollen Spätsommernachmittag hinein und dachte immerfort: Acht Tage noch ... acht Tage noch ... Nein, es konnte, es sollte nicht sein. Vielleicht würde sie noch vorher krank oder er. Litt denn nicht auch er von dem Gedanken an dies Wiedersehen? Bäumte sich nicht auch in ihm alles, alles dagegen auf? Er hatte doch ein Herz, ein Gedächtnis, Zartheiten ...

In den Knick mündete nun ein breiter Feldweg mit tief ausgefahrenen Furchen im gelblichen, dicken Sande. Etwas mühselig kamen die gemütlichen Gäule da voran, bis man abermals umbog und ein Markstein an der Wegesecke Müncho wer Gelände anzeigte. In besserer Laune trabten plötzlich die Braunen los, und die Vogelbeerenbäume an der gutgehaltenen Fahrstraße guckten die Fahrenden munter an. Förmlich beladen mit hellroten Beeren waren die feinen Zweige, die sich anmutig neigten.

Voraus lag eine Waldwand, die den Horizont verbaute. Von dieser grünen Mauer konnte der Blick die Münchower Parkbäume nicht absondern. Aber man sah lustige Farbenflecke, rote und weißblaue — die Wirtschaftsgebäude und die Häuser der Kätner und Taglöhner, die das einstraßig am Waldsaum sich hinziehende Dörfchen bewohnten.

Und schließlich erkannte man auch, daß die zwischen der Wachtpostenkette der Ebereschen hinlaufende Landstraße geradeswegs auf eine hohe, weiße Gitterpforte zuführte. Sie war von zwei Pappeln flankiert, was ihr einen geradezu majestätischen Stil gab. An die Pappeln schloß sich rechts und links ein sehr hoher, netzartiger, ganz neuer Drahtgitterzaun, offenbar besonders zum Schutze der breiten Tannenhecke, die, altersmürbe und vielfach undicht, ihr strapaziöses Hüteramt an der Landstraße nicht mehr ausgiebig hatte verwalten können.

Hinter Gitter und Hecke breiteten sich wohltuende Rasenflächen. Gerade keine Samtteppiche, denn im Frühling fleckten sie ganze Sterngruppen von weißen Marienblümchen — aber von einem frischen, warmen

Grün. Und gutgehaltene Wege, da und dort eine Baumgruppe, Gebüsche, an deren Rande Dahlien als weiße und gelbe und rote Punkte wirkten, gaben der Anlage einen parkähnlichen Charakter. Man sah schon vom Gittertor aus, daß sie ein mächtiges Viereck darstellte, das hinten an den Wald grenzte. Und in der Mitte dieses quadratischen Parkes stand das Herrenhaus. Es hatte nur ein Erdgeschoß und darüber, im gebrochenen Dache, Mansardenfenster. Verschnittene Linden standen vor der Front entlang. Sie schienen keine Wipfel zu haben, sondern es sah aus, als zöge sich da eine grüne Hecke hoch auf dunklen Baumstammsäulen hin. Der ganze Bau wirkte nicht gerade anspruchslos, aber doch vorwiegend ländlich, behaglich.

Unter den Fenstern der rechten Frontseite — die Haustür nahm genau die Mitte ein — gab es eine Sitzgelegenheit. Da standen Korbstühle um einen freundlich gedeckten Tisch. Und von dort her kam nun Frau von Arnberg mit eilenden Schritten der Tochter entgegen.

Mit leidenschaftlicher Freude umarmten sie sich. Hardy konnte sich gar nicht sattsehen an ihrer Mutter. Sie hatte sich ja abermals ein bißchen erholt, war wieder ein wenig voller geworden, und die Züge wurden fast weicher — o, Hardy hatte gar nicht gewußt, daß ihre Mutter noch eine so stattliche, stolze Frauenerscheinung sei. Nun allmählich sah man ihr die richtigen Jahre — neunundvierzig — an; vordem, zerarbeitet und von dem Mühen ihres ganzen Lebens zermürbt, wie sie war, nahm man sie für eine alte Frau.

Ausgeruht war sie nun, und das Schicksal stand nicht mehr hinter ihr mit der Knute.

„Ist es ein Wunder? Muß ich mich denn nicht erholen?" fragte die Mutter.

Nein, es war kein Wunder. Wie hatte der einzige, der unvergleichliche Mann gesorgt — wie ein Sohn! Gleich nach seinem ersten Besuche ließ er in regelmäßigen Zwischenräumen von Arnberg aus den Frauen

allerlei Nahrhaftes schicken, was der Gutsbetrieb ergab: Butter und Eier, Schinken und Geflügel. Sie nahmen es in glücklicher Dankbarkeit an. Und einmal schickte er Geld. Der Tausendmarkschein ließ Frau von Arnberg glühend erröten. Sie weinten viel darüber — Mutter und Tochter. Nicht, weil sie diese Gabe demütigte. Sie weinten noch einmal über die Härten ihres Lebens. Und sie begriffen: dies eine Mal mußten sie auch Geld nehmen ... In diesen ihren Arbeitskleidern, so sauber, so ordentlich sie waren, konnten sie nicht dem Sohn und Bruder auf seinem Verlobungsfest zur Seite sein. Und auch sonst kamen allerlei Ausgaben heran, wenn der Hausstand aufgelöst werden sollte ... Und wie lange hatte man schon an der Leibwäsche gestopft und geflickt ... Nach dem Schmerz kam das kleine, frohe, weibliche Vergnügen, sich allerlei Nützliches und sehr Notwendiges anschaffen zu dürfen. Und die bitteren Erinnerungen an eine ewig sorgenvolle Lage, die erst mit doppelter Macht heraufdrängten, wurden mildernd abgelöst durch das Wohlgefallen an den soliden, guten Dingen.

Nein, es war kein Wunder.

Und nun saß Hardy mit der Mutter unter den Bäumen, und Frau von Arnberg hatte erst ihre gewöhnlichen Sorgenfragen: ob Hardy es auch sauber und satt und ruhig habe. Ja, Hardy war ganz zufrieden. In der Wohnung eines Telephonbeamten, eines ihrer Vorgesetzten, hatte sie ein leeres Zimmer mieten können und es mit ihren Sachen, die Mutter ihr gelassen, möbliert. Sie aß zusammen ihr Mittagsmahl mit dem kinderlosen Paar. Es waren sehr angenehme, gebildete Menschen. Die übrigen Mahlzeiten hielt Hardy sich selbst. Sie lebte ja fürstlich! Sie konnte kaum alles aufbrauchen, was Fräulein Krull ihr, auf Herrn Dieters Befehl, alle vierzehn Tage Sonntagabends mitgab an Eßwaren. Und daß Mutter ihr von ihren achthundert Mark Pension jetzt dreihundert abgab, war geradezu unnötig. Aber Mutter sagte: sie brauche doch jetzt beinahe gar kein Geld. Und in einer herzensreinen Zufriedenheit

rühmten sie voreinander, wie gut sie es hatten. Ihre Wunden beschwiegen sie immer ... bis zu diesem Tage hatten sie es auch gekonnt. Sie taten immer, als gäbe es keine ... die eine wollte das Gemüt der andern schonen ...

„Wie war denn Irma?“ fragte Hardy.

„Ich denke,“ antwortete Frau von Arnberg, „sie kam auf die zwei Tage vorige Woche zu mir heraus, weil Dieter sie eingeladen hatte. Er wird wohl gefunden haben, daß Schwiegertochter und Schwiegermutter sich etwas näher kennen lernen müßten, als es bei dem ersten feierlichen Besuch und bei dem Verlobungsfest möglich war. Es wird ihr zu riskant gewesen sein, ihm zu antworten, sie habe keine Zeit. Sie macht ja Dieter förmlich die Cour. Ich glaube, es war ihr recht zwangvoll.“

„Ich versteh' nicht, wie das ist,“ sagte Hardy, „ich denke: und wenn man sich demütigen sollte Gott weiß wie — um die Liebe der Mutter des Geliebten wirbt man ...“

Plötzlich fiel ihr wieder die Szene auf dem Platz ein — und wie Frau Eggsdorf mit den Gesten einer Reisenden das Kriegerdenkmal besah, um Hardy nicht zu sehen ... Wenn die meine Mutter geworden wäre, hätte ich sie je bezwungen? dachte Hardy, in schmerzliches Grübeln verloren.

„Kind,“ sprach Frau von Arnberg mit einem entsagenden Lächeln, „ich sehe da keine große Liebe und keine erregten Gefühle. Irma war aufmerksam und ergeben. Sie war es nicht aus ihrem Herzen, sondern aus ihrem Verstand. Aber das ist auch viel. Wir werden immer in geschmackvollem Frieden mit ihr sein und ihr übrigens recht fernbleiben. Heinz und sie wollen dasselbe vom Leben. Ich glaube, deshalb werden sie auf ihre Art sehr glücklich werden.“

Hardy nahm sacht die Hand der Mutter und streichelte sie. Sie erriet, was alles im Mutterherzen so klar geworden war, daß sich nicht mehr daran herumdeuten ließ. Und daß die Mutter sich endlich ein-

gestanden hatte, ihres Sohnes Wege gingen auf den Oberflächen hin und nicht in die Tiefen. Das mußte Mutter so in aller Stille mit sich ausgemacht und viel dabei gelitten haben.

Und nun fragte Hardy ganz leise, sich vorsichtig dem einen nähernd, an dem man nicht länger scheu vorüberschleichen konnte: „Sprach Irma ... sprachst du mit Irma von ... ihrer Schwester?"

Auf das Gesicht der Frau trat der scharfe Ausdruck von einst, und ihre Augen blitzten.

„Wie konnte ich es vermeiden, mit Irma von den Ihren zu sprechen," sagte sie beinahe kurz.

Hardy wagte nicht nachzufragen. Sie schwiegen beide. Und dann sprach die Mutter plötzlich schroff aus diesem Schweigen heraus: „Diese Doraline ist wohl noch ein unbeherrschtes junges Ding. Irma sagt, sie plage den Mann und sich mit Eifersucht, und es sei eine stets erhöhte Temperatur in der Ehe. Irma meinte, man könne neugierig sein, wie das mal endete."

„O — gut — gut!" flüsterte Hardy in der Aufwallung eines heißen, selbstlosen Wunsches für sein Glück.

Die Mutter hob das Haupt noch höher, ihre Nasenflügel bebten, ihre Augen sahen ins Unbestimmte ... Schlecht, dachte sie kraftvoll, schlecht! Er hat meinem Kinde die Jugend, ja vielleicht das Leben verdorben ... Sie war keine milde Verzeiherin. Sie sah es ja: ihre Hardy litt noch immer und — liebte noch immer.

In dies Schweigen hinein kam nun Fräulein Krull, wie immer die ganze mächtige Person in schilderhausmäßig gestreiften Kattun gehüllt. Heute war das Kleid hellblau und dunkel gestreift, und die Brustnähte trafen sich in dunklen Streifen, so daß sie auf der halben Wölbung des ungewöhnlichen Busens in einer scharfen Spitze endeten.

Und unterhalb dieser enormen Fülle zog sich eine leise nach oben gebogene Querlinie, der Bund der weißen Küchenschürze hin.

Fräulein Krull war immer durch das Bewußtsein ihrer Wohlbeleibtheit etwas bedrückt.

„Ich glaube, der Essensdampf macht ja wohl fett, sonst weiß ich nicht, wie es zugeht, daß fast alle Köchinnen und Köche und Mamsells gut bei Schick sind — denn vons Essen kann es nich kommen — man mag gar nich so viel, wenn man immer so viel unter Händen hat," sagte sie, als müsse sie sich vor dem Verdachte zu großen Appetits schützen. Ihr imponierten weder Menschen noch Dinge; sie machte aber kein Wesen davon und ging nur mit äußerster Gelassenheit durch die Welt. Sie hatte zu rasch die Besitzer kommen und verderben gesehen; sie aber war geblieben, und so sah sie sich als spezielle Hüterin dieses Teils der Arnbergschen Güter an, und ihre runden, hellen Braunaugen guckten nachspürend allerwärts hinein. Worüber der Verwalter, der sowieso ein Weiberfeind war und einsam im Inspektorhause neben der westlichen Parkgrenze wohnte, sich beständig gereizt fühlte. Aber das war ihr egal, und wenn er seinen gräßlichen „Magenhusten" bekam, nahm sie es ihm doch einfach über den Kopf weg und kochte ihm Haferwelgen, die einem so wohltaten, als würde man inwendig mit Salbe ausgestrichen.

In all diese und hundert andre Münchower Wichtigkeiten war Frau von Arnberg längst eingeweiht. Sie nahm einen wohlwollenden Anteil daran, patriarchalisch fast, als sei sie die Herrin. Und ganz wie von selbst war es gekommen, daß Fräulein Krull sie als solche respektierte — mit dem Respekt der ländlichen, vieljährigen Beamtin, die gewohnt ist, ziemlich auf gleichem Fuße mit der Herrschaft zu verkehren.

Fräulein Krull setzte ein Glas Milch und einen Teller voll Kuchen und Butterbrot vor Hardy hin, mit einer zuteilenden Geste.

„Aber Fräulein Krull, es ist schon so spät — ganz schummrig schon — wir essen gewiß gleich. Und da soll ich noch vorher ..."

„Wir essen noch nicht gleich," sagte Fräulein Krull

voll Energie, „der Herr kommt — es wird wohl Glock neun werden.“

Und mit ihren raschen, schweren Schritten, vom gestreiften Kattun förmlich umknattert, ging sie ins Haus zurück.

„Ach — wie schön, daß Herr von Arnberg kommt,“ sagte Hardy erfreut.

Vor vierzehn Tagen hatte sie ihn ebenfalls hier getroffen. Er kam jetzt auch jede zweite Woche nach Münchow, für das er mit einem Male besonderes Interesse zu haben schien.

Vielleicht kam er wegen ihrer Mutter. Hardy vermutete es beinahe. Um dieser das Gefühl zu geben, sie sei sein lieber Gast. Oder sie sei die Hausfrau. Denn so und nicht anders wußte er ihr zu begegnen.

Es war so merkwürdig: drei, fast vier Jahre hatte er Heinz Philipp gekannt und war mit ihm zu keinem verwandtschaftlichen Verhältnis gediehen, hielt sich vielmehr auffallend fern von ihm. Und nun trachtete er danach, eine wirkliche, warme Familienzusammengehörigkeit heranzuziehen.

Hardy und ihre Mutter besprachen es so oft.

Und Frau von Arnberg dachte noch andre Dinge ... aber die waren zu fern, zu fein, um in Worten laut werden zu dürfen ... eine Hoffnung war das — ein überkühner, überwältigender Gedanke an eine Möglichkeit ... Nur der Traum davon erschütterte die leidenschaftliche Frau bis ins tiefste ... Ach, und sie wußte: wenn das heranträte — wenn das werden wollte: alles scheiterte an Hardy ... Die liebte immer, immer noch den Mann, der sie verlassen hatte ...

Aber in diesem Augenblick zogen die hoffenden, zagenden Gedanken der Frau nicht auf diesem schon zahllose Male begangenen Wege dahin. Sie standen vielmehr zaudernd feig vor einer Mitteilung, die sich nicht mehr hinausschieben ließ.

„Ja,“ sagte sie, „es ist solche Freude für mich, daß Herr von Arnberg jetzt so oft kommt. Und zu

morgen hat er uns Gäste eingeladen — aus seiner Güte ohne Ende heraus etwas Taktvolles, Erfreuliches uns antun wollen ..."

„Gäste?" fragte Hardy erstaunt und in schon erwachender Sorge. Denn ihre Mutter sprach von des Mannes Güte mit jenem Tonfall, der schon ein schweres „Aber" in sich birgt — wie man von Wohltaten spricht, die weh tun ...

„Dieter Arnberg schrieb mir: Er fände es durchaus nötig, durchaus angebracht, daß das Brautpaar mit den nächsten Angehörigen der Braut einmal vor der Hochzeit bei mir zu Gast sei. Und deshalb habe er sich erlaubt, Nottbecks mit ihren Töchtern und Schwiegersöhnen zum Sonntag hierher zu bitten."

Hardy stand auf.

„Ich will zurück in die Stadt. Sofort. Zu Fuß will ich zur Bahn ... ja, das kann ich gut ... sag Dieter, was du willst — lüge ..."

Sie war außer sich. Aber Frau von Arnberg — wie so viele heftige Menschen — wurde immer besonnen, wenn sie andre unbeherrscht sah.

Sie griff nach Hardys Hand und zog die Tochter neben sich auf die Bank. Sie, die so selten eigentlich zärtliche Gesten fand, sie nahm ihr Kind fest und gut in ihren Arm.

„In acht Tagen muß es sein," sprach sie leise, „nimm auf dich, was nicht zu vermeiden ist. Ob morgen oder in acht Tagen — ist es nicht gleich? Nein, ist es nicht besser hier, bei uns? Wo wir, durch Dieters herzliche Art, fast den Stolz haben können, als ständen wir auf unsrem eigenen Boden? Und ist es nicht der historische Boden unsres Geschlechtes? Vergiß alles, was war —"

„Wie kann ich ... wie könnte ich je," weinte Hardy.

„Dann verschließ es in dich, so tief, daß selbst der Mann nicht mehr wagt, sich zu erinnern ..." sprach sie, und ihr ganzer unbeugsamer und in aller Plage ihres Lebens nicht zerbrochener Stolz glühte in ihr und

machte ihr Wesen unbezwingbar — „du bist eine Arnberg!"

Hardy fühlte sich klein vor der Mutter. Sie wagte nicht, ihr zu widersprechen, schwächlicher zu sein als sie. Denn das wußte Hardy auch: alles in ihrer Mutter empörte sich dagegen, daß sie Borwin gastlich die Hand reichen müsse …

Und was die Mutter ihrem Zorn abgewann, mußte doch sie ihrer verzeihenden Liebe auch abringen können.

Die Abenddämmerung sank tief und immer tiefer. Es war ein dunkler Friede, schwer wie Schlaf in der beginnenden Hochsommernacht. Die Gebüsche wurden schwarz. Und nur ganz hoch oben, in dem von zitternden Blättern unruhigen Wipfel einer riesenhohen Silberpappel, war noch der letzte Nachschein blasser Helligkeit.

Auf den großen Rasenflächen schien die Stille wie etwas Greifbares zu stehen.

Schweigend saßen die Frauen. Bis man ein Rollen hörte, das, indem es näher kam, etwas hart und klappernd wurde. Der runde Ton eines sehr kräftigen Peitschenknalls zerhieb die Nachtluft. Hinter dem Gittertor zog eine Wagenlaterne vorbei und stand dann neben der Pappel still über der Tannenhecke.

Hardy lief ins Haus, verkroch sich erst einmal in ihr Mansardenzimmer, um sich die Tränen vom Gesicht zu waschen. Herr Dieter brauchte nicht zu sehen, durfte nicht ahnen, daß sie geweint hatte. Seine Freude war, das wußte sie längst, seine Schützlinge zufriedenen Sinnes zu finden. Hätte er noch geheime Kümmernisse in ihnen vermutet, würde er unruhevoll nach Gott weiß was für Ursachen gefahndet haben. Es war fast eine Schwäche von ihm, daß er sich mit dem Schicksal aller Arnbergs beladen und dafür verantwortlich fühlte. Das erklärte sich aus den tragischen Ereignissen, die ihn zum Besitzer erhoben hatten.

Sie zog auch ihr weißes Batistkleid an. Einmal hatte Dieter ausdrücklich darum gebeten. In Ruhe-

stunden soll man seinen Arbeitskittel ablegen, sagte er. Hardy erklärte ihm, daß ihr „Arbeitskittel“ eine blaue Litewka mit roten Paspeln sei, die auf dem Amt über die schwarze Kleidertaille gezogen würde und nun dort am Haken im Garderobenraum hänge. Aber er fragte nur: „Obstinat?“ Und Hardy mußte lächeln. Sie wurde auch ein bißchen rot. Denn sie wußte ja: an ihrem Zuschuß von Eigensinn hatte die Mutter recht oft herumgetadelt. Und um in einer solchen Kleinigkeit nicht „obstinat“ zu sein, spazierte sie auf Münchow stets in einem der beiden weißen Kleidchen herum, die Mutter ihr genäht hatte, und die Fräulein Krull in Person plättete. Sie gestand sich nicht, daß sie sich wirklich jünger und frischer darin fühlte.

Als sie ins Eßzimmer trat, hatte sie sich wieder ganz gesammelt, und auf ihrem Gesicht war nichts zu lesen als der Widerschein der herzlichen Freude, die sie empfand, Dieter Arnberg zu sehen.

Er hatte nicht den Reiz des Geheimnisvollen in seinem Wesen; dies schien nie durch unerklärliche Stimmungen verändert, ängstigte nie einen Menschen und stand nicht in wechselnden Lichtern.

Er mußte wohl in einer ganz ungewöhnlichen Weise mit sich im reinen sein, daß er solche Gleichmäßigkeit zu behaupten vermochte. Oder er war wirklich eine besonders einfache Natur. Hardy wußte es noch nicht. Sie fühlte nur, wie gut und zutraulich man neben ihm herschritt.

Nun saßen sie in scheinbarem Behagen um den Abendtisch, und Frau von Arnberg wie auch Hardy brachten es über sich, von den Gästen zu sprechen, die man am nächsten Tage erwartete. Das Programm für diese „Festlichkeit“ war eigentlich durch das Kursbuch gegeben. Die Wagen sollten die Gesellschaft um zwölf Uhr von der Station holen. Um eins Gabelfrühstück. Dieses Wort hatte Fräulein Krull verletzt. Wenn Leute aus der Stadt aufs Land kämen, wollten sie fix was zu essen haben, und von dieser Anschauung brachten die vorsichtigen Warnungen Frau von Arnbergs vor zu enormen Fleischstücken und zu großen

Puddings sie auch nicht ab. Herr Dieter, der es sich gern gut schmecken ließ, sagte schmunzelnd, daß er es hierin mehr mit Fräulein Krull als mit der verehrten Frau des Hauses halte. Nach dem Gabelfrühstück Promenade im Park und durch die Ställe. Dann eine etwas vorzeitige Vesper mit Kuchen, Obst, Schlagsahne, Tee und Kaffee und dann Rückfahrt, da Nottbecks am Abend noch ein Souper mitzumachen hatten, das der General von Schleichheim und Frau von Schleichheim dem Brautpaar zu Ehren gaben.

„Aber uns," sagte Herr Dieter, „nicht wahr, Fräulein Hardy, uns wird Ihre Mutter noch nicht los. Wir bleiben hier bis zu Ihrem letzten Zuge. Wir können dann zusammenfahren. Der meine trifft fünf Minuten nach der Abfahrt des Ihren ein."

Somit war alles besprochen, und Herr Dieter stand auf und rieb sich die Hände und schien im voraus Spaß daran zu haben, daß endlich, nach Gott weiß wie langer Zeit, einmal wieder Gäste auf Münchow sein würden. Keiner von den Vorbesitzern, seit vierzig, fünfzig Jahren, hatte hier mehr residiert. Und so luxuriöse Herrschaften wie die Nottbecks und Eggsdorfs würden sich wohl wundern über den alten Hausrat. Nicht mal „antik" war er, nein, schlechtweg altmodisch häßlich; was Frau von Arnberg mitgebracht habe, sei das einzige Ansehenswerte. Aber gemütlich sei es doch jetzt. Und man merke nun die Frau im Hause. Und wenn die Nottbecks und die Eggsdorfs das nicht allem Prächtigen vorzögen, könnten sie ihm leid tun.

„Unsre demnächstige jüngste Arnberg, Fräulein Irma, die ist elegant," sagte er. „Donnerwetter! Ich dachte auf der Verlobungsfete damals: ob Heinz Philipp sich wohl trauen darf, solche Braut in Spitzen und Tüll, oder was es sonst war, kräftig ans Herz zu drücken? Wenn ich mal heirate — meine Frau muß so simple weiße Batistkleidchen tragen wie Fräulein Hardy. Kleider, denen es nicht schadet, wenn da mal dreckige Kinderpatschen dran zerren, oder wenn mein alter Phylax mal ranspringt ..."

Er schien gerührt. Er wurde leicht gerührt. Durch eine Erinnerung, eine Ideenverbindung ... dann bekam seine Stimme einen weichen Klang, und die blauen Augen wurden blank, als stehe was Nasses darin ...

Er sah jetzt mit einem sehr liebevollen Blick auf Hardy.

Frau von Arnberg, obschon sie sich nicht traute, ihn geradezu zu beobachten, spürte den Blick ... sie wagte keine Bewegung, kaum einen Atemzug ...

Aber Hardy merkte nichts. Sie ging an die Glastür, durch die man unvermittelt vom Eßzimmer in den Park hineinkam. Jetzt war sie, trotz des warmen Abends, geschlossen. Herr Dieter mochte es nicht haben, wenn so viel Nachtfalter und Gott weiß was für Insektenvolk hereinkam und sich ums Lampenglas herum zu Tode taumelte. Es war ihm widrig. Und Frau von Arnberg, die immer eine Stubenpflanze gewesen war, hatte ein kleines nervöses törichtes Unbehagen vor dunkelfliegendem Getier.

Hardy zog die Vorhänge auseinander und sah, das Gesicht beinahe an den Scheiben, hinaus.

Ja, der Mond war schon hochgekommen, so daß er nun über der vielfach ausgebogenen Wipfellinie des Waldes stand. Sein rechts oben schon leise abgeplattetes Rund war von blankem Silberweiß. Sein Alter-Mannsgesicht schmunzelte humoristisch.

„Ich möchte noch ein bißchen hinaus."

„Aber, Kind, die Fledermäuse!" sagte Frau von Arnberg.

„Ich gehe als Ritter mit, um Fräulein Hardy nötigenfalls gegen diese lebensgefährlichen Ungeheuer zu verteidigen," sprach Herr Dieter vergnügt, „kommen Sie. Aber was umbinden!"

Da lag auf dem Stuhl Mutters gestricktes Tuch. Dieter griff danach und legte es mit sehr viel Sorgfalt und Ungeschick ganz verkehrt um Hardys Schultern.

Schweigend gingen sie miteinander die Wege entlang.

Es war beinahe, als wenn Silberschein durch die Luft flösse. Der weiße Glanz wirkte so stark, daß Büsche und Bäume Schatten warfen; nicht die blauen, durchsichtigen Schatten des Tages, sondern die toten, schwarzen, gespenstischen Schatten der Nacht, die als harte Stücke hineinschnitten in das Silberfeld, das sonst Rasen, Platz und Weg war.

Und die Wipfelhäupter der alten, väterlichen Bäume standen in unbewegtem, in sich verschlossenem Schweigen; über ihre Stirnen floß der weiße Lichtstrom, in ihren Tiefen war nächtiges Dunkel.

Die Andachtsstille in der Mondscheinnacht war so bezwingend, daß die beiden Menschen beinahe vorsichtig gingen.

Sie schritten, wie von selbst, dem Zuge des Weges folgend, der Parktiefe, dem Waldrande zu. Da erhöhte sich ganz leise das Gelände, und auf einem kleinen Platze, von dem Halbrund einer geschorenen Hecke umfriedet, standen ein paar weiße Gartenbänke. Von ihnen aus hatte man tags einen gefälligen Blick auf das Herrenhaus. Jetzt verzauberte das Mondlicht diesen Blick zum Poesievollen.

Hardy und ihr Begleiter setzten sich nebeneinander. Beiden war das Gemüt übervoll.

Und der Mann dachte immerfort, wie er es nun anfangen könne, es sich zu erleichtern. Weil aber Hardys von ganz, ganz andern Dingen schwer war als das seine — schwer von Angst das ihre, schwer von Hoffnungen das seine — so sprach sie kein Wort, danach er rasch und erlöst hätte greifen können.

Schweigend saßen sie und spannen ihre Gedanken mit hinein in das Gespinst der Mondstrahlen. Sie starrten so unverwandt hinein in den Glanz, daß es dem Auge zuletzt schien, als sähe es das emsige Gleiten silberner Fäden, die aus der Höhe kamen.

Nun bellte irgendwo ein Hund. Und dieser verständige, gesellige Ton durch die Nachtstille her weckte in Dieter plötzlich etwas auf. So was wie fröhliche Courage.

„Fräulein Hardy," sagte er, „wissen Sie wohl, daß ich Ihnen viel Dank schuldig bin?"

„Nein, ich dachte, es sei eigentlich umgekehrt. Und ist auch so."

„Durch Sie bin ich wieder ins Gleichgewicht gekommen."

„Wie könnte das sein?" fragte sie erstaunt.

„Ja, so etwas erklärt sich schwer. Aber die letzten paar Jahre war mir's oft, als käme zwischen die andern Menschen und mich was Ärgerliches."

Er dachte: ob ich ihr das alles mal genau erzähle? Nein, später, beschloß er, wenn sie erst meine Frau ist. Denn das wird und soll und muß sie werden. Aber jetzt, das fühlte er wohl, jetzt konnte er ihr keine Rede halten etwa dieses Inhaltes: Als ich ein junger Mensch von vierundzwanzig war, wollte ich mal heiraten. War sehr verliebt, brennend, hilflos, tolpatschig unglücklich, in die schöne Tochter meines Gutsnachbarn. Aber ich war ihr zu häßlich und zu wenig. So als Herrin auf meinem Gütchen sitzen und tapfer mitschuften, daß es schuldenfrei bleibe, das wollte sie nicht. Und daß ich mal das Fideikommiß bekäme, schien derzeit noch undenkbar. Also Korb! Und Zeiten hinterher, wo einem der Bissen Brot bitter war und nichts half wie die Arbeit. Und man sich alles Heiraten verschwor. So gingen ein paar Jahre. Dann kam der große Wandel. Und sie, die mir früher den Korb gegeben, sagte zu meinem Freunde: „Hätte ich das gewußt!" Jawohl, dann hätte man mich genommen. Das war ja keine gute Geschichte, diese. Na, und dann als großer Herr! Wie kamen sie mir plötzlich entgegen, all die Mütter und die Fräulein. Ich konnte es faustdick spüren: einen Korb brauchte ich nirgends mehr zu befürchten. Wie soll man sich durch so was hindurchfinden und noch jemals die Rechte treffen? Nichts war möglich als vorsichtiges Retirieren überall. Ich sah ja ein, geheiratet muß nun werden. Denn der Heinz Philipp als mein Nachfolger und einziger Anwärter? Nein, der gefiel mir mäßig. So 'n eleganter Obenauf. Und so viel Bedürfnisse und Ansprüche.

Zu solchen Menschen find' ich keine Stimmung. Ich bin ein einfacher Kerl. Also ja: geheiratet muß werden. Aber lieb will ich die haben, die ich heirate, und vertrauen will ich ihr, daß sie mich nicht ums Geld nimmt. Und Sie, Hardy, Sie habe ich lieb, und von Ihnen weiß ich, daß Sie mich nicht ums Geld nehmen. Das weiß ich schon alles, seit Sie damals so obstinat waren und lieber weiter telephonieren als sich hier rote Backen anpflegen lassen wollten.

Er dachte nun immerfort über diese Rede nach und hielt sie also wenigstens in Gedanken. Dadurch bereitete er sich unbewußt so vor, daß es ihm unwillkürlich war, als müsse auch Hardy ganz Bescheid wissen, wie es in ihm aussähe.

Aber trotzdem dachte er noch: Ich will sachte damit 'rauskommen — an so was muß man vorsichtig 'rangehen.

Hardy hatte auf seine letzten Worte nichts gesagt und gefragt. Sie grübelte wieder mit schwermütigen Gedanken in den Mondschein hinaus. Nun hörte sie einen tiefen Seufzer neben sich — so einen urkräftigen Seufzer, wie manche Menschen ihn ausatmen, wenn ein Beschluß ganz reif geworden ist in ihnen.

„Fräulein Hardy," sprach Herr Dieter von Arnberg, „glauben Sie, daß so 'n einfacher Mann wie ich einem tiefen, nachdenklichen, sehr gebildeten Mädchen als Mann recht sein könnte?"

Er meinte, das sei „sachte 'rangegangen".

Jedes Mädchen hätte die Frage verstanden. Auch die frühere Hardy. Aber nicht die Hardy, deren Herz betäubt war von der einen unseligen Liebe. Sie glich ja einer Hypnotisierten und war taub und blind und nicht aufnahmefähig für das, was andre Herzen bewegte. Sie hörte nur den herrlichen, gütigen, verehrten Mann eine fast naive Frage tun.

„O, Herr von Arnberg," sagte sie herzlich und lebhaft, „was nennen Sie ‚gebildet?' Ein bißchen mehr oder weniger zufälliges Wissen auf Gebieten, für die

irgendeine Liebhaberei vorhanden ist? Bücher? Kunst? Musik? Erst kommt die Tüchtigkeit im Berufe. Glauben Sie mir, das achtet eine rechte Frau doch am meisten, wenn der Mann, da, wo er von Berufs wegen zu stehen hat, sehr fest steht und kraftvoll wirkt. Das und ein gütiges, ein treues — ja ein treues Herz ..." Ihre Stimme wurde unklar. Fast hätte sie aufgeweint. Aber sie hielt sich und schloß warm: „Glücklich die, die Sie wählen! Und es kommt mir nach Ihrer Frage fast so vor, als ob Sie gewählt hätten. Glauben Sie nur, niemand freute sich mehr über Ihr Glück als Mutter und ich. Allein schon um dessentwillen, was Sie an Mutter getan haben, verdienen Sie alles ... alles."

„Freilich, Fräulein Hardy, ich weiß schon, welche ich will. Sehn Sie mal, und das nimmt mir eine Sorge vom Herzen, was Sie da alles von Bildung und von Beruf sagten. Und man nimmt ja auch viel an von einer Frau ... Interessen und Zartheiten ... Was noch so fehlen mag. Denn irgend was fehlt immer jedem Menschen. Rechtschaffene Eheleute erziehen einander. Das hab' ich mir immer so gedacht."

Nun wandte er sich Hardy ganz zu. Sie, doch sehr gespannt und rasch von dem Gedanken erregt, wie manche Veränderung es mit sich bringen könne, besonders im eben neueingerichteten Leben ihrer Mutter, wenn Dieter heiratete, sie sah ihm erwartungsvoll in die blauen Kinderaugen.

Die lächelten ihr zu; im klaren Mondschein sah sie es.

Und nun griff er nach ihrer Hand, drückte sie fest und sagte: „Ich meine ja Sie selbst. Und gar keine andre. Nicht wahr, Hardy — und nach alledem, was Sie da sagten, denk ich, das heißt: ja!"

Hardy entzog ihm ihre Hand. Das war ihre erste, unwillkürliche Bewegung.

Vor Schreck war sie ganz benommen.

„Ich?" fragte sie atemlos. „Ich? Ich? ... Oh, nein, oh, nein ..."

„Oh, doch!“ rief er und rückte ihr, von einer inneren Herzensfröhlichkeit aufs glückseligste erhoben, zutraulich näher, „wen sollt' ich wohl sonst liebhaben? Was für eine Frau neben mir haben mögen — mein ganzes Leben lang? — ein Leben lang! — Denken Sie mal, Hardy, all die Tage, alle, alle, die man hienieden hat! Die möcht' ich doch nur mit Ihnen zusammen sein ...“

Er legte den Arm um sie.

Ein heißer Jubel kam in ihm hoch.

„Hardy ...“ murmelte er. Er wollte sie küssen ... Sie spürte es. Sie fuhr zurück.

„Nein!“ rief sie, „nein ... Ich kann nicht.“

Und brach in leidenschaftliche Tränen aus.

„Wie denn? Nein? Sie wollen nicht?“ fragte er rasch und sehr heftig.

Sie konnte nur den Kopf schütteln und neigte ihn dann, das Gesicht in den verschränkten Armen versteckend, auf die Lehne der Bank. Sie schluchzte in sich hinein.

Der Mann saß und ließ sie weinen. Auf seinem Gesicht lag der Mondschein und machte es weiß. Seine blauen Augen sahen bohrend ins Unbestimmte.

Aber sehr allmählich erhellten sich die erstaunten, fassungslosen Mienen. Ein leises Lächeln zog herauf und erhellte das ganze männlich-kindliche Gesicht. Er verstand! Hatte er nicht schon in manchen Stunden vorweg gedacht: die eine hat mir damals einen Korb gegeben, weil ich zu wenig hatte — wenn die andre mir nur nicht am Ende einen gibt, weil ich zu viel habe!

Er traute Hardy das zu. Ganz gründlich traute er's ihr zu. Stolz war sie, und in den Stolz hinein spielte auch so ein bißchen Hartnäckigkeit. Auf deutsch gesagt: Eigensinn. Und sie dachte vielleicht: eine arme Telephonistin und der reiche Fideikommißbesitzer — da schreit die Welt: was für ein Glück! Und schreit: na, die hat wohl mit allen zehn Fingern zugegriffen ...

Jawohl, so etwas dergleichen ging in Hardy vor.

Dessen war er sicher. Ebenso sicher, wie im Glauben, daß Hardy und er füreinander bestimmt seien. Die ganze überraschende Entwicklung der Familiengeschichte hatte sich dahin zugespitzt, daß sie beide zu einander kommen mußten!

Das stand unerschütterlich fest: Hardy war die geborene Frau für ihn. Nur mit ihr konnte er glücklich werden. Sie sollte und würde es aber auch mit ihm. Gut sollte sie es haben, gut ... Donnerwetter ...

Und nun hörte er immer ihr leises Weinen. Es jammerte ihn. Es machte ihm die Augen blank. Ja, die armen Frauen waren von all den Sorgen eben doch ein bißchen aufgerieben ... zu gedemütigt. Am liebsten hätte er kurzen Prozeß gemacht und Hardy in die Arme genommen und gesagt: Wir heiraten uns und damit basta. Aber das ging ja nicht.

Er fühlte: das muß ich anders anfangen. Ich muß ihr das so deutlich und so beharrlich zeigen, daß ich sie liebhabe, bis sie mir lachend um den Hals fällt und sagt: Du — du — dich will ich ...

Er lächelte glücklich in sich hinein. Nun, das war auch schön. Weiß Gott, ob es nicht schön war, sich so ein stolzes, reines Mädchenherz erst erobern müssen!

Er spürte, sie hörte auf zu weinen. Er paßte auf. Ja, und jetzt hob sie zaghaft den Kopf, trocknete die Augen und klagte halblaut vor sich hin: „Nun ist alles, alles wieder aus."

Er verstand auf der Stelle, was sie meinte: Aus, das Behagen und die Unbefangenheit, in denen Mutter hier ruhte, aus, die gute Stimmung an den schönen Sonntagen ...

„Ih bewahre. Nichts ist aus! Und wir beide werden ja wohl noch schweigen können — was wir eben gesprochen haben, hat ja bloß der Mond gehört. Na, und der ist Kummer gewohnt. Gar nichts ist aus."

Sie horchte erstaunt ... sein wohlgelaunter Ton — wie von heimlichem Übermut fast durchfunkelt — was war das? Sie verstand nichts.

Unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen, ging sie neben ihm ins Haus zurück.

In ihr war eine verzweifelte Stimmung. Der eine wandte sich von ihr fort einer neuen Liebe zu. Den andern betrübte es nicht einen Augenblick, daß sie seine Hand nicht nehmen konnte ... War sie denn so wenig —

⊕ ⊕ ⊕

Am andern Morgen dachte Hardy, daß es fast sei, als gehe sie aufs Amt; ihr eigentlichstes Leben mußte sie verstecken, mußte eine Maske der Unerschütterlichkeit vornehmen und aufmerksam fremden Anforderungen zu Dienst sein.

Vor der Mutter hieß es das Vorgefallene verbergen.

Dieter die schmerzliche, unerhörte Angst verhehlen, mit der sie diesem Tag entgegensah.

In welche Gemütsbewegung mußte ihre Mutter geraten, wenn sie erführe ... Hardy wagte gar nicht, sich das auszumalen. Der Zorn auf Borwin würde sich vielleicht bis zum rachsüchtigen Haß gesteigert haben — das wäre so menschlich, so verzeihlich gewesen — bei der starken Art ihrer Mutter. — Welche Mutter gäbe ihre Tochter nicht freudigen Herzens diesem Mann, auch ohne seine Reichtümer. Und welche beherrschende Rolle hatte in der Phantasie ihrer Mutter seit vielen Jahren der Arnbergsche Besitz gespielt! Dieser selbe Mann, dem sie in heimlichen, rechnenden, grausam-hoffenden Gedanken fast das Leben nicht gegönnt hatte, wollte ihr Sohn werden, ihre Tochter zur Mitherrin machen. Ja, das alles hätte ihre Mutter ganz und gar aus dem Gleichgewicht gebracht ... Aber Hardy wußte auch gewiß, die Mutter würde ihr nicht gesagt haben: bezwing dich, vergiß den andern, denk an die Vorteile! Nein, stark und hart, aber voll rasenden Zornes gegen den, der Hardys Herz unfrei gemacht, würde sie sprechen: es geht nicht; du liebst noch den andern, Dieter ist kein Mann, den du belügen darfst.

So wußte Hardy, obgleich sie zum erstenmal in

ihrem Leben ein Geheimnis vor ihrer Mutter haben mußte, sich doch einig mit ihr.

Aus Herrn Dieters Benehmen wurde sie aber nicht klug. Fröhlich begegnete er ihr und so viel vertraulicher noch als bisher. Es war keine Spur von Verlegenheit in seinem Wesen, und das half Hardy in der überraschendsten Weise, daß auch sie frei und freundlich mit ihm sprechen konnte.

Und manchmal lächelte er vergnügt und schlau in großer Überlegenheit, wie einer, der viel klüger ist als alle andern Leute, es aber nur noch nicht an die große Glocke hängen will.

Frau von Arnberg sah sehr erhitzt aus. Sie lief eilig hin und her, half Fräulein Krull in einer überflüssigen Weise, daß diese zuweilen fast nur zusehen konnte, deckte den Tisch und erschöpfte sich förmlich.

Als Dieter das merkte, wurde er in aller Arglosigkeit ganz ärgerlich und äußerte zu Hardy: die Gäste hätten doch für Frau von Arnberg Freude und nicht Arbeit bedeuten sollen, und er habe geglaubt, daß Fräulein Krull mit den vorhandenen Dienstboten, wenn sie auch nur ländlich seien, dies alles noch bezwingen könne.

Hardy durfte ihm nicht sagen, woher die fieberroten Flecke auf den Wangen ihrer Mutter kamen, obgleich sie ahnte, daß sie höchste, heimliche Erregung bedeuteten. Aber sie bat dann ihre Mutter, um Fräulein Krulls willen, dieser nicht den Ruhm des Tages wegzunehmen. Da begriff Frau von Arnberg, daß sie mit all diesen kleinen Frauenmittelchen die Zeit nicht totschlagen dürfe, daß sie sich ohne diesen Aufwand von Maschinenlärm still und würdig auf ihre Haltung vorzubereiten habe. Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück.

Hardy schmückte den Tisch. Sie wählte dazu allerhand flammendes, vorzeitig herbstlich gefärbtes Laub und weiße Dahlien. Und Dieter stand, sah zu und bewunderte ihr Werk über alle Maßen. Sie hatte dabei ein paar fast glückliche Minuten. Es war ein so köstlicher Genuß, mit dem vollen Reichtum von

Blumen und Laub hantieren zu dürfen. Es unterhielt sie so überraschend und so wohltuend, daß es ihr gelang, Zweige und Blumen gefällig zusammenzufügen. Auch tat ihr sein Lob doch wohl — sie spürte klar: wenn ihr „nein“ ihn gar nicht betrübt hatte — er war ihr doch noch von ganzem Herzen brüderlich gut. Und dafür wallte eine heiße Dankbarkeit in ihr auf. Ihr war, als gehe sie den schweren Stunden nun nicht mehr wehrlos entgegen, als werde sie von einer festen Hand heimlich gehalten.

Unterdes rollten gemächlichen Ganges die beiden Wagen auf der Landstraße dahin. Lübbers gab das Tempo an, und er hätte um keines Menschen willen die Braunen strapaziert, noch sich selbst besonders aufgerafft. Wozu Eile. „Woto so 'n Jhl!“ das war das Motto dieses gelassenen Philosophen. „Ik bün noch ümmer ankamen.“

Zwischen den Knicken brannte eine ganz sommerliche Sonnenglut. Der Staub stand fast in der Luft, so daß die Fahrt für die drei im zweiten Wagen nicht besonders angenehm war.

Die Verteilung der sechs Personen auf die beiden kleinen Gefährte, die wohl je vier Sitzplätze, aber für vier Sitzende keinesfalls Bequemlichkeit boten, war nicht einfach gewesen. Frau Generalkonsul Nottbeck sah wiedermal mit ärgerlichem Erstaunen, daß überhaupt nichts mehr einfach war. Die zufriedene Gemütlichkeit des von ihr bisher so sicher beherrschten Familienlebens schien verdorben.

Sie war ohne weiteres, ihren Gatten mit kurzem Blick an ihre Seite befehlend, in den ersten Wagen gestiegen. Nun war es ja selbstverständlich, daß das Brautpaar zusammenblieb. Also mußte das junge Ehepaar sich teilen. Aber Doraline wollte nicht mit Irma fahren. Die Schwestern standen sich täglich schlechter. Frau Generalkonsul Nottbeck, gerecht und offenen Auges, stellte immer wieder fest: in den letzten Monaten nur durch Doralines Schuld. Früher hatte Irma die Kleine ja reichlich oft mit ihrer Überlegenheit ein bißchen gepiesackt. Aber seit Irma Braut

war, interessierte sie sich gar nicht mehr soviel für andre Menschen, um irgend jemand ärgern zu wollen. Aber justement seitdem war Doraline wie besessen und suchte in jedem Lächeln und Wort ihrer Schwester irgend was. Und so schien es auch bei diesem Ausfluge geratener, daß Doraline nicht mit dem Brautpaar fahre; in Streit und Verstimmung hätten die Schwestern in Münchow ankommen können.

Also befahl Frau Nottbeck von ihrer Höhe herab, daß Borwin zu dem Brautpaar einsteigen solle. Sie saß, ihrem Manne gegenüber, schon fest und sicher auf den grauen Polstern, und ihre Schultern stießen fast an Lübbers' Rücken. Der zusammengerollte Sonnenschirm diente ihr als Zepter, und mit ihm regierte sie hinunter auf ihre Töchter und Schwiegersöhne. Aber gänzlich erfolglos.

Doraline lachte gereizt auf und sagte: „Das könnte mir passen ... ich verbitte es mir, daß mein Mann mit Irma fährt."

„Aber Dorli," rief Heinz Philipp amüsiert, „ich bin doch dabei ... Sie werden doch nicht auf eine Braut, auf meine Braut eifersüchtig sein!"

Irma verzog nur ein wenig das Gesicht. Es war aber sprechend genug und steigerte Doralines Erregung.

„Ach was — ich bin nicht eifersüchtig! Auf Irma! Pöh!" machte sie und deutete mit ihrem Ton eine Persönlichkeitshöhe an, von der aus es wohl unmöglich sei, auf „eine Irma" Eifersucht zu fühlen. „Aber ich will meinen Mann neben mir haben, jawohl, das will ich!" Sie stampfte mit dem Fuße.

Frau Nottbeck schüttelte den Kopf über so viel Unverstand. Und ihr Mann sah sie erwartungsvoll an. Es ärgerte ihn, daß die Kinder seine Frau ärgerten.

In ihrer raschen Art begriff sie, daß dies vor den fremden Kutschern nicht weiter ausgesponnen werden dürfe. Auch sah sie es Borwin an, daß es ihn peinlich berührte. Er sagte nichts. Aber sie war es ja gewohnt, einzugreifen.

„Mann," sagte sie entschlossen und zärtlich, „dann steig du zum Brautpaar ein."

Sofort kletterte der Generalkonsul die Tritte hinab und stieg die am andern Wagen wieder hinauf.

Endlich saßen alle nach Wunsch, die Damen spannten ihre Sonnenschirme auf, und die Fahrt ging los.

Der zweite Wagen befand sich stets in der Staubwolke des ersten. Irma hatte einen rotseidenen Staubmantel an und einen dichten Chiffonschleier um Hut und Haar. Trotzdem schmeckte sie den Staub im Mund und fühlte ihn trocken in den Nasenlöchern. Aber sie wurde deshalb keineswegs übellaunig. Sie nahm es zum Anlaß, mit Heinz Philipp sich auf französisch über die unbegreiflichen Anspruchslosigkeiten des guten Herrn Dieter zu unterhalten, worin ihr Verlobter, wie immer, mit ihr einer Meinung war. Und sie sagten: wenn ihnen das alles gehöre, dann — ja, dann dies und dann das . . . Und von ihren künftigen Pferden sprachen sie und was für Wagen. „Gar nicht oder ersten Ranges", sagte Irma von allen Dingen. Das war ganz Heinz Philipps Ansicht. Aber die Worte „gar nicht" waren eigentlich nur so ein theoretischer Begriff. In der Praxis hieß es nur „ersten Ranges". Und dem Generalkonsul, so kulant er auch in der Geldfrage sein wollte, würden doch ein wenig die Haare zu Berge gestanden haben, hätte er mühelos Französisch verstanden. Das tat er aber nicht, sondern er druselte ein bißchen vor sich hin, und wenn er was dachte, dachte er höchstens, wie gut es sei, daß seine Frau den Staub nicht schlucke.

Im ersten Wagen hätte man freier atmen können. Aber da herrschte eine Schwüle, die ihre Grade von der Glut zu nehmen schien, die zwischen den Knicken vibrierte.

Frau Nottbeck, voll und gedrungen, in ihrem dunkelblauen Staubmantel noch runder als sonst, saß aufrecht unter ihrem gleichfarbigen Sonnenschirm. Sie dachte voll Teilnahme, daß ihr Mann nun den Staub habe. Sonst war sie nicht weiter mit ihren Gedanken bei der Szene von vorhin. Sie war viel zu gemütlich veranlagt, um eine ärgerliche, kleine Geschichte aus

der einen Viertelstunde noch in die nächste hinüberzuschleppen.

Doraline wollte durchaus ihren Mann mit unter ihren Sonnenschirm haben. Aber da sie klein war, mußte sie ihn sehr hoch halten, oder Borwin mußte gebückt sitzen. Das war doch sehr unbequem. Borwin sagte, die Sonne geniere ihn nicht. Er bog den Rand seines Panamahutes über die Augen herab.

Nach einer Weile sagte Doraline in einem leidenschaftlich-vorwurfsvollen Flüsterton: „Du bist so still. Du bist blaß. Du bist wohl unglücklich, daß du nicht bei Irma sitzt."

„Doraline, ich bitte dich!" sagte er gequält. Wie viele Male hatte er schon schwören müssen: „sie war es nicht, die ich lieb hatte". Und immer wieder erlebte er es: war er freundlich, höflich mit Irma, meinte Doraline nachher, daß er nie so nett mit ihr selbst sei. Gott weiß was für einen Ausdruck sollte sein Gesicht gehabt haben: verklärt, bewundernd, innig. War er aber bis zur Unhöflichkeit nachlässig gegen Irma, nahm gar keine Notiz von ihr, so sagte Doraline: es sei klar, er leide, wenn er mit ihr zusammen sein müsse, und vermeide ihren Blick und ihre Nähe.

Er dachte: Gottlob, daß Irma weit fortkommt. Hatte sie erst geheiratet, brauchte man sich nicht öfter zu begegnen als bei großen Familienfesten.

„Mama, sag mal selbst, findest du nicht, daß Borwin ganz verändert ist seit der Zeit, als Irma sich verlobte?" fragte Doraline.

„Natürlich ist er verändert," sagte Frau Nottbeck objektiv, „aber was geht ihn Irma an. Du allein wirst wohl schuld haben mit deinen ewigen Eifersüchteleien ohne Grund. Borwin, ich staune oft über deine Geduld. Du mußt strenger mit Doraline sein, sie ist zu jung, sie muß noch erzogen werden."

„Ja, wenn die eigene Mutter sich gegen mich stellt!" sagte Doraline. Plötzlich schien ihr, als sei dann doch noch Borwin mit seiner Liebe zuverlässiger. Sie rückte ganz nah an ihn heran, schob ihren Arm in den seinen

und drückte sich von der Seite gegen ihn, so eng wie möglich.

Es war sehr heiß. Und sein Gemüt war ihm schwer. Er begriff nicht, wie er die nächsten Stunden ertragen sollte, wie Hardy, wie ihrer Mutter in die Augen sehen... Ihm war, als fahre er einer Katastrophe entgegen — als müsse sich irgend etwas Unheilvolles begeben... Er hatte nach Vorwänden suchen wollen, um zurückbleiben zu können. Er wußte: es war vergebens. Es gab doch kein Entrinnen. Nur der Zufall hatte ihm diese Stunden bisher gnädig erspart.

Immer wieder sagte er sich: es war ja keine Schuld, es war ein schweres Erlebnis. Mir selbst war ich ein Rätsel.

Und dennoch kam er sich als der Schuldbeladene vor, der die Stirn haben soll, denen zu begegnen, die er leiden machte...

Doralinens Kopf an seiner Schulter dünkte ihm eine unerträgliche Last...

„Komm, Kleine, du wirst zu heiß..." sagte er schonend und machte eine Bewegung, als wolle er sich ihr entziehen.

Sie fuhr auf. Sie war gekränkt.

„Ich bin dir nur eine Last," sprach sie klagend.

„O Gott, wie ist es heiß!" rief Frau Nottbeck ausdrucksvoll. „Guter Mann, können wir nicht etwas rascher fahren?"

„Woto so 'n Ihl?" sagte Lübbers überlegen lächelnd, aber es kam ihm sogleich eine Dämmerung, daß dies unhöflich wirken könne, und er setzte äußerst entgegenkommend, tröstlichen Tones hinzu: „Gleich sünd wir nu auf Münchower Grund un Boden, denn soll'n die Herrschaftens mal sehn, wie die Braunen von allein fix losgehn."

In der Tat wurden sie etwas lebhafter, wenn auch von „fix" keine Rede sein konnte.

Aber Lübbers' Erfahrungssatz: „Ik bünn noch ümmer ankamen," bewährte sich, und die Wagen hielten vor dem weißen Gattertor, neben dem die Pappeln ragten. Wie ein rieselndes Gefunkel von

hunderttausend Flittern ging leise Bewegung durch das Blattwerk in den beiden ragenden, schmalen Baumkörpern. Drinnen die grünen Rasenbreiten wirkten erquickend und beruhigend. Der Generalkonsul half seiner Frau fürsorglich herab; sie war natürlich wie immer ganz frisch.

Doraline, noch beleidigt, stieß Borwins Hand zurück. Aber es reute sie gleich, und sie hing sich liebevoll an seinen Arm und flüsterte, hingebend zu ihm emporblickend: „Sei nicht böse, Schatz. Ach, ich hab' dich wahnsinnig lieb ..."

Und er dachte, während er irgend etwas liebevoll Beruhigendes sagte: Vielleicht steht „sie" hinter den Gardinen und sieht uns kommen ... Und er hatte eine Aufwallung, über die er schwer erschrak. Er wünschte, daß gerade in diesem Augenblick Doraline nicht so sehr mit den deutlichsten Gesten der Hingabe zärtlich zu ihm emporflüstern möchte ...

In der Haustür war schon Herr Dieter von Arnberg mit lauten, lachenden Willkommsworten und kräftigen Händedrücken. Er hatte Borwin und Doraline noch nicht gesehen, und Frau Nottbeck hatte eine fröhliche, sichere und warme Art, ihn nun mit diesem ihrem ersten Kinderpaare bekannt zu machen.

Hinter dem Hausherrn wartete ein Mädchen, das so gewaschen und gestärkt und gestriegelt war, daß man an eine frisch geschrubberte Nudelrolle denken mußte. Sie bekam Befehl, die Damen in das eine Fremdenzimmer zu geleiten und ihnen behilflich zu sein. Den Herren wies er persönlich das andre an.

Dieter trat dann ins Wohnzimmer, wo er Frau von Arnberg und Hardy vorfand.

„Heiß und verstaubt sind unsre Gäste," sagte er, „wir müssen ihnen ein paar Minuten gönnen, damit sie sich besinnen."

Frau von Arnberg ging auf und ab. Ja, es sei heiß, sagte sie, mit trockenem Munde mühsam sprechend. Und sie tat, als sei sie von der Hitze geplagt, und tupfte sich mit ihrem Taschentuch gegen Mund und Stirne.

Hardy war still.

„Merkwürdig," sprach Herr Dieter, der sich zwanglos gegen den kalten Ofen lehnte, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, „sehr merkwürdig, wie grün die Linden das Zimmer verschatten. Das macht ein schlechtes Licht. Fräulein Hardy sieht darin so blaß aus. Das ist mir noch nie aufgefallen."

Er sah so aufmerksam Hardy an, daß sie, ohnehin durch seine Worte geängstigt, unter diesem Blick wohl erröten mußte. Mein Gott, dachte sie verzweifelt, steht es mir denn auf der Stirn geschrieben ... Über ihr Erröten, das er auf seine Weise auslegte, lächelte er. Und wurde auf eine glückselige Art langsam fast verlegen.

Es waren ein paar schweigsame Augenblicke voll Spannung ...

Um sich und ihr zur Unbefangenheit zurückzuverhelfen, fing er von den Gästen wieder an: „Famose Erscheinung, der andre Nottbecksche Schwiegersohn. Auffallend männlich," sagte er.

„Männliche Erscheinung ist oft nur Attrappe," bemerkte Frau von Arnberg kalt. Sie wanderte, wanderte, immerfort — hin und her durchs Zimmer trug sie ihre geheime Aufregung.

„Heinz Philipp deutete mir mal an," sprach Herr Dieter halblaut weiter, „daß sein Schwager in spe mit der kleinen Frau nicht recht fertig wird."

Hardy fühlte, als könne sie dies alles nicht eine Minute mehr ertragen ...

Gerade wollte Dieter fortfahren zu sprechen. Da hörte man draußen Stimmen. Und die Tür öffnete sich.

Lebhaft und breit kam Frau Nottbeck über die Schwelle. Irma eilte auf ihre Schwiegermutter zu und küßte ihr vielmals die Hand und empfing ihre Umarmung und einen Kuß auf die Stirn. Heinz Philipp begrüßte fröhlich und laut Mutter und Schwester. Da war auch noch der Generalkonsul, der endlich seine herzlichen Händedrücke anbringen durfte. Es war ein großes Durcheinander von Bewegungen und Stimmen.

Und dann sprach Frau Nottbeck: „Hier, meine verehrte, gnädige Frau, bringe ich Ihnen nun auch meine andre Tochter und meinen lieben Schwiegersohn."

Doraline verneigte sich. Sie war ja sonst zu sicher und gut erzogen, um in einer gesellschaftlichen Lage sich verlegen zu fühlen. Aber diese hohe, magere, herrische Frau mit den scharfen Zügen und dem hochmütigen Blick schüchterte sie irgendwie ein. Stumm küßte sie ihr die Hand.

Auch Borwin verneigte sich, sehr ehrfurchtsvoll und ganz fremd.

„Aber ich meine, Sie kennen ja meinen Schwiegersohn?" rief Frau Nottbeck lebhaft.

„Allerdings," sagte Frau von Arnberg in eisiger Haltung, „Herr Eggsdorf war der Besitzer des Häuschens, in dem wir in der Stadt wohnten. So kam es, daß wir uns einigemal begegneten."

Hardy stand zitternd in der Tiefe des Zimmers und sah mit großen, großen Augen auf dies alles.

Sie würden, sie mußten ja nun auch zu ihr kommen ... es gab kein Entrinnen mehr ...

Da war auch schon Irma, schob gewissermaßen ihre Schwester heran.

„Liebe Hardy, darf ich dich mit meiner Schwester bekannt machen ..."

Und Hardy sah die an, die ihr den geliebten Mann genommen, die ahnungslos zur Diebin an ihr geworden war ...

Sie sah eine volle, kaum mittelgroße, rosig weiße Frau, sah ein weiches, unregelmäßiges Gesicht, von fuchsigem Haar flimmernd überkrönt, sah in blaue, schöne Augen ...

Und dieser unbegreifliche, tieferstaunte Blick, der sie traf, auf ihr ruhen blieb, fast vor ihr entsetzt schien, der machte Doraline wieder verlegen, und sie sagte etwas linkisch und banal: „Ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört, mein gnädiges Fräulein, und freue mich, Sie endlich kennen zu lernen."

Gehört? Von mir? Von ihm? dachte Hardy dumpf ... Sie reichte aber ganz mechanisch, eigentlich

ohne sich der Gebärde bewußt zu sein, der andern die Hand hin.

Hat er zu ihr von mir gesprochen? fragte sie sich. Niemals war ihr dieser Gedanke gekommen. Nun war er da, wie ein schreckliches Echo antwortete er auf die harmlosen Worte der andern.

Sie fühlte, daß Borwin herantrat — daß er vor ihr stand ...

Sie hatte mit gesenkten Lidern, bleich und unbeherrscht gewartet. Nun hob sie den Blick empor zu ihm ... sie sahen sich an ...

Vielleicht nur die Dauer einer schnell vorbeihuschenden Sekunde lang ...

Ihnen aber war es, als umfasse dieser Blick das ganze Stück Leben voll Glück und Leid, das sie zusammen durchlebt. Und sie dachten beide zugleich an den kräuterig duftenden Sommermorgen im Walde, da sie sich in erster Liebesseligkeit geküßt — und an jene nasse, sternenlose Nebelnacht, da er ihr Herz zertrat und von ihr schied ...

Und Hardy erbebte vor Zorn und Scham über die Roheit des Schicksals, das ihr dieses Wiedersehen aufzwang ...

In diesem Zorn fand sie Kraft. Es war ihr selbst ein Rätsel, wie sie das konnte, was sie nun tat.

Sie reichte ihm ihre Hand hin — fast nur die Fingerspitzen — und sagte klar und kalt: „Vielleicht erinnern Sie sich meiner von damals her, wo wir Ihre Mieter waren?“

Und er, im erdrückenden Bewußtsein der furchtbaren Lage, in der er sich hier dieser Mutter und diesem Mädchen gegenüber befand, er antwortete: „Ich bin glücklich, die Damen jetzt auf einem so herrlichen Wohnsitz zu finden.“ —

Während dieser Minuten hatte Herr Dieter lebhaft mit Heinz Philipp gesprochen. Den übrigen Anwesenden aber war die eisige Haltung, der ungewöhnliche Ton der Frauen nicht entgangen. Die Mutter schien wie von Hochmut umpanzert, die Tochter, als sei sie einer Ohnmacht nahe.

Frau Generalkonsul Nottbeck, als erfahrene Realistin, dachte flink: Wer weiß, die sind gewiß Borwin xmal die Miete schuldig geblieben — sind ihm vielleicht noch was schuldig, und nun schämen sie sich. Ich will ihn doch mal fragen.

Der Generalkonsul glaubte gutherzig: Es ist ihnen gewiß fatal, daß Borwin früher in ihre pauvre Wirtschaft hat 'reingucken können. An so was mag kein Mensch hinterher erinnert werden.

Solche Art Geniertheit hätte er ganz selbstverständlich gefunden.

Aber beide, Mann und Frau, hatten den schonenden Gedanken: das ist ja nun vorbei — man muß ihnen drüber weghelfen. Und wie in verabredeter, gemeinsamer Lebhaftigkeit widmeten sie sich jetzt Frau von Arnberg.

Irma fühlte: da stimmt etwas nicht! Die haben gewiß Ärger miteinander gehabt. Gott, Hauswirt und Mieter! Das kennt man. Das zankt sich erbittert um jeden Tapetenfetzen.

Und Doraline endlich, in rasch aufgescheuchten, stets auf der Lauer bereiten Eifersuchtsgedanken, sah ganz perplex von Hardy auf Borwin ... Kannten die sich näher? Hatte die sich am Ende Hoffnungen auf ihn gemacht? Das „die" betonten ihre Gedanken fast geringschätzig.

Man ging zu Tisch. Herr Dieter bat den Generalkonsul, Frau von Arnberg zu führen. Er selbst wollte der Frau Generalkonsul und Doralinen den Arm reichen. Borwin hatte er zum Tischherrn Hardys bestimmt. Diese Anordnung war ja gegeben. Hardy hatte sie vorausgesehen und vor ihr gezittert.

Aber Doraline hing sich an ihres Mannes Arm und sagte erkünstelt lachend, daß Herr von Arnberg es so sehr übelnehmen könne, wie er wolle, aber sie müsse neben ihrem Borwin sitzen.

Und so geschah es, daß Borwin sich unten an der Schmalseite der Tafel fand, rechts von ihm Hardy und ihr gegenüber Doraline, zu seiner Linken. Und oben an der Tafel saß Frau von Arnberg, rechts und

links von ihr an der Längsseite der Generalkonsul und Herr Dieter von Arnberg.

Das Mahl war so weit von einem Gabelfrühstück entfernt wie ein Bärenschinken von einem Sandwich. Es kamen eine kräftige Hühnersuppe auf den Tisch und ungemein große Fleischstücke, eine Taubenpastete zwischendurch, in deren großem tiefen Rund Taubenbrüste sich mit Morcheln in einem dunkeln Rotweinsud drängten. Gemüseschüsseln, groß und voll, daß ein Vegetarianer sich zwei Tage lang an ihnen hätte satt essen können. Und viele Kristallschalen voll Kompott, eine förmliche Übersicht von allen Früchten, die zu allen Frühlings-, Sommer- und Herbstzeiten in Münchow reiften. Zuletzt ein Pudding, der geradezu Winterbehaglichkeit hätte um sich verbreiten können, so warm und dampfend war er, und so festlich spickten die Rosinen seine goldgelbe Masse.

Aber nur die geringere Anzahl der Tischgenossen würdigte diese gediegenen Gerichte. Eigentlich taten es nur Herr Dieter und das Nottbecksche Ehepaar, die beide rüstige Esser waren. Frau von Arnberg aß zum Schein. Hochaufgerichtet saß sie, in wahrhaft königlicher Haltung, und während sie liebenswürdig mit den künftigen Schwiegereltern ihres Sohnes plauderte, war ihr Mutterherz voll großer Not um ihre Tochter. Was mochte Hardy leiden? Wie ertrug sie dies? Brach sie nicht zusammen? Und wenn nur ein Löffel klirrte, zuckten die Lider der Frau, und entsetzt dachte sie: ist Hardy ohnmächtig geworden? Doch sah sie Hardy bleich und ziemlich schweigsam, aber aufrecht sitzen.

Vielleicht wurde Hardy, gerade wie sie selbst, durch Herrn Dieters Benehmen gehalten und gestützt wie von milden und doch kräftigen Händen. Es war auffallend, dies Benehmen, das mußte jeder finden und fand es auch. Der stolzen, tiefverwundeten Frau aber war es Balsam.

Herr Dieter nämlich kümmerte sich unausgesetzt um Hardy. Die Tafelrunde war ja gerade noch so klein, daß er es konnte, ohne zu laut werden zu müssen. Er erzählte, daß sie es gewesen sei, die diesen Tisch ge-

schmückt habe, und den er, obschon er halb und halb Hausherr sei, deshalb loben und bewundern dürfe. Er schickte eines der beiden aufwartenden Mädchen mit einer Glasschale voll eingemachter Erdbeeren zu Hardy hin. Er erzählte den Anwesenden, daß Hardy sich seit dem Frühling sehr erholt habe, nur zufällig heute sehe sie auffallend elend aus, und er fürchte, sie habe sich gestern abend erkältet; er mache sich Vorwürfe, weil man zu lange im Mondschein im Park auf der Bank gesessen habe. Als das Obst kam, suchte er zwei Pfirsiche von besonderer Schönheit aus und ließ sie Hardy bringen, und auf ihren Dankesblick nickte er so strahlend herzlich, daß alle für einen kurzen Moment verstummten. Dies war so über alle Begriffe naiv oder so sehr absichtsvoll, daß es nur zwei Deutungen zuließ: entweder war Herr Dieter von Arnberg in Hardy ganz und gar verliebt, oder er wollte abermals, wie schon auf Heinz Philipps Verlobung, das arme, arbeitende Mädchen als vollgültiges Familienmitglied geehrt sehen.

Heinz Philipp und Irma waren so stark davon beschäftigt, daß sie förmlich auf die Gelegenheit brannten, sich darüber auszusprechen. Sie dachten genau das gleiche: wenn Dieter denn heiratete, und das schien er ja wohl durchaus vorzuhaben, konnte es gar nicht besser kommen, als daß er Hardy nähme und auf diese Weise auf das engste mit ihnen verwandt würde. Und an ihren Lebensansprüchen steckten sie die Pflöcke sofort noch bedeutend vor. Irma besonders fühlte noch eine Genugtuung der Schwester und den andern Verwandten gegenüber, denn schließlich hatte sie doch allerlei, vor allem von Frau Eggsdorf, über Heinz Philipps armen Anhang einstecken müssen. Es schien wirklich, nach der Szene von vorhin, als habe Borwin Eggsdorf in die kläglichen Verhältnisse unerwünscht deutlich hineinsehen können. So genoß sie es vorweg, daß sie später mit dieser gleichen Schwägerin recht auftrumpfen wollte.

Auch das Nottbecksche Ehepaar dachte so, und Frau Nottbeck war mit sich zufrieden, daß sie sich von vorn-

herein „sehr nett“ gegen Hardy benommen und sie wiederholt eingeladen gehabt habe.

Doraline war dies ganz egal. Sie fand Frau von Arnberg „gräßlich“ und Hardy „völlig Null“. Ganz hübsch und trotz des einfachen Batistkleides auch recht distinguiert. Aber so still. Vielleicht dumm... Und Doraline konnte auch gar nicht darüber fortkommen, wie sonderbar diese Eberhardine von Arnberg erst sie, dann ihren Mann angesehen hatte — wie entschieden auffällig diese Begegnung gewirkt hatte... Ganz gewiß, die hatte früher mal irgend etwas mit Borwin gehabt... entweder Streit, wie Mieter mit Hauswirten haben, oder... wirklich gehofft? War er vielleicht sehr nett mit ihr gewesen? Aus Mitleid? Und so arme Mädchen hängen sich dann gleich mit Versorgungsabsichten an einen Mann, der ihnen mal extra freundlich guten Tag sagt... das kannte man ja...

Doraline fühlte sich durch diese Gedanken aufgestachelt, dem Mädchen zu zeigen, wie glücklich Borwin mit ihr sei, wie er und sie sich liebten.

Zu ihrer geheimen Empörung machte er es ihr schwer, mit ihrer Liebe zu glänzen. Er sah sie kaum an. Er war so wortkarg. Was war denn das nun wieder? Ach, er trug es ihr wohl nach, weil sie ihn wieder einmal wegen Irma gequält hatte. Er mußte aber doch fühlen, daß es nur alles unendliche Liebe sei. Um einen Mann, den man nicht rasend liebt, regt man sich nicht auf. Aber wenn es ihn denn so ärgerte, wollte sie auch nicht mehr von der früheren Geschichte anfangen; zum hundertsten Male nahm sie es sich vor.

Um nun in dieser Stunde vor dem armen Mädchen mit dem Reichtum ihres Eheglücks zu protzen, schmeichelte sie in Wort und Blick ihrem Mann ein Lächeln ab.

Und Hardy mußte es hören und sehen...

Wenn es denn eine Schuld war, fühlte der Mann, so büß' ich sie in dieser Stunde ab...

Ihm war, als sei er in einen Tumult ohne Sinn und Verstand hineingerissen. Alle Wirklichkeiten hatten

sich umgekehrt. Alle Erinnerungen trogen. Sein Gedächtnis verspottete ihn.

Da oben, zu Häupten des Tisches, saß in der Haltung einer Königin eine Frau, deren stolzem Blick er nicht zu begegnen wagte. Hatte er diese selbe Frau nicht in vertragenen Kleidern, mit zerarbeiteten Händen, von Sorgen zerplagt, vor Erregung oft haltlos gekannt?

Und hier neben ihm saß eine, die von vornehmer Würde wie getragen schien, deren ganzes Wesen stille Abwehr war. Schön sah sie aus in dem weißen Kleide, jung und zart. Nicht aufdringlich, üppig, leuchtend schön — von adliger Art war diese Schönheit, beseelt und keusch. Und der namhafteste Mann an diesem Tische nicht nur, einer der ersten unter Tausenden seiner Standesgenossen huldigte ihr, trug sie mit fürsorglicher Liebe... Er, Vorwin, er fühlte ganz genau: es war Liebe!...

Hatte er dieses selbe Mädchen nicht gekannt, wenn sie im immer gleichen, bescheidenen, schwarzen Kleide, blaß und abgespannt vom Amte kam und ihrem engen Heime zuhastete, wo ein dürftiges Mahl ihrer wartete — eine Arbeitssklavin, kaum unterscheidbar von all den Tausenden, die Tag um Tag ihr bißchen Jugend vergessen müssen, um sich tapfer für ein ehrliches Stück Brot zu mühen? Ja, hatte er sie nicht so gekannt...?

Und ganz langsam, unter dem Widerstreit zwischen dieser Gegenwart und seinen Erinnerungen, wuchs eine Frage in ihm empor...

Wie würde sich alles entwickelt haben, wenn ich damals nicht armen, arbeitenden Frauen gegenübergestanden hätte?

Wohl hatte seine Großmut zu jener Zeit sehr gelitten, weil er dem armen Mädchen sein Herz und damit eine ganze Zukunft entzog — das wußte er noch deutlich... Er hatte sich selbst vielleicht sogar reinlicher, gewissenhafter gedeucht, weil er diesen Umstand betrachtete, vor ihm zögerte, unter ihm litt... Nun kam ihm doch undeutlich die Furcht: war das alles Selbstbetrug gewesen?

Er hatte geglaubt, da er kein Held der Beständigkeit sein konnte und einen schmerzlichen Gefühlswandel in sich erlebte, sich als Held der Wahrhaftigkeit sein volles Mannesbewußtsein retten zu können. Alles Selbstbetrug?

Wie, wenn sich nun damals alles umgekehrt zugetragen hätte? Wenn er Hardy erst kennen gelernt, als ihn schon Liebe mit Doraline verband? Würde er sich dann nicht erinnert haben, daß es Lagen gibt, in denen rechtzeitige Flucht die höchste Tapferkeit ist?

Was hast du gewagt! schrie eine heimliche Stimme ihm zu. Alles verkehrte sich ihm in Schuld, was er so lange nur als unentrinnbares Verhängnis, als eine Laune der unbezwinglichen Natur angesehen... Er dachte: Wenn diese beiden Männer wüßten... dieser Bruder und Sohn, der von echtem Adelsstolz, wahrer Offiziersehre und tausend kleinlichen Eitelkeiten in einem heillosen Durcheinander ganz erfüllt ist... und dieser andre Mann, aus dem eine große, einfache, gütig-fröhliche Menschlichkeit spricht, er würde mich ja wohl erschlagen, wenn er wüßte — denn er liebt sie — und er zeigt es in wunderbarer Offenheit... und ich hatte nicht den Mut...

All diese Gedanken, die durch ihn hinzogen — wie man in einem Traum von Minuten durch eine ganze Reihe schrecklichster Erlebnisse fliegen kann — all diese Gedanken hatten nicht nur ein rasches Leben, sie hatten auch ein furchtbares... immer weiter gebar einer sich aus dem andern — sie kreisten im Hirn des Mannes...

Nun war schon die Furcht da, daß auch Hardy alles anders ansähe und alles anders fühle als damals, wo sie das himmlische Wort sprach: Ich verzeihe dir! Und wenn er sein halbes Leben darum hingeben sollte: er mußte sie noch einmal fragen und das Wort noch einmal hören!...

Und in verzehrender Qual war auch die Wißbegier da: liebt sie diesen Mann wieder? Hat sie mich überwunden? Wird sie ihn heiraten, um zu triumphieren? Oder um das Glück zu suchen? Er mußte sie danach

fragen — er mußte! Ihm war, als gäbe es zwischen zwei Menschen, die sich einmal lieb gehabt haben, dennoch unzerreißbare Fäden, unverlierbare Rechte.

Seine Stirn wurde feucht. Er hatte manchmal so viel Besinnung, daß die Furcht ihn überkam, hier an dieser Tafel eine klägliche Figur zu spielen. Und dann nahm er sich zusammen und sprach mit seiner Frau und sprach mit Hardy, irgendwelche flachen Worte ...

Hardy hatte ihre erste Erregung bezwungen. Sie saß hier in scheinbar ruhevoller Haltung; ohne stolze Gesten wie die Mutter, auch ohne erkünstelte Lebhaftigkeit — in einem einfachen Ernst des Wesens.

Als sie an seinem Arm zu Tisch gehen mußte, während an seinem andern Arm die rosig weiße, girrende Frau hing, da dachte Hardy kurz: wie oft mag das so sein im Leben ... zwei Menschen, die voreinander lieber bis ans Ende der Welt fliehen möchten, müssen hübsch zusammensitzen ... sich auf die Folter des Scheines spannen lassen ... man sieht es nicht, wie sie heimlich bluten ... weil sie lächeln und heucheln ... furchtbar, qualvoll ... sie dachte an die Mahnung der Mutter: Verschließe es in dich, so fest und tief, daß der Mann selbst sich kaum zu erinnern wagt. Sie war sich bewußt, vorhin nicht ganz beherrscht gewesen zu sein. Unter diesen Gedanken litt ihr Stolz. Und dieses Gefühl half ihr nun.

Und nun erst, da das Entsetzen über dies Wiedersehen verbrauste, da eine schmerzliche Stille über Hardy kam, nun erst sah sie ihn recht und die Frau....

Sie wußte nicht, was das war, was eigentlich Doralinens Wesen bestimmte ... sie sah weiche Bewegungen und sprechende, fast verschleierte Blicke, die die Blicke des Mannes einzufangen suchten — sie sah ein zärtliches Lächeln. Und das flimmernde Haar gehörte so sehr dazu — ebenso wie die köstlichen Farben. Durch die derben, großmaschigen Spitzen des weißen Kleides leuchtete ein weißer Hals — die runden Arme, vom Ellbogen ab nackend, hatten eine träge Art, sich zu heben ...

Eine ungeheure Abwehr gegen diese reizende junge Frau stieg in Hardy empor ... das wurde stärker ... immer stärker ... wurde gereizt durch jedes Lächeln, jeden Blick ... Und wuchs bis zum großen Zorngedanken: um dieser willen habe ich alles verlieren müssen ...

Sie begriff instinktiv: diese Frau war das völligste Gegenspiel ihrer eigenen Art ... Davor machte ihr Verstehen, ihr Verzeihen halt, bäumte sich dagegen auf, sank zurück, geriet in einen Abgrund, der von Unklarheit, von einem Tumult aller Gefühle erfüllt war ...

Um dieser willen ...

Und sie sah auch den Mann nun deutlicher, den sie liebte, dem sie seine ungeheure Tat verziehen hatte ...

Sie erkannte die scharfe Spannung in seinen Zügen, sah, wie sein männliches Gesicht verfärbt war, daß es einen elenden, gealterten Ausdruck zu haben schien. Sie sah, daß er litt. Und bemitleidete seine Leiden nicht ...

Plötzlich begriff sie es, daß sich in ihr irgendeine Empfindung richtend über ihn erhob. Sie erschrak davor. Sie dachte: ich habe ihm doch verziehen? Wie man sich selbst etwas fragt ... Sie klammerte sich daran, nein, das sollte, das durfte ihr nicht so jäh, so überraschend abhanden kommen ...

Das war doch nicht ein edles Gefühl gewesen, ins Gegenstandslose hinein ... eine weiche, schöne Empfindung zum Selbsttrost oder zum ... Selbstbetrug?

Nein, ich habe ihm verziehen, sprach sie fast befehlend in ihre gehetzten Gedanken hinein. Was wäre noch Verzeihung, wenn sie zerflattern könnte wie Nebel vor einem Windstoß? Was wäre sie, wenn sie nur liebevoll weinen könnte, in sicherer Ferne ... und sich in Zorn wandelte beim Anblick des Schuldigen ...? Nichts wäre sie als ein schönes, klangvolles, betrügerisches Wort ...

Frau von Arnberg erhob sich. Etwas zu früh, fand Dieter, denn man hatte, nach seiner Meinung,

ausnehmend gemütlich beisammen gesessen. Er mochte die Nottbecks wohl leiden, besonders die Frau, die ihren Mann so stramm und herzlich zugleich an der Strippe hatte. Er dachte: Wenn so 'n Mann sich solch Regiment gefallen läßt, hat er's auch nötig, regiert zu werden; das sind Ausgleiche. Er mochte auch Irma nicht ungern: mehr Verstand und Temperament als Herz, taxierte er, und viel weltliche Eitelkeiten. Aber weil sie Verstand hat, kommt sie mit den Eitelkeiten und mit sich noch nach und nach zurecht; solche Art Frauen werden durch ihre kleinen Kinder zu rechten Weibern erzogen. So hatte es ihm bei Tisch gut gefallen, um so mehr, als er bequem schräg hinüber zu Hardy sehen konnte und durchaus fand, daß sie zehntausendmal schöner aussähe als die pikante Weltdame Irma und dieses verliebte Schnurrkätzchen Doraline. Er hatte eine halbe Ahnung von seinem eigenen, etwas rustikalen Aussehen und Wesen, um so heißer bewunderte er Hardys Erscheinung und Haltung; das schien ihm auch „Ausgleich". Denn vornehmer und diskreter konnte keine Frau auftreten, dachte er.

Es zeigte sich, als man nun unter der alten Silberpappel hinter dem Hause Kaffee nahm, daß Frau Nottbeck ein kleines Schläfchen allen Spaziergängen und Stallbesichtigungen vorziehen würde. Und sie sagte es ihrem Mann auf den Kopf zu, daß er das gleiche Verlangen habe. Nichts war Frau von Arnberg willkommener. Ihr Körper, aufgerieben vom Leben voll Arbeit, war nicht so leistungsfähig wie ihr Geist. Die Haltung, die sie sich abgerungen, rächte sich, sie fühlte eine plötzliche Nervenabspannung über sich kommen und dankte Gott, daß sie sich auf eine kleine Stunde zurückziehen durfte.

Mit unaussprechlichem Behagen streckten sich Nottbecks auf die frischen, von lavendelduftiger, steifblanker Leinwand appetitlich glänzenden Betten hin, die Fräulein Krull vorbereitet hatte.

„Irma kommt da prachtvoll 'rein," sagte Frau Nottbeck, „wenn nun Arnberg die Schwester von Heinz Philipp heiratet, das macht es noch ansehnlicher..."

„Es kostet aber auch viel Geld," antwortete er, müde und etwas überfüllt von dem derben Essen.

„Pöh — Geld!" sprach sie. Und setzte nach einer Weile hinzu: „Irma ist klug. Und weil sie klug ist, sagt sie halt ‚stopp', sobald sie merkt, daß das zuviele Ausgeben ihr Erbteil schmälert. Die lernt schon rechnen. Nich von heut auf morgen — natürlich nich. Aber wenn sie auch erst mal 'n bißchen flott ins Zeug geht: wir können es ja gottlob mit ansehen."

Nun hörte sie, daß er in regelmäßigem Rhythmus kleine pustende Atemstöße gegen seine Lippen stieß.

Da kuschelte auch sie sich behaglich zurecht und sagte noch: „Mann, weck mich Punkt halb vier." Und obgleich er eigentlich schon schlief, gab sie sich doch mit völliger Sicherheit nun auch ihrem Schlummer hin, ganz gewiß, Punkt halb vier geweckt zu werden.

Draußen schlug Herr Dieter vor, daß man nun einen Rundgang durch Park und Wirtschaftshöfe machen wolle.

„Ach ja!" rief Doraline, denn sie verging vor Sehnsucht danach, mit ihrem Mann allein zu sein. In irgendeinem stillen Parkwinkel wollte sie ihn fragen, was diese sonderbar steife Begrüßung, dies halb feindliche, halb verlegene Wesen zwischen ihm und den Arnbergschen Damen denn zu bedeuten habe; ganz besonders aber wollte sie ihn endlich wieder einmal küssen.

Sie hatte sich aber verrechnet. Noch ehe sie sich an Borwins Arm hängen konnte, nahm Herr Dieter ohne weiteres den ihren. Er war sich als Hausherr bewußt, daß er sich auch einmal dieser jungen Frau recht widmen müsse, mit der er noch kein eingehendes Gespräch hatte führen können. Da nun Heinz Philipp seine Braut einhakte, so kam es von selbst, daß Hardy neben Borwin gehen mußte. Vor ihnen waren Dieter und Doraline, hinter ihnen das Brautpaar. Dies aber schlug den ersten Seitenweg ein, der sich fand, denn sie hatten sich auf das dringlichste unbelauscht auszusprechen über die Beobachtung bei Tisch und all die Luftschlösser, die sie flink zu bauen begonnen.

Obgleich Borwin kaum die flüsternden Stimmen und die leichten Schritte der beiden jungen Menschen hinter sich verspürte, merkte er es doch auf der Stelle, als sie aufgehört hatten, ihm und Hardy zu folgen.

Er ging langsamer, trachtete, daß Dieter und Doraline eine Wegesstrecke voran kämen.

Dieter sprach fröhlich und laut, und nun lachte er gerade hell hinaus über eine sehr drollig unverständliche Frage, die Doraline über Landwirtschaft getan.

„Gönnen Sie mir zwei Minuten,“ bat Borwin rasch und leise, „ich muß mit Ihnen sprechen ... einmal noch ...“

„Nein,“ sagte Hardy. „Nein ...“

„Einmal noch ...“ flüsterte er dringend.

„Nein.“

Vor ihnen Herr Dieter, mit der jungen Frau am Arm, schlug den breiten Heckenweg rechts ein, der zu den Ställen führte. Sie sahen sich um und riefen.

„Ja — ja!“ sagte Hardy.

Die geschorene Hainbuchenwand war wie eine Kulisse. Herr Dieter und Doraline verschwanden in ihr.

Hardy hob den Fuß eiliger — sie trachtete ihnen nach.

Da erfaßte Borwin ihre Hand.

„Ein Wort nur ...“

„Nein,“ sprach sie heiß und angstvoll. „Nein — keines mehr — nie ...“

Sie entriß ihm ihre Hand. Sie eilte weiter.

Aber weil es mit fluchtartigen Empfindungen war, daß sie eilends davonschritt, nahm sie den Weg geradeaus — immer geradeaus ... in jenem Gefühl, das Wände durchbrechen und Mauern zerteilen möchte, um der Gefahr zu entrinnen.

Sie sah nichts, wußte nichts als dies eine: nicht allein sein mit ihm — seine Stimme nicht hören ... nichts mehr wissen ... nicht von ihm — nicht von mir ...

Er blieb fast neben ihr.

„Hören Sie mich an, Hardy — ich bitte Sie ... ich habe begriffen: ich finde keine Ruhe mehr, wenn ich nicht ...“

„Nein," sagte sie.

Sie wußte nichts als „nein!" Tausendmal nein!

Zwischen den breiten, offenen Rasenflächen zog sich der Weg hin. Die über ihn so eilig schritten, konnten von überall her, aus den Fenstern des Hauses und von den verschiedensten Punkten des Parkes aus gesehen werden.

Aber hinter den von der Sonne beprallten und von drinnen verhangenen Fenstern in der weißen Mauer lauschte niemand.

Herr Dieter und Doraline indessen, diese beiden sahen die Eilenden wohl. Die junge Frau hatte sich vergebens nach ihrem Gatten umgesehen und war sofort, ihrer Art gemäß, von eifersüchtiger Unruhe erfaßt ... immer sollte er vor ihren Augen sein ...

Sie zwang Herrn Dieter, mit ihr umzukehren ...

Noch ruhte die Nachstimmung des Mittagsschweigens auf den grünen Flächen, und die Hitze zitterte in sichtbaren Wellen über den Gebüschen. Umflimmert von der starken Sonne standen die mächtigen Wipfel der alten Bäume, durch weißliche große Lichtflecke schienen sie seltsam entfärbt.

Immer geradeaus ging Hardys Weg. Aber nun schnitt er durch eine Tannengruppe, die halbwüchsig und feierlich grün ihre Armzweige auf das Gras niedersenkte. Und nun führte er durch ein kleines Rund, von waldartigem Dickicht umschrankt, wo eine alte Bank stand aus entschälten Ästen, knorrig zusammengefügt und vom steten Schatten grünlich dunkel.

Hardy sank dort nieder. Ihre zitternden Füße trugen sie nicht mehr.

„Wozu!" rief sie, „wozu?! Wir haben nichts mehr zusammen zu sprechen. Nein, nichts mehr."

Sie weinte auf. Sie legte ihre beiden gefalteten Hände fest gegen ihre Augen und biß sich auf die Lippen. Sie wollte sich ja fassen ...

„Hardy," sagte er, „was heute in mir vorgeht, kann ich nicht beschreiben. Es ist furchtbar. Alles Vergangene steht auf und sieht plötzlich ganz anders aus ... ganz anders! ..."

„Ja — ganz anders ...“ sprach sie ihm wie ein Echo nach.

„Ich finde keine Ruhe fortan — das fühle ich — außer wenn Sie es mir noch einmal sagen, daß Sie mir verziehen haben, daß es nicht nur eine Aufwallung war damals ... eine erste Großmut ...“

Ihre gefalteten Hände sanken langsam herab und ruhten in ihrem Schoß.

Sie sah ihn mit großen Augen an ... entsetzt fast, daß es schien, als habe er sie erraten ...

Sie wollte sagen: Ich weiß es nicht ... nein — ich weiß es nicht ...

Aber dies Nichtwissen betäubte sie geradezu — war ihr so rätselhaft — ließ sie verstummen.

Und indem er wartete auf dies ersehnte Wort, das ihm das Leben wieder ertragbar machen sollte, stieg eine unerhörte Erregung in ihm empor.

Seine Empfindungen wurden zum Verräter an seiner jungen Frau ...

Warum hatte er dieses liebe, tiefe, holde Geschöpf verlassen?

Warum die andre geheiratet, die ihn mit ihrer unersättlichen Liebe verfolgte, einen Sklaven aus ihm machte — so daß immer stärker, immer deutlicher Überdruß in ihm aufquoll ... Warum? Ja, warum? Und eine furchtbare, brutale Antwort blitzte auf, erhellend, vernichtend: weil sie nur durch Heirat zu haben war — weil seine Begierde nach ihrer von Sinnlichkeit durchglühten Jugend gestanden ...

Und wie er einst Hardy verlassen, so verließ nun Hardy sein Andenken und gab ihre Hand dem andern Mann.

Ihm war, als könne er das nicht ertragen ... ihn, Doralinens Mann, packte eine tolle Eifersucht ...

„Hardy,“ begann er außer sich, „sei doch barmherzig — sag doch ein Wort — ein kleines, gutes Wort — wenn du wüßtest ... wenn ich alles sagen dürfte ... ich bin nicht sehr glücklich geworden ... nein ... das nicht ...“

Sie sprang auf.

„Schweig!“ stammelte sie, „schweig!“

Nein, keine Geständnisse ... Nicht das eine furchtbare, daß alles vergebens gewesen sei, daß er ihr Herz zertreten hatte um einen Irrtum, sie hingeopfert um einen Rausch ...

„Schweig!" sagte sie noch einmal und wollte an ihm vorbei.

Da griff er nach ihrer Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. Sie wollte sie ihm entreißen ... er hielt sie fest ... er wußte gewiß nicht mehr, was er tat ... denn da sie sich, nach Freiheit ringend, ihm so heftig entziehen wollte, legte er den Arm um sie, zog sie an sich.

„Hardy, Hardy," murmelte er.

„Lassen Sie mich!" schrie sie auf.

Und dann, in furchtbarem Schrecke, stand sie wie versteinert.

„Ah," sagte Doraline, gesättigt, ganz gesättigt von dem Triumph, endlich zu wissen, „also die ist es gewesen, die ..."

Das war ihr erstes Gefühl. Diese eine fast aufjubelnde Befriedigung, nun die zu kennen, die Borwin um ihretwillen verlassen hatte.

So stand sie da in der Mündung des Weges — weiß im dunkelgrünen Rahmen, hochatmend, mit funkelnden Augen.

Hinter ihr der große Mann hatte einen heißen Kopf. Jäh war ihm alles Blut emporgestiegen.

Mit herrischen, zornigen Blicken sah er den andern Mann an.

„Sie werden mir Rechenschaft geben," sprach er.

Borwin war plötzlich ruhig, merkwürdig ruhig.

„Jede, die Sie wünschen," sagte er und sah Herrn Dieter furchtlos, reuelos in die Augen. So furchtlos, so ruhig wie einer, der nach unerträglicher Schwüle dem Gewitter entgegenatmet, obgleich es ihn erschlagen kann.

„Bilden Sie sich nicht ein, daß es Ihnen gelingt, mir meinen Mann wieder zu verführen," brachte Doraline nun keuchend hervor. Denn über den Wissenstriumph flammte jetzt in rasender Hitze ihre Eifersucht hin.

„Doraline!" rief ihr Mann entsetzt.

Das schlimme, das kleinliche Wort, kaum, daß es heraus war, ängstigte sie selbst.

Hardy hob das Haupt, sah umher — mißhandelt, verfolgt, hilfesuchend.

Da traf ihr weher Blick den des Mannes. Sie verstand nicht, was ihr daraus entgegenrief — Trost? Zorn?

Aber schon war er auch bei ihr.

Er nahm ihren Arm und legte ihn sehr fest in den seinen.

Es schien, als sähe er weder Borwin noch die junge Frau, sie waren nicht mehr für ihn da.

Sehr hoch aufgerichtet, voll drohenden Stolzes schritt er mit Hardy davon.

⊕ ⊕ ⊕

Er ritt durch die Nacht. Das war seine Art von Unverstand, sich auf Dauerritten durch große Gemütsbewegungen hindurch zu kämpfen. Nicht, daß er in tollem Galopp Pferde zu schanden ritt. Im Gegenteil, er schonte das Tier, machte einen Gefährten aus ihm, einen stummen und treuen Genossen. Er spürte wohltuend ein warmes, starkes Stück Leben und Natur, das in seine Herrenhand gegeben war, das ihm nur recht dienen konnte, wenn er es recht lenkte. Und das war ihm auf irgendeine ihm selbst nicht klare Art angenehm, erleichterte ihm seinen Seelenzustand.

Sechs Stunden lang ritt er durch die Nacht, von Münchow nach Arnberg. Wagen- und Eisenbahnfahrten konnte er heute nicht ertragen, das machte ihn so untätig. Er nahm des Inspektors Pferd. Und der Stichelrappe war ein großes, schweres Tier, es hätte als Modell für ein Schlachtroß dienen und einen eisengepanzerten Ritter tragen können. Mit dem hünenhaften Reiter zusammen wirkte es mächtig.

Der Mond schien. Noch ein bißchen abgeflachter als gestern war sein Rund, und sein dickes, kahlköpfiges Kladderadatschgesicht lachte kläglich, in einer etwas jämmerlichen Lustigkeit.

Er schien ganz unbeteiligt an all dem Nachtzauber,

den er bewirkte. Groß und breit schwamm er da oben im leuchtenden Schwarzblau des fast wolkenlosen Himmels. Und unten auf der Erde ging es gespenstisch und unsicher zu. Die Landstraße war ein weißer Silberstreif. Die Büsche des Knicks von glänzendem Metall. Über den Feldern stand ein schimmernder Nebel. Aber unter den Büschen hatte sich die vom Mondschein vertriebene Nacht verkrochen; von ihrem schwarzen Kleide schienen da und dort abgerissene Fetzen über den Weg geworfen zu sein — Schatten, bizarr verschoben die Wipfel einer aus dem Knick ragenden Eiche oder das Vieleck eines Bauernhauses an der Landstraße nachbildend.

Mehr als einmal ging der Ritt auch durch Wald. In unübersehbaren Scharen standen die mächtigen, mastgeraden Tannen, in der Tiefe sich zu einer Holzwand zusammenschließend. Oben in ihren Nadelgipfeln war ein emsiges Silbergeriesel. Bleiche Lichtflecke bemalten verstreut den von alten, braunen Nadeln glatten Waldboden. Oder ehrwürdige Urväterbuchen fingen mit ihren riesenhaften Astarmen die Strahlenbündel auf; das zähe, hochsommerblanke Laub gleißte, die hellen Stämme schimmerten.

Sehr kühl war die Nacht, von einem ungeheuren, klaren Schweigen erfüllt. Kein emsiges Getier huschte mehr, von den drängenden Wichtigkeiten seines Liebeslebens getrieben, durch Busch- und Staudenwerk. Die Natur hatte ihre Arbeit getan. Sie ruhte in Vollendung und wartete auf den Herbst.

Durch die herbe Frische ging der feuchte Atem des Taus. Und überstark, mit dem Geruch der Reife, duftete das Laub.

Es war Herrn Dieter, wenn er tief atmete, als fülle sich ihm der ganze Mund mit dem Geschmack dieses kräuterigen Eichenlaubgeruches.

Wie das guttat, so die kühle, wohlriechende Nacht förmlich in sich hinein zu schlucken. ...

Er klopfte dem Rappen lobend und ermunternd den Hals, und das Pferd wieherte zur Antwort hell auf.

Mit so viel Gedanken und Entdeckungen wird man

nicht flink fertig, hatte Herr Dieter gedacht, als er bald nach elf Uhr fortgeritten war.

Die Stunden liefen förmlich an ihm vorbei. Er merkte gar nicht, wie viele es ihrer waren.

Durch schlafende Dörfer kam er. Da war eine schwere, tiefe Ruhe. So deutlich, als könne man sie mit den Händen fassen. Und ein uralter Kirchturm aus Granitfindlingen, mit einem Glockenfensterchen hoch oben unterm ziegelroten Satteldach, der war ganz vom Silberglanz wie übergossen.

Endlich war es, als ritte er dem Monde davon. Der glitt seinen Weg weiter um die Erde und hatte es eilig, zum Horizont zu sinken.

Als ein ganz leiser grauer Perlschimmer durch das Himmelsgewölke ging, kam dem Reiter eine gute und kraftvolle Empfindung. Da hatte einem die Welt ganz allein gehört, und man hatte über sie und all die krausen Dinge darin gründlich nachdenken können.

Herr Dieter war kein Grübler. Bei der Arbeit, im Verkehr mit seinen Leuten, beim Anhören all der Klagen und Fragen, mit denen man zu ihm kam, warf das praktische Leben ihm allerlei Gedanken ab. Nach Erkenntnissen suchen, an ihnen herumdeuten, sie in weise anzuhörende Sätze zu bringen — das war nicht seine Art.

Aber in dieser Nacht und nach dem, was er erfahren hatte, kreiste in seinem Kopf zu viel — da wollte Licht und Ordnung hineingebracht werden.

Eins tat ihm sehr leid, und er fürchtete, es würde ihm Zeit seines Lebens leid tun. Nämlich, daß er nicht das Recht gehabt hatte, und daß Ritterlichkeit und Erziehung ihm verboten, Doraline einfach eins an die Ohren zu geben ... Aber — Gott nein — es genierte ihn vor sich selbst, daß er so etwas Elementares denken konnte. Man schlägt keine Weiber. Nicht mal in Gedanken und Wunsch. Tut man nicht. Nein! Aber war sie denn Weib in jenem Augenblick? War sie nicht bloß ein Dirnchen? Hatte sie nicht überhaupt was davon?

Er, Dieter, er hätte wohl wissen mögen, wie das

gekommen wäre, wenn Doraline, wie Hardy arm, dem Kampf ums Dasein sich hätte entgegenstemmen sollen! Er mochte es sich nicht einmal deutlich denken, auf was für Wege diese Doraline von ihrem Naturell getrieben worden wäre! Und Hardy!

Still und gefaßt, ohne Wesen davon zu machen, ehrbar und tapfer arbeitete sie, Schulter an Schulter mit andern Tapfern.

Herrn Dieter wurden die Augen blank. Sein weiches Herz war voll von Ehrfurcht, nicht bloß vor Hardy — voll von einer ganz allgemeinen Ehrfurcht vor all den armen Frauen, die kämpfen ...

Er, der Mann, dieser Vorwin, er mußte natürlich für die ungeheuerliche Roheit, die seine junge Frau begangen, mit einstehen. Und einstehen mußte er dafür, daß er sich hatte hinreißen lassen, sich zu erinnern ...

Also darum — darum — darum sagte Hardy „nein“.

Sie liebte also einen andern!

Herr Dieter dachte an seine eigene Geschichte. Diese einstige Dame seines Herzens fiel ihm wieder lebhaft ein und wie die offen gesagt „hätt' ich das gewußt!“ „Hätt' ich gewußt, daß er so viel Geld und Gut bekommt, würd' ich ihn genommen haben.“

Und all dies Hab und Gut hatte ihm bei Hardy nicht geholfen. Sie sagte doch nein.

Weil sie ihm nichts vorlügen wollte!

Das fühlte er ganz klar. Hätte sie diesen andern nicht lieb, würde sie aus herzlicher Verehrung, aus innigster Sympathie, aus allerlei freundlichen Gründen doch ja gesagt haben, vielleicht sogar in dem Wahn, daß ihre herzlichen Gefühle Liebe seien.

Aber sie wußte, was Liebe sei, und ein andrer hatte es sie gelehrt — sie konnte unterscheiden — sie unterschied zwischen ihrer Schwesterlichkeit für ihn selbst und der Liebe für den andern. Und sagte „nein“.

Reinlich und anständig, bis in ihr tiefstes Herz hinein ...

Der andre hatte sie verlassen, war ihr verloren ... hier winkte ihr glänzende Versorgung neben einem

Mann, dem sie in unbegrenzter Dankbarkeit ergeben war — das hatte sie selbst gesagt — und sie sprach doch „nein!“

Noch niemals in seinem ganzen Leben hatte Herrn Dieter etwas so imponiert wie dies Nein.

Dies und nicht alle andern Geschichten, die sich begeben hatten und noch begeben mußten, dies beschäftigte ihn die ganze Nacht. Um mit diesem Nein, das er jetzt anders ansehen mußte als gestern abend, fertig zu werden, dazu seine Stellung zu nehmen, war er hineingeritten in den Mondenscheinglast und den Tauatem der silbernen Nacht.

Sonst? Gott, das war ja, trotzdem es verwickelt aussah, alles klar ... Er mußte sich mit dem Mann schießen, den barbarischen Wunsch, ihn niederzuschießen, mannhaft bezwingen und ihm mit einem gehörigen Denkzettel sagen: man wagt es nicht, eine Hardy mit Erklärungen und Küssen zu überfallen, und läßt sie nicht durch seine Frau anpöbeln.

Es waren ja nur Handküsse gewesen. Herr Dieter hatte es selbst gesehen. Aber so flehend zärtlich, so reuevoll leidenschaftlich ... Ganz kalte spitze Küsse kann man auf den Mund geben, und sie sind nichts. Und ein Blick und ein Handkuß können heiße Hingabe zuschwören ... Von solcher brennenden Art waren die Handküsse gewesen, und Hardy hatte sich gegen sie gesträubt wie gegen eine verbrecherische Tat ... Auch das hatte Herr Dieter gesehen. Und mit ihm die Frau, die sich trotzdem zu solcher Selbstvergessenheit hinreißen ließ — zum giftig keifenden Marktweib wurde. Ihren Mann hatte es empört, das merkte man wohl aus seinem entsetzten Ausruf.

Aber das half ihm nichts. Das kam doch mit auf sein Konto, und das würde und mußte er ja wohl auch fühlen.

Alles kam nur auf die Form an. Und darauf, daß all die Frauen nichts von dem merkten, was doch nun einmal sein mußte. Auch Heinz Philipp durfte nichts erfahren. Ganz unmöglich konnte er, ein paar Tage vor seiner Hochzeit, irgendwie und auf irgendeiner

Seite an einem Duell zwischen seinem Schwager Borwin Eggsdorf und Dieter von Arnberg, seinem Familienchef, beteiligt sein.

Ich habe Prüttwitz, dachte Dieter, und ich glaube, unser alter Rittmeister Großberg ist gerade bei ihm — die beiden zitiere ich mir sofort nach Arnberg.

Er dachte auch an seinen Ehrenrat, an diesen oder jenen Kameraden aus seiner Zeit bei den Bismarckkürassieren ... Nun, das mußte sich ja alles ordnungsgemäß abwickeln. Auch Borwin Eggsdorf, der Oberleutnant der Reserve in jenem Infanterieregiment war, das in der Stadt garnisonierte, konnte sich ja auf das bequemste zu allen notwendigen Schritten die richtigen Auskünfte holen. In solchen Sachen hatte man sich eben an die Vorschriften zu halten ... So ganz einfach und primitiv konnte man leider nicht losschlagen.

Das alles tat er schnell ab.

Aber das „Nein!"

An das gingen seine Gedanken von allen Seiten heran, und er würde sein halbes Leben darum geben, wenn er in Hardys Seele hineingucken könnte ... Das fühlte er. Er versuchte sich sogar in allerlei Berechnungen ...

Und zwischendurch empörte er sich immer wieder vor Mitleid und Zorn.

Wie das liebe Ding an seinem Arme gezittert hatte. Und sich doch mühte, stolz aufrecht zu schreiten ...

Als man ein Dutzend Schritte fern war vom Schauplatz, hatte sie etwas sagen wollen.

Er verbot ihr einfach den Mund. Das war am vernünftigsten.

„Jetzt kein Wort!" hatte er gesagt und dann nur noch hinzugefügt: „Ich glaube an Sie, Hardy! Aber das brauch' ich ja wohl nicht erst zu sagen."

Und dabei hatte er ihren Arm ganz fest an sich gedrückt.

So schritten sie zusammen dahin, den Weg zurück, den freien Weg, der zwischen den flachen, offenen Rasenbreiten, sie zerschneidend, entlang führte. Diesen Weg, den man von vielen Stellen des Parks und vom Haus aus übersah. Und dort, hinterm Hause,

fanden unter der Silberpappel sich auch gerade, etwas verschlafen und noch von dem Gefühl benommen, zu viel gegessen zu haben, Nottbecks mit dem sehr heiter gestimmten Brautpaar zusammen. Und die dachten vielleicht, daß da ein weiteres neues Brautpaar ankäme.

Aber als Herr Dieter mit Hardy herankam, rief Irma gleich: „Was fehlt Hardy?“

„Hat Kopfweh!“ sprach er da, „will sich sofort zurückziehen und bittet um Entschuldigung.“

Hardy hatte wahrhaftig ein bläßliches Lächeln herausgebracht und war davongeschlichen.

Lautes und ausführliches Bedauern und ein langes Kopfwehgespräch füllte die nächsten Minuten nach Hardys Weggang aus. Frau von Arnberg kam, Unruhe im Blick, Beherrschtheit in der Haltung. Hardys „Kopfweh“ sagte ihr gewiß: Mein Kind leidet, weil sie mit dem Mann zusammensein muß — nun kann sie es nicht mehr ertragen.

Und dann sah man auch Borwin und Doraline zusammen ankommen. Sie hing an seinem Arm und schien geweint zu haben. Das sah Frau Nottbeck schon von weitem und sprach flüsternd: „Da hat es schon wieder eine Szene gegeben. Diese Ehe fängt an, mir Sorgen zu machen. Verliebtheiten, daß es einem schon manchmal zu doll wird. Und dann Zank und Ärger. Wenn sie sich nicht vertragen können, sollen sie lieber auseinander gehen. Ich will meine Gemütlichkeit in der Familie haben.“

„Mama!“ rief Irma, der es fatal schien, daß ihre Mutter so offen war.

„Nu — deine liebe Schwiegermama und Herr von Arnberg gehören doch zur Familie — warum nicht ehrlich sein ...“ Und dann sprach sie laut dem jungen Ehepaar entgegen: „Kinder, wo bleibt ihr — wir sollen vespern! Aber dies ist ja rein unmöglich! So viel sollen wir schon wieder essen?“

Gerade kam nämlich Fräulein Krull, vor ihrem grau- und weißgestreiften, knatternden Kattunkleide das große Teebrett hertragend, auf dem der Teetopf, zwei Teller mit Kuchen und eine Kristallschale standen,

darin halbe Pfirsiche sich im Schnee der vanilleduftenden Schlagsahne drängten. Ein Mädchen mit einem Brett voll Tassen und Glastellern folgte ihr.

„Fräulein Krull," hatte Frau Nottbeck gesagt, „Sie sind eine unwiderstehliche Künstlerin ... also auf Ihre Verantwortung!"

Unter dem befriedigten Zuschauerlächeln von Fräulein Krull hatten dann Nottbecks, diesmal auch Irma und Heinz Philipp, fröhlich zugelangt. Auch Doraline ließ sich erst nötigen und schien dann in Geschmack zu kommen, wenngleich sie still blieb.

Er, Dieter, und Borwin Eggsdorf hatten aneinander vorbeigesehen. Frau von Arnberg spürte es, mit wachsender Angst, wie sie nachher sagte. Die übrigen merkten nichts.

Das war eine Erleichterung, als die Gäste abfuhren!

Noch stand Dieter mit Frau von Arnberg winkend im geöffneten Gittertor, zwischen seinen weißen Pfosten und den beiden hohen, schmalen Pappeln, durch deren unaufhörliches leises Blätterleben ein stetes Lichtgeriesel zu zittern schien, da sprach schon die nach langgebändigter Erregung nun unbeherrschte Frau: „Was geht vor?"

„Nur ruhig!" sagte er. „Fragen Sie Hardy."

Er dachte da ja noch: was weiß die Mutter? Was ist das überhaupt für eine Vorgeschichte, die diese heißen Handküsse und Hardys Widerstreben haben?

Sie gingen zusammen auf das Haus zu. Und da kam ihnen auch schon, als habe sie bänglich das Fortfahren der Gäste von ihrem Mansardenzimmer aus belauscht, da kam ihnen schon Hardy entgegen. Mit einem kümmerlichen, zerstörten Gesicht — ordentlich klein war es.

„Mutter," sagte sie, „er hat sich hinreißen lassen — wollte zu mir sprechen — rührte an der Vergangenheit. — Nun möchte ich Herrn Dieter alles sagen, wie es kam und endete."

Die Mutter trachtete, eine ruhevolle Überlegenheit zu zeigen, während ihr die Bitterkeit die Mundwinkel herabzog.

Nun ja, dachte Dieter, wie kann denn auch eine Mutter milde sein, wenn sie an einen denkt, der ihr Kind mißhandelte.

Er war dann mit Hardy in den Park gegangen. Sie hatten wieder zusammen auf der gleichen Bank gesessen, wo er sie abends zuvor gefragt ... Und da erzählte Hardy ihm alles. Das Gespräch würde er sein Leben lang nicht vergessen. Denn es wurde aus einer Beichte ja bald ein Gespräch, weil er nun seine eigene kleine Geschichte erzählte.

Er spürte heraus: sie schien doch den Mann in Schutz zu nehmen. Sie sagte auch: sie habe ihm verziehen gehabt.

Da antwortete er: „Das ist so ein schönes Wort. Das klingt großartig. Aber es klingt bloß. Man kann nicht verzeihen, das ist übermenschlich. Irgend was bleibt von solchen Sachen, was doch unverzeihbar ist. Sehen Sie mal, liebe Hardy, ich hab's der einstigen Dame meines Herzens bald verziehen, daß sie mir einen Korb gab. Aber daß ich sie überhaupt mal geliebt habe, das kann ich ihr nicht verzeihen. Vielleicht schämt man sich, daß man sich täuschte. Genug, irgendein Bodensatz, so oder so, bleibt. Und wenn's nur die Kritik ist an der Handlung des andern. Nur eine Frage, ob das nicht alles hätte anders kommen können. Verzeihung — o Gott — das ist solch Segenswort. Zu groß für uns. In all den banalen kleinen Erziehungsgeschichten finde ich es natürlich zu groß. Wenn ein Junge mal lügt oder nascht — gut, Strafe und dann drüber weg. Also da ist das Wort ‚Verzeihung' zu groß für den landläufigen Anlaß. In ernsten, echten Liebessachen, so vom Menschen zum Menschen, da ist es vielleicht erst recht zu groß. Wie kann ich denn das verzeihen, wenn ich mein ganzes Herz hingab und der andre wirft es fort? Bin ich denn so wenig? Ist das denn eine so geringe Gabe gewesen? Achte und schätze ich mich selber denn so klein ein, daß ich es verstehen könnte, daß der andre so schlecht mit meinem Herzen umgeht? Wenn uns der Schmerz windelweich macht und wir dazu von Natur zu großmütig und

stolz sind zur Rachsucht, sagen wir ‚ich verzeihe‘. Es ist aber bloß die weinende Noblesse. Die will ich nicht gering einschätzen. Gott bewahre. Ich bewundere sie, wo ich sie sehe. Aber wir wollen ihr kein falsches Wort geben. Ich denk mir auch immer so: in dem Wort ‚Verzeihung‘ steckt, wenn man es einem sagt, der eine Sünde gegen Liebe und Treue beging, doch immer noch so 'n bißchen geheime Hoffnung. Wie bei Erziehern: ich verzeih dir, mein Kind — aber bessere dich! Ich habe immer gedacht: Verzeihung ist ein Wort, das man ganz glaubhaft, ganz unumstößlich nur an einem Grab aussprechen könnte. Für uns Lebende untereinander bleibt immer ein Rest von Selbsttäuschung und Erschütterlichkeit darin.“

Und nach einer Pause voll schweren Besinnens hatte er noch dazugefügt: „Außerdem ist es auch etwas anmaßlich, wenn wir sagen: ich verzeihe. Als hätten wir dem Schicksal was zu befehlen, das oft genug die Strafen austeilt, zu denen wir nicht die Macht, den Mut oder den Haß haben.“

Wie diese seine Reden auf Hardy wirkten, hatte er nicht recht erkennen können. Sie schwieg dazu. Betroffen? Als hätte er ihr allerlei aus ihrem eigenen Empfinden heraus gesagt? Und ihr zu Erkenntnissen verholfen? Er wußte es nicht.

Nur das spürte er deutlich: ihr ganzes Gemüt war noch in Bewegung durch den Mann — vielleicht auch für den Mann ...

Er wollte nicht kleinlich sein. Sonst hätte er ihr noch vielerlei vorrechnen können, etwa: wenn Borwin gleich jedem Zusammensein mit Doraline ausgewichen wäre, sobald er merkte, daß sie ihm gefährlich wurde, hätte er anständig, männlich, treu gehandelt. Wer kann für Anfechtung? Aber ihr davonlaufen! Da liegt's. Na, und das hat er nicht getan. So kam er in den Zwiespalt, entschied sich für Doraline und verdorrt nun in den allzubeständig und hochbrennenden Flammen ihrer Verliebtheit. Kann ihn deine Verzeihung daraus erretten oder ihm nur im mindesten helfen? Ihm seinen Seelenzustand — der verzwickt

genug sein muß — erleichtern? Nichts kann deine Verzeihung. —

Aber natürlich, solange eine Frau weint, kann man nicht mit ihr sprechen.

Die Frage war: Wie lange würde Hardy noch um den Verlorenen weinen? Würde sie je aufhören, es zu tun? Blieb er ihr in Wahrheit immer verloren? Was Frau Nottbeck da so flink und energisch gesagt: „Wenn sie sich nicht vertragen können, sollen sie auseinandergehen," das war natürlich nur ein auch nicht entfernt ernstgemeinter Schnack.

Aber Dieter dachte: ich, ich könnte nicht mehr gut mit einer Frau zusammen hausen, die roh hat sein können! Er sah nicht, wie eine Ehe dauern sollte, wo der Mann mit besinnungsloser Leidenschaft einer schönen Erinnerung zurückverfiel, sowie er die einst Geliebte wiedersah, und wo die Frau sich jeder Beherrschung und Vornehmheit bar gezeigt.

Von all diesen seinen Gedanken verriet er nichts. Lange hatte er mit Hardy auf der Bank gesessen. Solch ein Stoff wie der, den sie zusammen verhandelten, der spricht sich nie aus.

Aber dann hatte Hardy sich voll Schreck besonnen: sie mußte fort; sie wollte allein fahren, sie durfte den Zug nicht verpassen; es war der letzte, und ihr Dienst begann am andern Morgen schon um sieben Uhr.

„Es ist unmöglich. Sie melden sich krank. Da werden ja noch Reservekräfte sein. An dem Ausbleiben einer Telephonistin kann der Verkehr nicht hängen."

„Wenn außer mir nun zufällig noch drei, vier andre sich durch persönliche Erlebnisse zu erregt und erschöpft fühlten, den Dienst zu tun? Könnte das nicht sein? Wenn jede sich verführen lassen wollte, einer körperlichen Schwäche, einem seelischen Leid mehr zu gehorchen als der übernommenen Pflicht? Das ungeheure Räderwerk, in dem ich nur ein winziges Schräubchen oder Zähnchen bin, kann dennoch stocken, wenn nicht jede, auch die bescheidenste Kraft, mehr an das Räderwerk als an sich denkt. Ich bin nichts. Ich habe nichts. Aber ich kann eine nützliche Arbeit

leisten. Durch sie habe ich teil am Leben, unabhängig von meinem Glück oder Unglück als Weib. Ist das nicht etwas Starkes?"

„Ja!" hatte er nur ganz einfach und kurz gesagt.

Auch ließ er sie allein zur Bahn fahren. Ohne weitere Reden und Anerbietungen. Einsamkeit muß man dem Menschen gönnen, der sie braucht, dachte er. Einsamkeit ist oft das Beste, was man haben kann. Die hilft einem kolossal.

Und nun ritt er hier in der Nacht und überdachte und durchlebte alles noch einmal. Auch die Stunden, die er dann noch, nach Hardys Abfahrt, tröstend und selbst noch voll Begier, immerfort von der Geschichte zu hören, bei der Mutter verbracht. Da erst, aus dem leidenschaftlichen Vortrage dieser kraftvollen Frau, da erst begriff er ganz, wie Borwin geliebt worden war, wie furchtbar seine Untreue die Jugend Hardys, alle ihre und der Mutter Hoffnungen zerbrochen hatte.

Immerfort suchte er, wie er seine eigenen Hoffnungen, die ja zunächst eingestürzt, ein schlimm aussehender Trümmerhaufen, am Boden lagen, immerfort suchte er, wie er sie etwas wieder aufrichten könne.

Er liebte Hardy heute noch mehr als gestern — er kannte sie noch besser, kannte sie nun ganz und gar.

Diese zur Frau oder gar keine! dachte er.

Aber was gewinne ich, wenn ich ihn über den Haufen schieße? rechnete er sich aus. Nichts, gar nichts; alles verlier' ich. Und an seinem Grabe wird sie die Verzeihung wirklich für ihn haben, die sie sich bisher vorgetäuscht hat.

Nein, so ein Toter als Rivale, das wär' mir zu unbesiegbar. Gegen so einen kommt man nicht an. Das ist ganz was Wunderliches und Feines, daß Tote einen Heiligenschein haben — das heißt, wenn Glaube oder Liebe sie heilig sprechen. — Liebe spricht Tote immer heilig ...

Sie war empört gewesen, in ihrer weiblichen Würde tief verletzt, weil Borwin sich hatte hinreißen lassen, an der Vergangenheit zu rühren, so heiß, so erregt zu werden.

Ihre Empörung war natürlich echt. Hardy war nicht der Mensch, sich und andern was vorzumimen — oh, nicht von fern.

Aber Weib bleibt Weib! Wenn sie nun anfing, darüber nachzudenken, wenn die Empörung abflutete und der Schmerz wieder zu Wort kam, konnte ihr's dann nicht doch vielleicht wohltun, daß er sich nicht beherrschte? Ward das nicht zum Beweis, daß seine Liebe zu ihr wieder auferstanden sei?

Wahrscheinlich wußte Hardy ja auch schon, daß Borwin mit seiner Frau nicht im Gleichmaß einer verständigen, Dauer verheißenden Ehe lebte. Eine Ehescheidung war heutzutage nicht mehr etwas so Außerordentliches.

Und so eine reuevolle Rückkehr muß für eine Frauenseele etwas Bezwingendes sein, stellte Dieter sich vor.

Dann grübelte er wieder über Borwins Betragen nach. Hätte der sich würdig gehalten und beherrscht, mit keinem Zucken seines Augenlides an einst erinnert, so hätte er ihr imponiert. Und viel gewonnen....

Nun hielt er sich nicht würdig und blieb nicht beherrscht und imponierte ihr nicht. Aber vielleicht verführte er ihr Herz, und sie wird das erst nach und nach erkennen. Und er gewinnt noch mehr...

Ich werde ihn nun kennen lernen, dachte er weiter, so nah werd' ich ihn sehen und erraten und taxieren, wie nur Männer einander durchschauen können, die sich in der Art gegenüberzustehen haben, wie wir es werden... Hm — vielleicht versteh' ich dann ihre Liebe...

Unsinn, stellte er gleich fest, völlig Unsinn. Man versteht nie, daß eine Frau, die man selbst möchte, einen andern liebt. Ich muß mich hüten, ihn überhaupt nur beurteilen zu wollen. Was ich von ihm nun sehe, sieht nicht gut aus. Aber wer will da den unfehlbaren Richter spielen? Es gibt ja sehr redliche und männliche Männer, die, ohne Don Juan-Anlagen, doch auf dem Gebiete merkwürdig wandelbar sind...

So tief verlor Herr Dieter sich in all seine tausend Gedanken, die wie Kettenglieder sich immer einer in den andern hingen. Er merkte gar nicht, daß sein

Rappe nur noch im gemächlichen Schritt einherging, selbst einem gedankenvollen Wanderer mit gesenktem Haupt nicht unähnlich.

Bis das Pferd mit hellem Wiehern die leise Verfärbung des Himmels begrüßte ...

Da atmete Herr Dieter tief auf. All die Grübeleien, seinem eigentlichsten Wesen nur was Hereingeholtes, warf er über Bord. Ganz jäh. Wie er als Junge mit seinen schrecklichen arithmetischen Aufgaben getan, wenn er Stunden um Stunden daran gebüffelt hatte.

Ohne Ursache wurde ihm ganz mannhaft und frisch zumute. Als sei er ein großes Stück mühsamen Lebensweg vorangekommen und habe die Hauptbeschwerden hinter sich.

Im Grunde genommen sah er, nach diesem stundenlangen Nachdenken, nicht ein bißchen klarer; weder in die Zukunft — noch in Hardys Herz oder in jenes Mannes Träume.

Aber in sich selbst sah er klarer hinein. Und das war die Hauptsache.

Wenn man selber weiß, was man muß und will! dachte er. Aber freilich, der Wille muß von jener Sorte sein, die nichts, gar nichts ändert und umwirft. So ein Wille von Eisen muß es sein.

Dann hat er Trostkraft in sich.

Und sein Wille war: um Hardy weiter zu werben. Still und zäh. Obzwar das Stille nicht seine Art war. Aber die Sachlage forderte es so. Und warum soll ein Mann seine Waffen der Gelegenheit nicht anpassen.

Also: er oder ich! dachte er mit Entschlossenheit.

Und das war wie ein Punkt — mit dem schloß er die Nacht ab.

Und sah nun wieder hell hinein in den werdenden Tag.

Die dämmernde Belichtung des Himmels ward stärker.

Und Roß und Reiter, im Morgengrau fast überlebensgroß anzusehen, schienen lebendiger zu werden.

Im flotten Trab, emsig, gleichmäßig vorwärtsstrebend, ging der Rappe.

Der Frühwind spielte ein wenig mit dem Barte des Mannes.

Ein Hauch, fast voll Kälte, strich über das Gelände, auf dem jeder Halm und jedes Blatt von schwerem Tau wie verglast war.

Herr Dieter sah nach der Uhr. Vor ihm, auf der höchsten Welle des bald sanft schwellenden und bald sich vertiefenden Landstrichs, erhob sich Arnberg. Schon von weitem und selbst im matten Dämmer des beginnenden Tages als ein Herrensitz voll Wucht erkennbar.

Hohe Dächer von Sattelform, graue Treppengiebel, Türme mit gezahntem Mauerrande, breite Fronten mit langen Fensterreihen, Erker, die an scharfen Ecken wie angeheftet erschienen — das alles schob sich zu einem von fern unübersichtlichen mächtigen Bau zusammen, an dem verschiedene Jahrhunderte ergänzt und geändert haben mußten.

Beinahe blauschwarz, und von der Massigkeit eines Waldes schien der breite Park, der hinter dem Schloß und zu beiden Seiten sich dehnte.

Aus der Mulde vor dem Herrensitze ragten ein paar Wipfel und Dächer. Da lag das Dorf eingebettet, es zog sich aber am Hange empor, und zwar in einer nach rechts gehenden Linie. Und dort standen, auch über das Dorf erhöht, schräg dem Herrensitze gegenüber, Kirche und Pfarrhaus.

Das stille Flüßchen, das mitten durchs Dorf seinen gelassenen Weg nahm, sah man beim Heranreiten nicht. Ganz links war es erst sichtbar, wo es als silbernes Band zwischen flachen, grünen Wiesen lag, wenn die Sonne schien. Jetzt zeigte ein weißer, aufkräuselnder Nebeldampf den schmalen Wasserlauf an.

Nochmals sah Herr Dieter nach der Uhr. Und sein Blick beforschte streng erstaunt den Weg voraus.

Aber da hörte er auch schon die Laute, auf die sein Ohr ungeduldig gewartet hatte. Und in der Kurve, die der Landweg hier zwischen den Knicken beschrieb, ward nun das erste Pflügergespann sichtbar. Im blauleinenen Kittel der Arnberger Wirtschaftskutscher schritt

schwer und breitbeinig ein Mann nebenher. Als er den mächtigen Reiter sah, knallte er mit der Peitsche. Es war wie ein Morgengruß der Arbeit. Rund, beinahe gluckſend, klatschte der Ton in die Luft hinein. Hart hinter dem Schareisen des ersten Pfluges folgte das Gespann des zweiten. Mit seinen Hufen fast das Holzwerk des zweiten berührend, zog das dritte einher. Und so im Zuge ihrer zwölf.

Herr Dieter hatte quer am Wege Aufstellung genommen, die Büsche des Knicks streiften über die Hinterschenkel seines Pferdes. Ja, bis auf die Kruppe legte sich ein Haselzweig und stieß Herrn Dieter selbst leise an den Rücken.

So nahm er den gelassen vorbeikommenden Zug ab. Hochaufgerichtet saß er im Sattel, die Linke in die Seite gestemmt, auch ein Feldherr . . .

„Guten Morgen, Leute!“ rief er laut hinaus. Und viele Stimmen nacheinander antworteten: „Goden Dag ok, Herr.“

Er wußte, sie zogen hinaus, um die hundertundfünfundzwanzig Morgen große Weizenkoppel umzupflügen, auf deren Stoppeln noch bis gestern die Arnberger Kühe geweidet.

Dieser Zug, im Morgengrauen, dünkte ihn etwas Schönes. Es war etwas darin, was ihn erhob und erfreute.

Zwölf Pfluggespanne . . . Und er sah sie im Geiste über die sich leise senkende, mächtig breite Koppel ruhevoll hin und wieder ziehen, während die Sonne bald da, bald dort in den Schareisen einen grellen Lichtpunkt hintupfte und die braunen Schollen sich umwälzten.

„Ich komme nachher mal vorbei,“ rief er dem Vorarbeiter zu.

Viele der Leute sahen hell zu ihm auf. Alle mit Respekt. Die einen oder andern mochten denken: wo kümmt he denn nu all her? Und wen sein Stichelrappen rid he denn?

Als die letzte Pflugschar, etwas klappernd und hopsend dem Gespann folgend, seinen Blicken ent-

schwand, ritt er nun in schlankem Trab auf Arnberg zu.

Dumpf klangen die Hufschläge aus dem Boden zurück. Als es über die kurze breite Brücke ging, da klappten eine Handvoll Tritte hart und hölzern auf. Und dann, in der rasch schwellenden Helle, dem Tag entgegen, wie ein Sieger...

So kam er an.

Noch lag der gewaltige Bau in Schweigen, und alle Fenster waren verhängt. Während Herr Dieter am Stall anritt, stürzte aber schon ein Pferdejunge hinüber und klopfte an die Fenster der Dienerstube und trommelte Alarm an den Scheiben, dahinter in ihrem großen, behaglichen Zimmer die Herrschaftsköchin ihren tiefen, träumereichen Schlaf schlief, aus dem man sie zu ungewohnter Stunde nur reißen durfte, wenn Naturkatastrophen zu erwarten waren, oder es die Bedienung des Herrn galt. Das wurde nun ein Tag! Wurden Tage!

Alle gewohnten Pflichten, alle herkömmliche Arbeit mußte getan werden, und mit voller Sammlung besprach und durchdachte Herr Dieter, was der Herbst für die Feldwirtschaft forderte. Und hatte geschäftliche Verhandlungen mit Getreidehändlern und dem Aufkäufer der Zuckerfabrik, die ihm seine Rüben abnahm. Gerade waren auch Besprechungen im Gange, daß die Arnberger und Probsthagener Meiereien sich einer Genossenschaft anschließen sollten. Ja, das ging alles seinen Gang, und niemand hätte sagen können: der Herr ist zerstreut — was mag der Herr haben? Er war wie immer: freundlich, fest, überlegen, genau.

Aber in der Tiefe seines Gemütes ging es nicht so klar zu.

Wie merkwürdig war das, sich mit all diesen gewissen Fragen zu beschäftigen, die einem sozusagen unter den Händen aus äußerlichen Form- und Ehrensachen zu einem so dräuenden Ernst emporwuchsen...

Auf sein Telegramm hin kam noch am selben Tage sein Freund, der Baron Prüttwitz von Wieschenburg. Und er brachte richtig ihren alten Rittmeister, Herrn

von Grohberg mit, der sich auf Wieschenburg für eine Weile „vor Anker“ gelegt hatte, weil er, der auch schon seit einigen Jahren unter die Agrarier gegangen war, seine Klitsche verkauft hatte und in der Gegend, unter Prüttwitz' beratendem Beistande, nun was Neues suchte.

Die ganze Geschichte war ja besonders fatal im Hinblick auf Heinz Philipps bevorstehende Hochzeit. Aber sie konnte dann ausgetragen und ausgelöscht sein! Das mußte man hoffen. Prüttwitz und Grohberg hatten sogar uneingestanden das Gefühl, daß es sich hier einfach um eine Ehrensache und nicht um leidenschaftliche Erbitterung handelte. Dieter Arnberg schien so ruhevoll wie immer ... Freilich, der Zufall kann so seine Launen haben ... Aber wenn Gefahr war, bestand sie für den andern Teil. Dieter, als ein erfahrener Jäger und Schütze von Ruf ... Während sein Gegner sich wohl nur in seinen militärischen Dienstzeiten mit Schußwaffen beschäftigte ... Nun, man würde ja sehen ...

Prüttwitz reiste nach einstündigem Aufenthalt in die Stadt und überbrachte Herrn Vorwin Eggsdorf die Forderung. Es war aber spät abends, als er dort ankam. Ein Nachtdepeschendienst bestand für Arnberg nicht, und so kam erst am andern Morgen Prüttwitz' Depesche: „Angenommen, Verkaufsverhandlungen mit Vermittler beginnen sofort.“

Diese Worte hatten sie verabredet. Gut also, Eggsdorf nahm die Forderung an, und Prüttwitz konnte schon früh am Morgen mit Eggsdorfs Sekundanten verhandeln. Dieter hatte auch sofort an seinen Ehrenrat geschrieben.

Darüber redete ja nun der Rittmeister von Grohberg lange hin und her. Für ihn, zu seiner Zeit als aktiven Offizier, hatten solche Sachen etwas anders gelegen; da war der Zwang, von jedem Ehrenhandel sofort dem Ehrenrat Anzeige zu machen. Aber die nichtaktiven Herren nahmen es doch manchmal nicht so genau. Ihm waren viele Fälle bekannt, wo man gleich in der ersten Erbitterung gegeneinander los-

gegangen war. Wie oft wurde so ein Duell, zumal wenn es unblutig verlief, gar nicht ruchbar. Und wenn doch, na, dann kam der Verweis vom Ehrenrat nicht in Betracht gegen den Vorteil der schnellen Erledigung. Es gingen eben doch immer vierundzwanzig Stunden länger darauf — mindestens.

Die diesmalige Geschichte lag so klar. Es konnte für keinen der Beteiligten ein Zweifel über die Haltung entstehen: eine Dame war in ihrer Frauenehre durch einen Mann beleidigt worden; von diesem Manne hatte derjenige mit der Waffe Rechenschaft zu fordern, der nach Lage der Verhältnisse ihr gegebener Verteidiger war.

Man sprach über das alles, als gehe es keinen direkt was an, gewissermaßen ganz akademisch.

Und dann kam im Laufe des Tages Prüttwitz selbst zurück. Sein Gesicht war immer sehr ausdrucksvoll und so merkwürdig verschieden, daß es als Beispiel in einem Buche hätte abgebildet werden können, das vom Ausdruck der Gemütsbewegungen handelte. Lachte er, funkelten seine schwarzen, kleinen Augen, und der Stallmeisterschnurrbart im hageren Reiterkopf wirkte flott lebemännisch. War er ernst, bekam er etwas von der Finsterheit eines mit der Welt zerfallenen Raubritters. Das Verwegene blieb, aber es wirkte bedrohlich.

Mit einer so ernsten Außenseite kam er zurück. Es lag in der Situation. Herr Dieter wußte ja: halbe Noten lagen seinem Freunde Prüttwitz nicht. Aber dieser Vollton von Feierlichkeit war gleich zu stark.

Mit einem Male schien alles einen doch sehr nah, zuallernächst anzugehen ...

Prüttwitz schien von Dieters Gegner übrigens einen günstigen Eindruck empfangen zu haben. Vorwin Eggsdorf habe eine ernste, männliche Haltung gezeigt und gesagt, daß er keineswegs gesonnen sei, sich den Folgen seiner unentschuldbaren Handlungsweise zu entziehen. Er hatte schon vorbereitend mit einem seiner Freunde gesprochen und sich ebenfalls sofort an seinen Ehrenrat gewandt. Daß ein vom

Ehrenrat etwa aufzustellender Ausgleichsvorschlag nicht angenommen werden würde, hatte Prüttwitz namens seines Freundes Dieter Arnberg gleich erklärt, und Eggsdorf schien dies auch so erwartet zu haben.

Man hatte vereinbart, am 18. September — bis dahin konnten die Förmlichkeiten erledigt sein — früh sieben Uhr sich auf Prüttwitz' Grund und Boden in Wieschenburg zu treffen. Es war für alle Beteiligten der unauffälligste Platz, die Herren aus der Stadt konnten mit dem Frühzuge hinauskommen.

Als Dieter den Bericht über diesen Gentlemaneindruck anhörte, dachte er: na ja, irgendwas muß an ihm sein ...

Nun hieß es, diese anderthalb Tage auf das erträglichste hinbringen.

Prüttwitz schlug vor, man wolle gleich nach Wieschenburg übersiedeln und die Zeit in stiller Sammlung verbringen.

„Wenn du ‚stille Sammlung' sagst, meinst du viel Trinken und endlose L'hombrepartieen mit Talerpotsatz," sprach Dieter. „Dazu bin ich im Moment nicht zu haben. Ich muß einen Haufen Geschäfte erledigen. In die Stadt muß ich auch noch und Heinz Philipp sprechen. Und wenn ich daran denke, was ich alles noch zu schreiben habe! O Gott!" Er seufzte. „Ich will euch was sagen: reist immerzu. Ihr depeschiert mir, sowie ihr den Bescheid vom Ehrenrat habt. Und ich komme dann am siebzehnten abends euch nach."

„Nö, nö," sagte der Rittmeister, dessen blonde Behaglichkeit sich während Dieters Worten ganz sorgenvoll umdüstert hatte, „ras' dich bloß nich in Vorbereitungen rein. Dabei wirst du höchstens melancholisch und sentimental. Und denn genierst du dich nachher vor deinen eigenen Schriftstücken, wenn du heil und fidel wiederkommst. Das kenn' ich. Das ist beinahe, als wär' man's den Vorbereitungen schuldig, daß einem was passiert. Ich denke: der Eggsdorf, der reuevoll zu fühlen scheint, wird an dir vorbeischießen. Na, und du wirst desgleichen tun, denn er ist gestraft genug, wenn er vor deiner Treffsicherheit als Ziel gestanden

hat. Und dann ist die Geschichte wieder glatt, und wie ich Prüttwitz kenne, bietet er uns nachher ein anständiges Frühstück an."

Prüttwitz nickte mit finsterem Ernst. Man durfte sicher sein, daß sich seine Mienen, wenigstens in Dieters Gegenwart, erst aufhellten, und zwar blitzartig, im Moment, wo der Handel beendet sein würde.

Halb war es Dieter eine Erleichterung, daß sie abfuhren, aber anderseits kam es ihm in seinen weiten Räumen so beklemmend einsam vor. Ihm wurde so seltsam bedenklich zumute. Die Zeit ließ sich nicht einmal mit Arbeit totschlagen. Grohberg hatte doch recht gehabt: Formelkram hin und her — man hätte sich am nächsten Morgen einander gegenüberstellen sollen und nachher die Strafe dickfellig auf sich nehmen können. Grohberg dachte dabei freilich an eine ganz unblutige Schießerei ...

So ein Druck lag auf seinem Gemüt, als stehe da ein Unheil hinter der Tür, und man wußte nicht: kommt's herein, oder geht es vorbei.

Das einzige, was wohltat, war: an Hardy denken.

Er war entschlossen, sie in der Stadt nicht aufzusuchen. Er begriff klar: sie mußte nun zunächst allein sein; kein Wort, keine Frage, kein Blick durfte sie stören. Wie soll ein Mensch nur ungefähr mit sich ins reine kommen, wenn er das Gefühl hat: da ist ein andrer Mensch und wartet darauf, was wird ... Das ist kein Zufall, daß man Weine im Dunkeln gären läßt ... Und außerdem hat es auch etwas verhängnisvoll Verpflichtendes, wenn jemand, der mit sich kämpft, in jedem Kampfesstadium was von sich aussagen soll. — Nein, so sehr er sich nach dem Anblick des lieben, ernsthaften Gesichtes sehnte, er wollte tapfer sein und sich das versagen. Eigentlich fand er, daß dazu mehr Tapferkeit gehörte als zu dem Duell, dem er entgegenging.

Um sich selbst gegen Versuchung zu wappnen, beschloß er, nur den knappsten Aufenthalt in der Stadt zu nehmen, wie er gerade zwischen zwei Zügen möglich war, und zu einer Tageszeit, wo Hardy auf dem

Amt war. Seine beiden „Geschäfte“ ließen sich flink genug erledigen.

Und so saß er denn bald im Wagen, um sich nach der Station bringen zu lassen.

Die Reise deuchte ihn endlos, und doch waren es nur anderthalb Stunden Eisenbahnfahrt. Aber alles war ja endlos in diesen Tagen.

Tierquälerei! dachte er. Grohberg hatte zehnmal recht.

Nach seiner Ankunft fuhr er erst einmal gleich zu einem Goldschmied und kaufte das Hochzeitsgeschenk ein. Er fühlte klar, das war nebenbei oder vielleicht sogar in erster Linie eine Repräsentationsausgabe. Es hieß, tief in die Tasche greifen. Der Familienchef durfte den zurzeit einzigen Anwärter nicht mit einer bloßen „Aufmerksamkeit“ abspeisen, so fern man sich auch innerlich stand. Er wählte ein sehr großes Silbergeschenk, alles, was es nur an Löffeln und Gabeln und Messersorten gab, für eine Tafel von vierundzwanzig Personen.

Dann besann er sich: mußte nicht eine spezielle Gabe für Irma dabei sein? Für das neue Familienmitglied?

Vielleicht wäre es am taktvollsten, ihr ein Stück des Familienschmuckes zum lebenslänglichen Gebrauch zu überreichen — zu verschenken war davon ja nichts.

Er fühlte sich ratlos. So etwas sollte ich mit Hardy besprechen, dachte er. Jawohl, eine Frau sollte man haben ... Und er lächelte ingrimmig in sich hinein.

Aus lauter Verlegenheit ließ er sich vom Goldschmied eine Riesenbrosche mit viel Brillanten aufreden, von der er das dumpfe Gefühl hatte: die ist schauderhaft. „Na, Irma soll sie sich umtauschen, ich sag' ihr's extra.“

Heinz Philipp hatte er sich durch eine Depesche ins Hotel bestellt. Um ungestört mit ihm sprechen zu können, nahm er sich für diesen kurzen Aufenthalt doch ein Zimmer. Und im Vestibül des Hotels wartete Heinz Philipp auch schon; überpräzise war er gekommen, von brennender Neugierde getrieben.

Mit lebhaften Worten begrüßte er Herrn Dieter. Unverhoffte Freude — hatte nicht gedacht, ihn noch vor dem Hochzeitsfest in der Stadt sehen zu dürfen — Rottbecksche Damen hofften gleichfalls sehr, wenn auch nur kurz.

Dieter schnitt alles ab. Er sei in einem eiligen Geschäft hier. Und müsse noch heute abend wieder zu Haus sein. So versage er es sich, die Damen zu begrüßen.

Ob er wohl Hardy auch nicht sieht? dachte Heinz Philipp neugierig.

Im Lift fragte Herr Dieter: „Wie geht es Hardy?"

Und bei der Frage wurde er dunkelrot. Von ihr etwas hören muß ich doch, dachte er.

„Wir bekommen Hardy kaum zu sehen," sagte Heinz Philipp, „sie behauptet immer, sie müsse sich abends von ihrer Arbeit ausruhen, könne dann nicht unter Menschen sein. Irma und ich sind aber gestern mittag bei ihr vorgegangen," versicherte er eifrig, „und wir sind traurig, daß Hardy keine Vernunft annimmt; sie ist so blaß, das Telephonieren soll überhaupt riesig angreifen. Irma sagt, wir wollen ihr ja gern geben, was sie braucht, aber ich erzählte Irma, daß sie Ihnen ein ähnliches Anerbieten abschlug."

Sie gingen nun den Korridor entlang; der Kellner, der ihnen voranschritt, öffnete eine braune Tür in der Reihe all der vielen, die stumm und blöde auf den roten Läuferteppich hinzustarren schienen.

„Also, da sind wir," sagte Herr Dieter, ohne mit einem Wort sich auf Heinz Philipps Erzählung zu äußern, „bitte, setzen Sie sich — nur erst mal setzen."

Was hat er! dachte Heinz Philipp, er ist offenbar aufgeregt, ob er wohl mit mir wegen Hardy sprechen will?

Und er bereitete sich auf die korrekte Haltung vor, die er sich für diesen Fall schon ausgedacht hatte.

Herr Dieter stand, die Hände in dem Gurt seiner Joppe, die er aus lauter Zerstreutheit anbehalten hatte, und sann vor sich hin. Etwas breitbeinig und mächtig

stand er da, mitten in dem Hotelzimmer. Seine blauen Augen waren förmlich starr.

Mit einem Male fuhr er auf.

„Sie haben natürlich wieder Schulden, Heinz Philipp?"

Das kam zu jäh. Heinz Philipp wurde rot.

„Na, also ja? Das sehe ich Ihnen an. Hören Sie, damals sagte ich: einmal und nie wieder. Ich bin sonst ein Mann von Wort. Ich hoffe, danach werde ich auch von Ihnen und jedermann taxiert. Aber in diesem Falle ... diesmal ... es gibt ja Lagen ... ja, die gibt es ..."

Heinz Philipp dachte vergnügt: jawohl gibt es „Lagen" ... wenn man mein Schwager werden will, muß man sich natürlich dafür interessieren, daß ich nicht mit Schulden in die Ehe komme! Er ist ein famoser Kerl. So 'n Schwager hat mir der liebe Gott extra aufgebaut.

„Also," fuhr Dieter fort und räusperte sich; er war befangen, weil er ganz unbefangen wirken wollte, „also, es gibt Lagen ... womit ich aber mein Wort wiederhole: zweites und tatsächlich letztes Mal! Sie hören es!"

Heinz Philipp sah mit einem ganz außerordentlich taktvollen Ernst Herrn Dieter in die sehr strengen, blauen Augen und sprach: „In wenigen Tagen bin ich Ehemann, dann kommt das Verantwortungsgefühl für Frau und Zukunft."

„Gut. Bravo. Wollen es hoffen. Also wieviel?"

Da strahlte Heinz Philipp. Er war stolz, eine kleine Summe nennen zu dürfen. Er machte sich ein Verdienst daraus.

„Gottlob, nur eine Kleinigkeit. Siebentausendsechshundertundfünfzig Mark."

Er hätte noch hinzufügen können: und fünfundsechzig Pfennig. Denn bei Antritt seines Urlaubs zur Hochzeit und Hochzeitsreise hatte er alles fabelhaft genau aufgerechnet, und zwar im Hinblick auf die Möglichkeit einer jovialen und kulanten Anfrage seines Schwiegervaters.

Herr Dieter sah aus seiner imposanten, breiten Höhe auf ihn herab. Gewaltig erstaunt, mißfällig, ja grollend.

„Donnerwetter, schon wieder so viel? Das ist Auffassungssache ... Kleinigkeit? Verehrter Herr Vetter, wissen Sie was? Als ich nichts war wie Besitzer von Mohrhütte, da schuftete ich sparsam von früh bis spät, wie ich's meinen Alten hatte tun sehen, um zu den Terminen die Steuern und die Zinsen für die Ritter- und Landschaft, von der wir vierzigtausend auf Mohrhütte stehen hatten, beisammen zu kriegen. Ich sag' Ihnen, ich war allemal ganz selig, wenn das Geld dalag, und ich fand es riesig viel Geld! Es waren nämlich auch justament immer so um siebentausend 'rum."

Heinz Philipp machte ein beschämtes Gesicht und dachte: So 'n großer Herr er auch ist, 'ne Spur von Bauernenge ist doch hängen geblieben — na, wenn er man bezahlt! Es würde doch vorzüglich auf Schwiegerpapa wirken, wenn er auf etwaige Frage: Schulden? prompt sagen konnte: Auf Ehrenwort, keine. Ein bißchen unruhig wurde er wegen der Geschichte, er sah, daß Herr Dieter mit einem bedrohlich finsteren Gesicht auf und ab ging. Zuviel Zorn für siebentausendsechshundertundfünfzig Mark, dachte Heinz Philipp.

Jawohl, Dieter sah finster aus. Und das hatte auch einen gewissen Zusammenhang mit den Schulden und Heinz Philipps Bewertung solcher Summe.

Und an *den* fiele nun der Besitz, wenn ich ... Aber ich werde leben. Was für eine tolle Vorstellung. Ich will durchaus leben! Fröhlich und nützlich und sehr lange! Jawohl, sehr lange. Und Hardy will ich mir noch erobern ... Nein, *dem* Anwärter mache ich nicht Platz. Das kann das Schicksal nicht vorhaben, *dem* all die Menschen und all das Land in die Hand zu geben ...

Und ein förmlich eherner Vorsatz, sich zu behaupten, kam in ihm auf. Als könne so ein fester Wille das Schicksal zwingen.

„Heinz Philipp," begann er und sah den andern

so durchdringend an, daß der aufstand wie in Erwartung von etwas Feierlichem, „die Sache wird natürlich geordnet. Davon Schluß. Aber ein Wort, so apropos Ihrer Hochzeit. Es ist ein ernster Abschnitt. Sie und ich — wir sind die letzten im Moment. Übers Jahr kann alles anders sein. Sie können einen Sohn, ich ein Weib haben. Aber Männer bedenken die Gegenwart. Wir haben jähe Fälle erlebt in unserm Hause. Auch ich bin ein Mensch, dem brutalen Zufall jeden Augenblick ausgesetzt und den geheimnisvollen Beschlüssen, die der Höchste über uns gefaßt hat, untertan. Wenn ich ... Nun, bloß dies eine ‚wenn‘: Wenn also Sie der Herr würden: Denken Sie mehr an die Pflichten, die auf Sie kommen, als an das Geld. Sie würden's vielleicht auch bald von selbst spüren: das macht ernst, kolossal ernst, so viel Verantwortung zu haben."

Er brach ab. Er nahm Heinz Philipps Hand und drückte sie heftig.

Auf eine solche Rede war Heinz Philipp nicht von fern gefaßt und in keiner Weise auf sie vorbereitet gewesen. Vor Befangenheit wußte er gar nicht, was er dazu für eine Haltung einnehmen sollte. Aber gerade infolge seiner Verlegenheit ward er natürlich und traf das richtige.

„Da sei Gott vor," sprach er, von Dieters Bewegtheit angesteckt, „solcher Aufgabe fühlte ich mich nicht gewachsen. Seit Generationen ist der Besitz nicht in so guten Händen gewesen. Möge er darin bleiben."

Das tat Dieter doch irgendwie wohl. Er hatte fast ein Gefühl verwandtschaftlicher Zuneigung in diesem Augenblick ... er war eben weich ... Und dann: dieser da war ja auch Hardys Bruder ...

Sie saßen dann noch ein Stündchen fast zutraulich zusammen. Jedenfalls dachte Heinz Philipp: So nett ist er noch nie mit mir gewesen. Schon geradezu brüderlich ist er. Und um so erstaunter war er, als er schließlich Herrn Dieter an den Zug brachte, ihn abdampfen sah und doch kein einziges Wort über eine bevorstehende Verlobung mit Hardy gehört hatte.

Als Herr Dieter auf dem Heimwege war, dachte er: So, dies wäre geordnet.

Nun all die andern Dinge ... Aber seltsam war's: er kam abends an seinem Schreibtische nicht über ein paar ganz kurze testamentarische Bestimmungen hinaus. Er vermachte sein Stammgütchen Mohrhütte und das Kapital, das er in den letzten drei Jahren erspart, an Frau von Arnberg, nicht an Hardy. Er fand es zarter so. Die Frauen würden es verstehen. Dessen war er sicher.

Aber außerdem wollte er ja noch viel Schriftliches aufsetzen ... Er wurde ungeduldig vor seinen Briefbogen. Und gab es endlich verzweifelt auf.

So etwas macht man am allerletzten Abend, dachte er schließlich, dann ist die rechte Stimmung für die rechten Worte da.

Er erfuhr in diesen Stunden, was „Nerven" sind. Schon das Bevormundende, das darin lag, daß andre Menschen — Ehrenrat und Sekundanten — über sein Tun und Lassen verhandelten, machte ihn unruhig. Er fand seine Gelassenheit erst wieder, als am Vormittag des siebzehnten die Depesche aus Wieschenburg eintraf: „Erwarte dich heute! Prüttwitz."

Also gottlob! Das verwünschte Warten wurde nun durch die Tat abgelöst. Man durfte als Mann dreinschlagen. Als Schützer der Schutzlosen sich hinstellen ...

Er fuhr nach Wieschenburg ab. Prüttwitz, der durch den vielfachen Wechsel von Depeschen und Eilbriefen in dieser Sache anderthalb sehr gehetzte und wichtige Tage durchlebt hatte, empfing den Freund mit einer bedeutungsvollen Feierlichkeit des Wesens. Und dann vernahm Dieter den Bericht: der Ehrenrat bezog sich auf eine Kabinettsorder des alten Kaisers, die neu ergänzt und verschärft sei, daß der frivole Beleidiger unbedingt bestraft werden solle. Und wenn auch die vorliegende Beleidigung einer Dame vielleicht nicht frivol sei, müsse man die Sache doch als zu schwer und ernst anerkennen, um sie durch einen Ausgleich für ausgelöscht zu erklären.

Da die Forderung, die Prüttwitz überbracht hatte, eine Pistolenforderung auf Distanz gewesen war, hatte man vereinbart: zehn Schritt und zweimaliger Kugelwechsel. Man würde die Pistolen des Hauptmanns von Schleichheim haben, der auch, als ein in Duellsachen sehr erfahrener, kaltblütiger und in Ehrenhändeln autoritativer Mann, der Unparteiische sein wollte.

Nachdem dies zu Ende besprochen war, schien es plötzlich, als hätten die Freunde gar keinen Gesprächsstoff mehr. Jeder schien künstlich herbeigeholt. Alle dachten nur an den nächsten Morgen.

„Ich zieh' mich zurück," sagte Dieter früh, „hab' auch noch allerlei zu schreiben."

„Keine Vorbereitungen!" rief ihm Grohberg nochmals dringlichst nach.

Der hat gut mahnen: keine Vorbereitungen. Der steht allein und frei, und wenn er heute davon müßte, sackten seine Schwestern glatt das kleine Barkapital ein, und damit reinen Tisch ... dachte Dieter.

Er sah sich in seinem Zimmer um. In den Wieschenburger Fremdenstuben gehörten Tintenfässer nicht zu den herkömmlichen Ausstattungen.

Aber richtig, diesmal war ja alles da, lag bereit auf dem Sofatisch. Und es war Dieter, als sähe er das finstere Rittergesicht, mit dem Prüttwitz in Person das Papier und das enorm große, rote, neue Löschblatt hingelegt. Die Lampe brannte daneben. Die Fenstervorhänge waren geschlossen. Eine völlige Winterstimmung, traulich und einsiedlerisch, erfüllte das Zimmer ganz.

Dieter stand und besann sich.

Es war ja wohl eigentlich doch überflüssig, noch einen langen Brief an Heinz Philipp zu verfassen. Ihm gute Lehren zu hinterlassen, kam ihm nicht zu. So eine mündliche Andeutung hatte er sich schon heute mittag gestattet. Wenn die im Ernstfalle nicht nachwirkte, wirkte auch nichts Handschriftliches. Sollte er ihm noch Lebrecht Philipps, ihres Vorbesitzers unglückliche, unheilbare Gattin und deren kleines Töchterlein empfehlen, das von ihren nun verheirateten

Schwestern aufgezogen ward? Überflüssig! Das verstand sich ganz von selbst, daß Heinz Philipp so fortfuhr, wie er zu sorgen angefangen.

Und über die eigene Mutter und Schwester brauchte er Heinz Philipp erst recht nichts zu sagen. Außerdem lag ja das Testament über Mohrhütte und das bißchen Kapital schon im Schreibtisch in Arnberg.

Also nein! An Heinz Philipp wurde nicht geschrieben.

Er seufzte auf. Förmlich erleichtert durch den Entschluß.

Aber ihr, der Einen, der Geliebten, der wollte und mußte er einmal so aus tiefster Seele sagen, wie unmenschlich lieb er sie habe.

Mächtig schwoll das Gefühl in ihm. Ganz blank wurden seine Augen und so über-übervoll das Herz.

Wunderschöne, sehr leidenschaftliche Worte, in undeutlichem Zusammenhange, zogen durch seine Gedanken ...

Ja, das alles wollte er ihr sagen ... Und wenn dann das Schicksal es so vorhatte, daß Hardy den Brief zu lesen bekam, dann wurde es ihr doch vielleicht leid, daß sie nicht „ja" gesagt habe ... Ich, du Liebe, sieh mal, ich bin so 'n bescheidener Kerl, ich wär' auch mit deiner Freundschaft zufrieden gewesen — bloß dich haben! Dich hegen und pflegen dürfen nach all deiner harten Jugend! Ja, und schließlich hätt'st du am Ende eingesehen, daß ich doch ein bißchen Liebe von dir verdient habe ...

Er saß vor dem Papier, die Feder in der Hand. So klein und einsam lag der weiße Briefbogen auf der mächtigen roten Unterlage.

„Liebe Hardy!" setzte die Feder hin, mit großen, etwas herrischen Zügen.

Dieter starrte auf das weiße Blatt.

Er dachte nach. So ärgerlich war es ... all das, was so groß und zärtlich, so ganz und gar hingegeben und voll tiefer Leidenschaft in ihm brannte — er konnte es nicht in Worte fassen.

„Liebe Hardy!" stand da in Riesenbuchstaben.

So 'n Blatt datiert man, fiel ihm ein.

Er schrieb noch oben drüber: „Wieschenburg, den 17. September 1904."

Dann ruhte die Feder.

Seine Seele war ganz erfüllt von inbrünstiger Liebe.

Ich muß ja leben bleiben und muß sie mir erringen, dachte er.

Aber doch für alle Fälle ...

Da stand der Anfang:

„Liebe Hardy!"

Die Stirn ward ihm feucht. Er war ja nie ein Schreiber gewesen ...

Und wie er so auf dies Wort starrte, das unter dem Datum einsam stand, da fühlte er, als umschlösse es alles, alles, was sein Herz nur überhaupt zu sagen vermöchte ...

Er nahm das Blatt — es konnte hier natürlich nicht liegen bleiben ...

Zerreißen hätte er's nicht mögen — ihm war es was Bedeutungsvolles ...

Ihr lieber Name stand da so, wie Trost und Verheißung.

Er faltete es sorgsam zusammen und legte es in seine Brieftasche.

Dann erhob er sich — ganz schwerfällig vor Versonnenheit.

Und eine gesunde, gute Müdigkeit war in all seinen Gliedern.

Er beschloß ins Bett zu gehen.

Unterm Auskleiden dachte er immer wieder an die beiden Worte: „Liebe Hardy!"

Und als er sich ausstreckte, stellte er nochmal bei sich fest: Ein Schreiber bin ich nie gewesen — nein ...

„Liebe Hardy!" murmelte er wieder und schlief schnell und fest ein.

⊕ ⊕ ⊕

So starke und ernste Worte hatte Borwin in seiner Ehe noch niemals gebraucht, wie die es waren, mit

denen er Doraline zum Schweigen über den Vorfall im Münchower Park zu zwingen hoffte.

„Jetzt nur Haltung, Fassung und Schweigen,“ bat, ja befahl er zunächst.

Denn Doraline machte Anstalten, einen Weinkrampf zu bekommen. Seine Härte ließ sie so sehr erschrecken, daß sie in diesem Schreck eine leidliche Haltung fand. Ihr verweintes Aussehen wunderte die Eltern und das Brautpaar nicht. Man war gewohnt, daß Doraline häufig Szenen machte. Immer auf ihr eigenes Behagen bedacht, vermied Frau Notbeck ernste, eingehende Gespräche und Vorstellungen; höchstens machte sie einmal gelegentlich eine recht objektive Bemerkung. Der Generalkonsul, in einer schwachen Aufwallung von Mitleid und tatunkräftiger Gutmütigkeit, dachte wohl manchmal: wer hätte das gedacht, daß die beiden, trotz der großen Verliebtheit, sich so schwer miteinander einrichten würden. —

Nach der Münchower Fahrt sollte die Familie noch auf einem Abendfest beim General von Schleichheim und Frau sein. Die Frau war eine Cousine von Doralines Mutter. Das Fest fand zu Ehren Irmas und Heinz Philipps statt.

Aber Doraline sagte, sie sei sehr elend und wolle nicht mit, und es verstünde sich wohl ganz von selbst, daß ihr Mann kein Vergnügen daran fände, ohne sie auf Feste zu gehen. Nach dieser Erklärung lehnte sie sich mit geschlossenen Augen in die Coupéecke zurück und legte ihre Schläfe gegen das zusammengeknüllte Taschentuch am Polster.

Botwin war dies willkommen ... so brauchte die Absage zum heutigen Abend nicht von ihm auszugehen. Er hätte es unerträglich gefunden, sich unter Menschen zu bewegen, heitere Unbefangenheit zu heucheln. Er wußte auch: eine sehr ernste und endlich einmal alle Fragen ihrer Ehe berührende Auseinandersetzung mit Doraline war nun unumgänglich. Und vielleicht auch gesund ...

Obgleich ... wie sollte er zu diesem hitzigen Kinde sprechen? ... Denn ein kindisches Kind war sie ...

Nichts hatte sich in ihr durch die Ehe fortentwickelt, außer ihrer Sinnlichkeit.

Ja, ihm schien zuweilen, als sei sie zurückgegangen. An der Braut hatte er mehr holde, mehr weibliche Wesenszüge gespürt... Aber das alles waren für ihn, den Mann, keine Rätsel... Die Natur hatte Doraline nach der einen Seite zu stark veranlagt... Doralines ganzes Empfinden und Denken war von ihrer Liebe bestimmt... Und Liebe war für sie: körperlicher Besitz.

Und weiter schien ihm, als sei er in dieser Ehe schon selbst zurückgegangen... Man sinkt, wenn man sich beständig verteidigen, erklären, in acht nehmen, in Schwüren ausdrücken soll. Man lernt zu gewandt mit kleinlichen Waffen fechten...

Sein Überdruß kannte oft keine Grenzen.

Und schmachvoller noch war es ihm, daß ihn zu Stunden diese Glut der Frau dennoch wieder hinriß...

Aber jetzt vielleicht, nach diesem Erlebnis — jetzt kam man in einen gesunderen Zustand hinein....

Im Wagen sagte Doraline, als sie vom Bahnhof nach Hause fuhren: „Du wärst wohl gern zu Schleichheims gegangen. Aber ich hätte es heute abend nicht ertragen, allein zu sein.“

„Das erträgst du ja nie,“ sprach er, aber ohne Schärfe. „Nein, ich meine auch, wir haben zuviel auf dem Herzen und sind am besten in unserm eigenen Heim aufgehoben.“

Aber das mußten sie sich auch noch erkämpfen.

Frau Eggsdorf schickte herauf: sie ließe bitten, daß die junge Frau pünktlich fertig sei, damit man präzise halb neun zu Schleichheims fahren könne; das ewige Warten mache sie zu nervös. Auf diese Bestellung hin, deren Schroffheit nur aus Nachlässigkeit und Eile herkam, keineswegs aus Streitsucht, ließ Borwin sagen, sie blieben daheim, seine Frau sei elend, man habe soeben bei Schleichheims telephonisch abgesagt. Sofort und eilenden Schrittes kam Frau Eggsdorf treppan gerauscht.

Sie fand Doraline mit einem etwas verschwollenen

Gesicht. Man sah der jungen Frau stets noch lange an, wenn sie Tränen vergossen hatte.

Borwin war gerade dabei, für sie ein Brausepulver zusammenzurühren. Er hatte den Eindruck: Doraline glaubt es sich schuldig zu sein, körperliche Beschwerden zu fühlen. Er begriff, das war keine Schauspielerei — Doraline war nie unehrlich mit Vorsatz — sondern unterlag dem instinktiven weiblichen Bedürfnis, ihre Leiden vor dem, der sie verursacht, zu erhöhen. Er fühlte es als seine einfachste Pflicht, geduldig und fürsorglich darauf einzugehen.

Nun kam seine Mutter, getrieben halb von Neugier, halb von der Besorgnis, daß es am Ende noch ihre mütterliche Pflicht werden könne, zu Hause zu bleiben. Und sie ging immer so gern und in einer besonders pikanten Stimmung zu Schleichheims, mit denen sie auf verstecktem Kriegsfuße lebte.

„Na, was ist denn los? Nimm dich nur zusammen. Du siehst verschwollen aus. Ihr habt wohl was mit 'nander gehabt. Herrje, alle jungen Eheleute zanken sich. Nimm dich nur zusammen. Mit Anstellerei fällst du höchstens deinem Mann auf die Nerven," sagte sie wohlmeinend.

„Ich stelle mich nicht an," sagte Doraline, sehr beleidigt.

„Bitte, liebe Mama — du siehst, Doraline ist wirklich erschöpft," sprach Borwin.

„Na — dann fährst du wohl allein mit?"

„Er bleibt bei mir," rief Doraline, ängstlich aufsehend.

„Mein Gott! Man gönnt dem Manne doch das Vergnügen, anstatt es ihm zu stören! Wie oft hab' ich allein zu Haus sitzen müssen! Du tyrannisierst Borwin. Das sagt Fräul'n Hinze auch."

„Ich habe kein Vergnügen daran, heute ohne Doraline auszugehen," sprach Borwin ärgerlich.

Frau Eggsdorf ließ sich nieder. Sie hatte ja Zeit. Sie war schon in einem dunkelgrauen Seidenkleide, mit dessen echten Spitzen sie die Generalin Schleichheim recht zu übertrumpfen hoffte.

„Liebe Kinder,“ begann sie entschlossen und redlich überzeugt, eine mütterliche Pflicht zu erfüllen, „ich muß euch mal sagen: nehmt euch zusammen! Man tuschelt schon über euch. Ich hab' feine Ohren. So etwas entgeht mir nicht. Alle Augenblick eine große Szene. Das ist ja gräßlich. Ich mag nicht, daß ihr in den Mund der Leute kommt. In meiner Familie muß es korrekt zugehen. An Borwin kann es nicht liegen. Er war immer ein ruhiger Mensch, der wußte, was er wollte.“

„Ach,“ machte Doraline, und ihre Augen begannen zu funkeln. Borwin sah es ihr an: auf ihrer Zunge schwebten Anschuldigungen — die eine, die nicht vor den Ohren seiner Mutter laut werden durfte!

„Ganz gewiß,“ sprach er rasch, „habe ich ebensoviel Schuld. Ich bitte dich, Mutter, laß du Doraline und mich nur allein versuchen, in die rechte Tonart miteinander zu kommen. Und weil du dies Thema doch einmal angeschlagen hast: ich danke dir für deine herzliche Meinung. Aber auch sonst: kümmere dich, bitte, nicht um Doralinens junge Hausfrauentätigkeit. Alle Augenblicke höre ich Klagen, du oder deine Dienstboten haben in Doralinens Anordnungen hineingesprochen. Es wäre doch vielleicht richtiger gewesen, wir bewohnten nicht das gleiche Haus. Das sagt Fräulein Hintze auch.“

„Was Fräul'n Hintze sagt, hat ja nun gar keinen weiteren Wert,“ bemerkte Frau Eggsdorf und erhob sich in sehr vornehmer Haltung. „Aber das ist Mütterlos. Man meint es liebevoll und erntet Undank. Gute Nacht.“

Durch diesen Zwischenfall waren Doraline und Borwin sich in der Stimmung gleichsam näher gekommen. Doraline, immer ganz dem Augenblick untertan, hatte einen kleinen Triumph darüber gefühlt, daß Borwin seiner Mutter mal ein wenig die Wahrheit sagte. Sie spürte auch darin den Beweis, daß Borwin sich sehr schuldig wisse. Und das gab ihr instinktiv das Gefühl, daß er nun ihr noch höriger geworden sei,

durch unendliche Zärtlichkeit dauernd versuchen müsse, sie zu versöhnen.

Und für diese ihre Empfindungen war sie von einer unbestimmten Dankbarkeit erfüllt, deren sie sich nicht bewußt wurde. Sie hatte Borwin sehr lieb und dachte ihn durch eine nachsichtige Haltung ganz zu bezaubern.

Und er sah plötzlich all die tausend kleinen Alltagsschwierigkeiten deutlicher, die seine Frau umgaben und sie gewiß nur hemmten, anstatt zu reifen.

Zu diesem allen kam jetzt als Äußerstes das heutige Erlebnis ...

Er fühlte sich ganz und gar schuldig. Und hoffte den rechten, den liebevollsten Ton zu finden.

Er setzte sich neben Doraline und nahm ihre Hand. Er wußte, man kam weiter mit ihr, wenn man ein ernstes Wort dadurch milderte, daß man ihr die Wange dabei streichelte oder die Hand.

„Sieh mal, Liebling, darin hat Mutter recht: es kann nicht unbemerkt geblieben sein, daß du dich recht oft in leidenschaftlichen Verstimmungen befindest. Aber wir wollen zusehen, wie wir ohne Einspruch und Einmischung von andrer Seite uns verstehen lernen, nicht wahr?"

Sie nickte voll Energie.

„Damals," fuhr er fort, „als ich es am Tage vor unsrer Hochzeit nicht über mich vermochte, dir etwas zu verleugnen, das sehr tief und rein gewesen ist, damals sagtest du, du wolltest mir verzeihen. Ich nahm es an, obgleich du — laß mich es heute aussprechen — mir nicht das mindeste zu verzeihen hattest. Trotzdem bist du unaufhörlich auf das dir damals in heiliger Stimmung Anvertraute zurückgekommen. Ich weiß es nicht, wieviel das dazu beigetragen haben mag, das Vergangene, Überwundene förmlich mit Gewalt in mir wachzurufen."

Sie entriß ihm ihre Hand. In ihr kochte ein heißes Unglücksgefühl auf, ein Schreck — sie begriff blitzschnell: ja, ich hab' mir geschadet, ich grub die tote Liebe immer wieder aus. Aber hinein in diese jähe

Erkenntnis mischte sich auch schon rasch der eifersüchtige Zorn: „Hab' ich mir nicht gedacht, daß irgendwie ich die Schuld bekäme!“ rief sie.

„Damals hast du verziehen, als nichts zu verzeihen war. Nun bin ich in einer Aufwallung, vor der ich mich jetzt selbst entsetze, nun bin ich in meinen Gedanken wirklich schuldig — du wirst, du mußt es deiner Art nach so ansehen! Auch vor einer andern habe ich schwer gefehlt, taktlos und unritterlich. Jetzt bitte ich dich in Wahrheit: verzeih mir! Bedenke aber auch, daß dies alles keine Kindereien sind. Daß du deinen Mann bloßstellst und unsre Ehe gefährdest, wenn du jetzt nicht würdig handelst! Das ganze Unheil wäre nicht entstanden, wenn du mir nicht immer wie ein Schatten so nachgelaufen gekommen wärst!“

„Ah, dann hätte ich nichts gemerkt! Und wer weiß ...“ All ihre Versöhnlichkeit entfaltete mit Rauschen die Flügel und flog pathetisch davon.

„Ich wäre dann nach keiner Seite hin weniger schuldig gewesen,“ fiel er ihr mit sehr festem Ton in die Rede, „aber es wäre mir die Zeugenschaft des Herrn von Arnberg erspart geblieben, es wäre mir die Furcht erspart geblieben, daß dieser Mann, der so offenkundig seine Neigung für Fräulein von Arnberg zeigte, nun vielleicht seine Bewerbung aufgibt, es wäre mir erspart geblieben, dich schlimme Worte sprechen zu hören, deren ich mich vor den beiden schäme.“

„Man vergißt sich wohl mal,“ sagte Doraline trotzig, ihre Beschämung verleugnend. „Daß und wie man sich vergessen kann, weißt du ja selbst! Freilich bin ich hinter dir hergelaufen, wie du das nennst. Das ist mein Recht. Ich meine, dazu haben wir uns verheiratet, um immer zusammen zu sein.“

„Nein, nicht so, wie du das Zusammensein verstehst,“ sprach er. „Eine solche unaufhörliche Nähe, ein solches stetes Hand in Hand muß zuletzt erschöpfend anstatt erfrischend wirken, wenn es eben gar keinen andern Inhalt hat als immer die Liebe. Wir wollen am Leben, an der Welt und ihren Vorgängen teilnehmen, sie verstehen lernen, an ihnen reifen. Selbst

meinen Beruf siehst du mit feindseligen Augen an. Du holst mich vom Kontor und geleitest mich zur Börse. Du bist nach der Börse, zu Fuß oder im Wagen, wieder zur Stelle und führst mich heim zu Tisch. Wenn wir in Gesellschaft sind, kann ich kein Gespräch haben, weder mit einem Manne noch mit einer Dame, du kommst rasch dazu. Werden wir zu einem Diner geladen, ist schon vorher dein einziges Trachten, die Gastgeber irgendwie zu erwischen, um ihnen zu sagen: lassen Sie mich, bitte, neben meinem Mann sitzen. Das muß mich lächerlich machen — das kann, das soll nicht so fortgehen."

Sie brach in Tränen aus.

„Jeder andre Mann wäre glücklich und gerührt über so viel Liebe. Aber dir bin ich eine Last, weil du diese Arnberg noch liebst," sagte sie unter Schluchzen.

„Nein," sprach er hart, „ich liebe Fräulein von Arnberg nicht mehr."

„Warum hast du ihr denn so heiß die Hand geküßt — ja, umarmen wolltest du sie — wenn wir nicht dazwischen gekommen wären!" weinte sie.

„Du hast ein Recht, dich dadurch schwer verletzt zu fühlen, und ich bitte noch einmal: verzeihe mir," sagte er. Er spürte, immer kälter und und immer gleichgültiger wurde er gegen die Tränen.

Er log. Er erbitterte sich daran, daß er lügen mußte. Er hatte es längst begriffen: ungewöhnliche und verworrene Gefühlszustände muß man verleugnen. Die werden immer nur verurteilt und nie verstanden. Und wie sollte, was manchem Erfahrenen erstaunlich erscheinen konnte, was ihm selbst ein furchtbares Rätsel war, wie sollte diese junge, ganz unentwickelte Frauenseele es verstehen.

Er liebte Hardy — verzweiflungsvoll und rasend liebte er sie. Seine zerquälte und ermüdete Seele war vorbereitet gewesen für das Neuaufflammen dieser Liebe.

Aber er konnte nicht in ernster Wahrhaftigkeit vertrauensvoll seinem Ehekameraden sich in die Hand geben und innig bitten: hilf mir, daß ich wieder zu

dir komme und das andre ganz und für immer überwinde ...

Nein, er mußte lügen. Und versuchen, allein mit sich fertig zu werden.

Vielleicht hatte das Schicksal, das ihn zum Opfer solcher Gefühlszwiespalte ausersehen, eine Lösung schon zur Hand ...

Die eine, die alles endet ...

Ein leises Erstaunen regte sich in ihm, daß Doraline gar kein Furchtgedanke kam ... sie hatte doch gehört, daß Dieter Arnberg schroff und streng sagte: ‚Sie werden mir Rechenschaft geben‘ ...

Längst hatte er vergessen, daß er, neben seiner Frau sitzend, seinen Worten durch bittende Gesten nachhelfen wollte.

Er ging auf und ab, und Doraline sah ihm sehr aufmerksam zu. Sie verstand gar nicht, warum er so böse aussah, und warum die zärtlichen, flehenden Bitten ausblieben.

„Ich kann dir nicht eher verzeihen, als bis ich weiß, warum du denn so erregt mit Fräulein von Arnberg warst — wenn du behauptest, du liebst sie nicht mehr. Gott, das muß ich ja wohl glauben — sonst bring' ich mich um.“

„Warum?“ fragte er zurück. Er suchte nach den klügsten Worten. Vor allem auch, um sich selbst vielleicht etwas Klärendes sagen zu können. „Warum?“

Er stand in der Tiefe des Zimmers, neben Doralinens Klavier, den Ellbogen oben aufgestützt. Aber er fühlte wohl, sie konnte doch jede seiner Mienen bewachen. Das grausame elektrische Licht ließ nicht einen Winkel unerhellt. Fast kam es ihm vor, als leuchte es auch in ihn hinein.

Nichts sollte er mehr für sich haben, nicht eine Miene, nicht einen Gedanken.

So war auch Doralinens Liebe, so unerträglich deutlich.

„Warum? Ich habe einst ein armes Mädchen liebgehabt und verlassen, eine, die in ganz dürftigen Verhältnissen hart um ihren Lebensunterhalt kämpfte.

Und diese vom Schicksal so Gedrückte, durch meinen Gefühlswandel vollends Unglückliche, sie hatte mir voll stiller Großmut verziehen. Ich fand Frauen wieder, die, obschon sie heute wie damals arm sind, doch beschützt scheinen, deren Zugehörigkeit zur allerersten Gesellschaft mir plötzlich klar ward — ich sah so viel stolze Feindschaft in dem Gesichte der Mutter — ich wurde von der Furcht erfaßt, daß die Verzeihung von einst mir vielleicht entzogen worden sei ... ich war wie von Sinnen in dem Wunsche, das Wort noch einmal zu hören. — Das ist alles, was ich dir zu sagen habe."

Doraline kam heran.

„An ihrer Verzeihung scheint dir mehr zu liegen als an der meinen."

„Ich habe dich schon zweimal gebeten: Verzeih! Mehr kann ein Mann nicht tun."

„Aber in was für einem Ton!" sprach sie.

Er wußte wohl, welche Töne allein von ihr verstanden wurden. Er konnte sie jetzt nicht finden ...

„Diese Angelegenheit ist zu ernst, um rasch in ein paar Küssen begraben zu werden," sagte er, „sie betrifft nicht uns allein. Wenn du das, was du unglückseligerweise erfahren hast, nicht als dein Geheimnis zu bewahren vermöchtest, könntest du Fräulein von Arnberg in ein falsches Licht bringen, sie zum Opfer eines Geredes machen. Die Klatschsucht der Gesellschaft kennst du. Die Frauenehre Hardys steht hoch und ungetrübt. Die kurze Beziehung zu mir, die, wenn du dafür einen Namen haben mußt, eine heimliche Verlobung war, hat ihr nichts von dieser Ehre genommen. Wohl aber könnten böse Zungen ihr sehr weh tun, wenn man sich nachträglich mit der Sache beschäftigte, an ihr herumdeutete. Du verstehst: das fiele auf mich zurück. Ich käme in das Licht eines Mannes, der Indiskretion begangen hat. Das wäre mir vor der Welt sehr schwer zu ertragen, vor Hardy wäre es mir unerträglich! Und wie schuldig ich auch durch meine Aufwallung geworden sein mag, wie sehr ich auch deiner Verzeihung bedarf — wenn du dich

klein betrügest, herumschwatztest — das könnte ich dir nicht verzeihen. Und die Folgen fielen auf dich. Begreifst du das? Ich denke doch."

Nein, sie begriff es nicht. Sie fand, daß Vorwin viel zu viel Wesen von der Arnberg machte. Und von den Gefahren einer Indiskretion. Man wurde ja mit den Arnbergs verwandt! Wenn einem dann wirklich mal ein Wort über die Geschichte entfuhr, blieb es doch in der Familie. Und wenn die Beziehung wirklich so ganz ideal gewesen war, brauchte man doch erst recht kein so ängstliches Geheimnis daraus zu machen...

Aber weil er so schrecklich ernsthaft sprach und sie beinahe drohend ansah, bekam sie ein bißchen Herzklopfen und eine unklare, allgemeine, unbestimmte Angst.

Sie wollte ja auch endlich zu ihrem Versöhnungsfest kommen.

„Ich schwör' dir's zu," sprach sie voll Nachdruck, „ich kann schweigen. Das sollst du mal sehen!"

Plötzlich fiel sie ihm um den Hals.

„Und verzeihen will ich dir auch. Wir wollen nie mehr davon sprechen," flüsterte sie in leidenschaftlichem Tone.

Er unterdrückte einen Seufzer. Gerade diese selben Worte hatte er schon einmal von ihr gehört. Und sie hatten so gar keinen Wert gehabt...

Doch zog er sie mit Herzlichkeit näher an sich heran und küßte sie auf die Stirn.

Da entriß sie sich ihm und trat von ihm zurück.

„Einen so gnädigen und kalten Kuß verbitt' ich mir."

„Doraline..."

Aber sie war ganz in Zorn, ihre Nasenflügel bebten. Mit zurückgeworfenem Kopf und funkelnden Augen sah sie zu ihm empor. Der Rückschlag in ihr war zu stark.

„Du sollst dich nicht mehr darüber zu beklagen haben, daß ich dir zu verliebt nachlaufe," sagte sie böse. „O, nein! Wenn eine Liebe so mißhandelt wird wie die meine, könnte sie sich auch einmal ins Gegenteil verkehren."

Und um ihren Zorn, ja, es war fast Haß, noch mehr zu beweisen, ging sie in stolzer Haltung hinaus.

Er sah ihr nach. Sah lange auf die weiße, kalte, blanke Tür, hinter der sie verschwunden war.

Ein Ausdruck schwerer Ermüdung war auf seinem Gesicht.

Wie ein Kind, dachte er, das nach dem schlägt, der ihm den Willen nicht tut ...

Vielleicht war das auch mehr. Das erste Aufblitzen jenes Hasses vielleicht, der aus dem Kampf zwischen Überdruß und Unersättlichkeit entsteht ...

Einen ganzen Tag lang hielt Doraline ihren Schwur. Sie war von sehr viel Vorsätzen zum Heroischen erfüllt. Wollte Borwin zeigen, daß sie Wort halten könne, beherrscht zu sein verstehe, ihm keineswegs mehr nachzulaufen gedenke. Sie nahm eine Miene der Würde und Fraulichkeit an. An diesem ersten Tage des „neuen Lebens", wie sie den Zustand bei sich nannte, holte sie ihn weder vom Kontor noch von der Börse ab. Und war nun voller Erwartung, was er bei Tisch darüber sagen, und mit wie viel Innigkeit er sie dafür loben und belohnen würde.

Aber Borwin schien es gar nicht einer Erwähnung für wert zu halten. Er war sehr schweigsam, sehr ernst.

Da fand das „neue Leben", das am vorigen Abend spät begonnen hatte, schon mittags um zwei Uhr ein Ende. Und Doraline versteckte zunächst ihre Enttäuschung unter einer gedrückten Miene und der Haltung einer schmerzlich Gekränkten.

Gegen Abend sprach ein Herr vor, den Doraline nicht kannte. Er sah ungefähr aus wie ein Stallmeister in einem vornehmen Zirkus, nur nicht so pomadisiert und nicht so vergnügt. Doraline betrat zufällig den Flur, als dieser Fremde mit dem Diener unterhandelte. Er wollte durchaus Herrn Eggsdorf selbst sprechen und seinen Namen nicht sagen. Er war bereit, nach dem Kontor zu gehen, und als er hörte, daß nach aller Wahrscheinlichkeit Herr Eggsdorf gerade unterwegs sei, bat er, warten zu dürfen.

Das wollte Doraline aber nicht haben. Ihr war dies ein „unheimlicher Mensch“, und sie hatte noch keinen Blick, der unterscheiden konnte.

Sie sagte etwas kurz: der Herr möge sich nur wieder herbemühen, aber sie glaube kaum, daß ihr Mann sich noch so spät würde stören lassen. Und fragte, ob es denn etwas Geschäftliches sei.

Allerdings.

Als Borwin bald danach eintraf, wurde er gleich mit einer romantischen Erzählung bestürmt: ein Abenteurer war dagewesen, der ihn gewiß anpumpen wolle, so habe er ausgesehen. Die in der Tat etwas düstere, hagere Rittererscheinung des Herrn von Prüttwitz wurde in Doralinens Beschreibung die eines mordbereiten Anarchisten.

Aber noch war die Geschichte nicht ganz zu Ende, und Doraline verweilte noch bei der Darstellung ihrer sehr strengen und abweisenden Haltung, als der Diener hereinkam und meldete: der fremde Herr sei wieder da. Zugleich gab er Borwin einen kleinen Briefumschlag. Es mußte eine Visitenkarte darin sein. Ja, richtig. Es schienen aber nur ein paar Worte und ein Name darauf zu stehen. Das sah Doraline, als ihr Mann den Umschlag zerriß.

Borwin ließ den Fremden in sein Zimmer treten. Dort blieb er nicht sehr lange mit ihm. Doraline schienen aber die paar Minuten eine Ewigkeit. Sie verging vor Spannung.

Sie hätte ja horchen können. Falls die Männer unbefangen und laut sprachen, konnte man jedes ihrer Worte nebenan in Doralinens Zimmerchen hören.

Die Versuchung war groß. Aber das sei doch unanständig — horchen! fühlte sie. Nein, nein.

Als dann Borwin wieder bei ihr eintrat, fand sie ihn sehr blaß. Sie bestürmte ihn mit Fragen. Wer war das? Was wollte der Mensch? Warum war Borwin bleich? Weshalb wies er ihre Fragen ab? Also wieder Geheimnisse . . .

Er versuchte ihr zu sagen, daß es ja die Geheimnisse andrer Menschen sein könnten — zum Beispiel ein

besonderes Geschäft, das geplant und ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt werde. Allerlei Fälle erfand seine Phantasie; er stellte viele Möglichkeiten hin, die ihm verboten, ein Gespräch, das er mit einem Fremden geführt, seiner Frau mitteilen zu können.

Doraline war außer sich. Verziehen hatte sie gestern abend. Geschwiegen hatte sie — ihren Schwur gehalten — jawohl! Und nun schon wieder Heimlichkeiten!

Die Not lehrte ihn eine feige Taktik.

Er mußte unter allen Umständen noch fortgehen, seinen Sekundanten sprechen, dem schleunigst zusammengetretenen Ehrenrat Rede und Auskunft geben. Die Sitzung konnte bis in die Nacht hinein dauern.

Wie die Freiheit hierzu erobern, ohne neue Fragen und neue Lügen?

Und so sagte er schroff, daß er den Klagen und Vorwürfen zu entgehen wünsche, und daß dies mehr sei an Neugier, Mißtrauen und Eifersucht, als ein Mann aushalten könne, und daß er deshalb im Klub zu Abend essen werde. Er ging davon.

Hinter ihm verfiel Doraline in ein heißes Schluchzen. Der Tag voll verständigen Betragens glich in ihrem Gefühl den Werten eines ganzen, aufopferungsvollen Lebens. Und dies war ihr Lohn...

Am andern Morgen schien Doraline vor den Augen ihres Gatten in schweigendem Kummer und Elend zu vergehen. Aber so bedeutungsvoll ihre Haltung auch war, so auffordernd ihre Seufzer: er schien nichts von ihrem Unglück zu bemerken. Er war so in sich gekehrt, daß er ihr nur flüchtig die Haare streichelte, ehe er ins Geschäft ging. Und gerade das war die einzige Zärtlichkeit, die Doraline nicht mehr haben mochte, seit sie ihre Frisur geändert hatte. Ihr wunderhübsch und sehr künstlich geordnetes Haar vertrug es nicht, wenn gegen die Linie des Aufbaus von kräftiger Männerhand gestrichen ward. Mit vorwurfsvoller, schmerzlich beleidigter Gebärde rückte sie ihre lockeren Haarwellen wieder zurecht. Vorwin sah es gar nicht...

Nein, dies war zuviel! Aber sie hatte geschworen ... sie wollte sich großartig halten, das war ausgemacht — dabei blieb es. Wenn Borwin zu Tisch käme — sie wollte ihn abermals nicht abholen — dann dachte sie ihn zu fragen, ob er denn noch etwas an ihr auszusetzen habe, ob er denn nicht gerührt sei von ihrem Benehmen.

Diesen ihren Vorsatz konnte sie nicht ausführen. Borwin ließ telephonisch absagen: er habe Geschäfte, er käme nicht zu Tisch.

Nun wallte etwas in ihr auf, das vielleicht der Enttäuschung einer Schauspielerin glich, die eine mühsam eingeübte, sehr schwere Rolle vor leerem Hause spielen muß. Wenn sie kein Publikum für ihre schönsten Gesten und Worte hat, wirken sie als Groteske vor ihrem eigenen Bewußtsein, werden zum unnütz verpufften Aufwand.

Geschäfte! dachte Doraline erbittert.

Wie oft hatte ihre Schwiegermutter, die von einer triebhaften Mitteilsamkeit über ihr eigenes Leben und die Angelegenheiten andrer Leute war, wie vielmal hatte sie gesagt: „Ach was, Geschäft! Das ist so 'n Passepartout für die Männer. Ihre Hintertür, aus der sie uns entschlüpfen. Der Punkt, auf dem man sie nicht kontrollieren kann. Borwins Vater war fast naiv darin. Zu den unwahrscheinlichsten Tages- und Nachtzeiten blieb er aus dem Haus. Immer in Geschäften. Ich sagte ihm auch, dazu hätte er sich 'ne dümmere Frau nehmen müssen."

Aber Doraline fühlte: Ich bin nicht dumm — ich nicht!

Und sie steckte sich mit zitternden Händen den Hut auf dem Kopfe fest und stach sich fast eine Nadel in die Haut hinein. Sie nahm sich nicht die Zeit, anspannen zu lassen. „Ich finde wohl einen Taxameter."

Aber auf dem weiten Schmuckplatz, an dem das Eggsdorfhaus lag, war kein Wagenstand. Die wenigen Villen, die in alten großen Gärten das geräumige Rund des Platzes umschlossen, lagen in merkwürdiger Verlassenheit.

Vom Himmel, der dick und gleichmäßig trübe aussah, als sei er mit hellgrauem Flanell bespannt, troff ein sehr dichter Regen in eiliger Gleichmäßigkeit. Auf dem Rasen stand die Nässe, die letzten Rosen in den Rabatten neigten ihre wasserschweren dicken Blumenköpfe bis in ihre auf der Erde der Beete festgepflockten Zweige. Die mit feinem Kies bestreuten Wege waren von Lachen durchsetzt. Der kreisrunde Fahrweg an den Villengittern vorbei zeigte kleine Ströme in den Wagenfurchen.

Doraline lief durch die Lachen und quer über den verschlammten Fahrweg. Sie bog in eine der drei Gartenstraßen ein, die auf den Platz mündeten. Auf ihrem Schirm prickelten die Regentropfen monoton.

Endlich traf sie eine Autodroschke. In ihr begann sie nun die Jagd auf Vorwin. Er war nicht im Geschäft; der Kassenbote, mit dem sie in der Tür zusammenprallte, meinte auch, der Herr sei nur ganz kurze Zeit dagewesen. Aber der Mann konnte sich ja irren. Doraline ließ einen der Herren Prokuristen herausbitten, erzählte ihm mit raschem Atem und weinerlicher Stimme, daß sie unter allen Umständen sofort ihren Mann sprechen müsse. Der höfliche und ergebene Prokurist bedauerte es sehr, aber er konnte ihr nicht dazu verhelfen. Daß er kopfschüttelnd hinter ihr her lächelte, als sie wieder einstieg, das sah Doraline nicht.

Vorwin war auch nicht im Klub. Die junge Frau folgte dem Klubdiener auf den Hacken. Vom Vorzimmer aus konnte sie die Flucht der Räume halb und halb übersehen. Und sah nur zwei alte Herren, die nichts mehr mit dem Leben zu tun hatten, als es zu kritisieren. Der greise Konsul Dierkens guckte über seinen Kneifer weg mißbilligend auf die junge Frau an der Tür. Er hatte den Tatterich, und die Zeitung in seiner Hand bebte, als schüttle er sie mit Vorbedacht. Von dem andern Leser war nur die Glatze seines Hinterkopfes sichtbar, die sich gegen die grüne Lederpolsterung des niedrigen Klubstuhls gedrückt hatte, und dieses Stück Glatze zeichnete sich blank und rund von

dem Schwarzweiß einer breit entfalteten Zeitung ab. Vollkommene Stille herrschte. Und draußen vor den großen Fensterscheiben rann der Regen. Es war beklemmend und traurig. Die ganze Lebensöde einsamer und unnützer Menschen schien um diese beiden alten, schweigenden Männer zu sein. Doraline ängstigte sich fast. Es schien auch, als schüttle der eine alte Mann die Zeitung drohend gegen sie. Und sie glaubte es dem von seinem Gange durch die Räume zu ihr zurückkehrenden Diener: es sei niemand weiter da.

Abermals hinein in das vom Regen begossene Auto. Der Chauffeur, in seinen gelben Gummimantel gehüllt, die Mütze über Nacken und Ohren, sah wie ein phantastisches Ungeheuer aus, das eben aus dem Wasser zur Oberfläche aufgetaucht ist.

„Zum Royal!" befahl Doraline. Das war ein kleines, vornehmes Restaurant. Dort, das wußte sie, hatte Borwin früher einen Vormittagsstammtisch gehabt, an dem ein bestimmter Herrenkreis zwanglos kam und ging, wo man manchmal nur für Minuten vorsprach, um vor der Börse noch eine Kaviarschnitte und ein Glas Sherry zu nehmen.

Der Portier, der hinter der Glasscheibe der Entreetür mit stumpfer Ergebung die verkehrslosen Stunden ertrug, kam, sich zu eifrigen Allüren aufraffend, an die Tür der Autodroschke.

Natürlich. Er kannte Herrn Eggsdorf sehr gut. Nein, Herr Eggsdorf war heute noch nicht hier gewesen und verkehrte überhaupt seit Monaten kaum noch im Royal.

Wo soll ich ihn suchen? dachte Doraline verzweifelt und begriff, daß sie ihn nirgends finden werde.

Der entsetzliche Gedanke kam ihr: er ist bei der Arnberg. Ja, ganz gewiß. Die Unterredung im Münchower Park war ihnen gestört worden, war nicht zum Abschluß gekommen. Wer wußte, was sie sich noch zu sagen hatten! Wer bürgte dafür, daß alles nur so ideal zwischen Borwin und seiner früheren Geliebten zugegangen sei, wie er behauptete! Das zu versichern, war ja seine einfachste Pflicht!

Die alte Liebe flammte wieder auf. Die Verlassene

rächte sich, indem sie nun ihr, der Siegerin von einst, den Mann wieder fortnahm.

Doraline fühlte: Ja, so war es! Am liebsten wäre sie zum Telephonamt gefahren. Ein letzter Rest von Wirklichkeitssinn ließ sie begeifen: das ginge nicht. Wo wohnte Hardy Arnberg? Ah, ja — das war ein Gedanke — mit ihr sprechen: Frau zur Frau ...

Man kann auf der Polizei erfahren, wo jemand wohnt, wußte Doraline. Sie hatte auch einmal gehört, daß Hardy Arnberg nach dem Fortzug ihrer Mutter aus der Stadt in einer Beamtenfamilie Pension genommen habe. Wo diese Leute finden?

Aber Mama mußte die Adresse haben. Sie lud doch Hardy Arnberg manchmal ein. Ja, nun war es klar, warum die immer abgesagt hatte unter dem Vorwande ihrer Arbeit — sie mochte kein ganz reines Gewissen haben ... Arbeit ... Geschäft ... jawohl, bequeme Vorwände.

Die Autodroschke raste am Hause des Generalkonsuls Nottbeck vor. Nun merkte Doraline, daß sie kein Geld bei sich habe.

Sie lief ins Haus. Da war eine schreckliche Unruhe. Die Mama befahl aller Welt: dem Tapezier, der Kochfrau, ihrem Manne, dem Blumenlieferanten, dem Tafeldecker.

Was wollte Doraline? Jetzt, wo man alle Hände voll zu tun hatte? Geld? Frau Nottbeck nahm das Portemonnaie aus dem Schlüsselkorb am Arm und gab der Tochter ein Silberstück. Da sagte Doraline kleinlaut, daß fünf Mark nicht reichten, sie habe das Auto sehr lange gehabt. Als dann der Generalkonsul selbst hinausging, um zu bezahlen, erfuhr er, wo seine Tochter überall herumgefahren sei. Er schüttelte ein bißchen den Kopf, und sah sie sehr ernst an. Aber er sagte nichts, um seine Frau, die ja unerhört viel zu tun hatte, nicht zu stören.

Er hätte seine Frau besser kennen sollen. Als sie zwanzigfach gefragt, befohlen, geantwortet hatte, wendete sie sich plötzlich ihrer Tochter zu, die gedrückt, überflüssig, die Freudlosigkeit und versteckte Angst in

Person, auf einer Stuhlkante saß und ihren nassen Rocksaum besah.

„Wozu hast du denn so viel Geld verfahren?" fragte sie.

„Ich suchte Vorwin. Er ließ melden, daß er nicht zu Tisch käme.

„Ah — na, hör mal, Dorli, du beträgst dich dumm!" sagte Frau Rottbeck kräftig. „Dein Mann hat ein großes Geschäft. Da kommen Abhaltungen vor. Dann darfst du nicht hinter ihm drein suchen."

„Er war aber gar nicht im Geschäft!" sprach Doraline.

„So war er am Hafen. Oder bei Geschäftsfreunden. Oder an Bord eines seiner Schiffe."

Daran hatte Doraline nicht gedacht. Eine Sekunde war sie verdutzt. Aber nein: dergleichen hätte man ihr im Kontor gesagt, sie hatte dort so dringlich nachgefragt, ob man ihr denn gar nicht Auskunft geben könne.

„Ach, Mama," begann Doraline weinend, „ich bin nicht so glücklich, wie ihr denkt."

Frau Rottbeck war empört: heute abend kam ihr Sohn Fritz, in drei Tagen war Irmas Hochzeit, die Aussteuer wurde noch heute vom Spediteur abgeholt, tausend Anordnungen mußten noch für das Diner getroffen werden. Und diesen Moment, diesen wählte Doraline, um ihr etwas vorzuklagen.

„Mein Kind," nahm der Generalkonsul das Wort, denn dies schien ihm einer der äußersten Fälle, wo er seine Frau vor dem Übermaß der stets an sie gestellten Ansprüche zu schützen hatte, „mein Kind, wir denken keineswegs, daß du glücklich bist. Wir sehen vielmehr leider, daß du in ewigen Exaltationen lebst. Aber daß du diesen Moment wählst, um deiner Mutter das Leben schwer zu machen, ist nicht liebevoll bedacht."

Aber schon schob seine Frau ihn auch beiseite.

„Dorli," sagte sie in ihrer entschlossenen Art, „wenn's bei euch schief geht, hast du Schuld. Sieh deinen Vater und mich an. Hast du je was andres gesehen hier im Hause als Liebe und Frieden? Ic

andre Gedanken gehört als solche, die sich mit dem Wohlergehen und Behagen deines Vaters beschäftigten? Nimm dir 'n Beispiel dran."

„Ja," schluchzte Doraline, „Vater liebt auch keine Frau als dich und denkt nur an dich und ist dir treu. Wenn ihr wüßtet . . ."

„Ich hoffe, du willst von Borwin nicht das Gegenteil behaupten. Sein Vater war ja 'n tiefgehendes Schiff. Er selbst hat ja immer den besten Ruf gehabt, und mir scheint, er ist auch seit der Heirat von einwandfreier Haltung. Aber wie gesagt: Heute habe ich für so was keine Zeit. Besinne dich. Red dir nicht aus Eifersucht gleich was ein, wenn du mal allein deine Suppe essen mußt. Das kannst du ja auch bei uns. Geh, leg ab, bleib zu Tisch hier."

Doraline schüttelte den Kopf. Nein, sie wollte nicht hier bleiben.

„Ist Heinz Philipp oben bei Irma?" fragte sie.

„Soviel ich weiß, ist er ausgegangen."

Da war Doraline also sicher, daß sie dem Bruder Hardys nicht zu begegnen brauchte. Schweren Herzens, ganz und gar mit dem Gefühl einer vom Geschick ungerecht Mißhandelten, stieg sie die Treppen hinauf.

Doraline fand Irma vor dem Schreibtisch beim Ausräumen aller Kinder- und Mädchenerinnerungen, soweit solche in Ballkarten, Briefchen, Kotillongeschenken, Ansichtskarten hängengeblieben waren. Neben ihr stand ein Waschkorb, in den flog ein zusammengeknülltes Papier nach dem andern hinein. Alte Gürtel, Bänder, Handschuhe füllten ihn schon halb. Die ganze Zimmereinrichtung, die weißen Lackmöbel mit den hellgrünen Polstern, den dazu abgestimmten Teppichen und Vorhängen, sollte mit Irma gehen oder vielmehr ihr nachfolgen. In ihrer eigenen Häuslichkeit wollte die junge Frau dann das Fremdenzimmer damit ausstatten. Natürlich sah es nun sehr unordentlich aus, und Irmas eigene, sorgfältig gekleidete und gepflegte Person paßte nicht mehr hinein.

„Guten Tag, liebe Irma," sagte Doraline in einem merkwürdig bescheidenen, weichen Ton.

„Nanu," sagte Irma dagegen, „ganz Wehmut und Schlagsahne? Was ist denn los?"

Sie sah sich in halber Wendung nach Doraline um. Da fiel ihr diese von rückwärts um den Hals und drückte ihre rechte Wange gegen Irmas linke.

„Es wird mir zu schwer, daß du fort von hier gehst — meine einzige Schwester!" schluchzte Doraline auf.

Irma wollte sich erheben, und um das zu ermöglichen, mußte sie Doraline förmlich abschütteln; sie tat es aber mit Sanftmut.

„Das hab' ich mir nicht träumen lassen, daß ich dir mal fehlen würde," sagte sie ungerührt, „danach war dein Betragen gegen mich ja eigentlich nicht. Du hast mir, seit ich Braut bin, das Leben redlich sauer gemacht. Wenn ich bloß an deine alberne Eifersucht denke! Gott, wie war es geschmacklos. Ich hab' den Humor bewundert, mit dem Heinz Philipp dem zusah."

„Verzeih mir, Irma. Aber ich dachte ganz gewiß, daß du es seist, die Borwin vor mir geliebt hat."

„Verrückt!"

„Aber jetzt weiß ich, wer es ist."

Irma setzte sich auf ihren Schreibtisch, stemmte die weißbeschuhten Füße auf den Stuhl davor, verschränkte die Arme und sah von da wie von einem Richtersitz mißbilligend, philosophisch und geistig äußerst überlegen auf die verweinte und vom Regen ganz schlappe Schwester hinab. Der hing das Haar, es hing ihr weißes Kleid, die Spitzen auf ihrem Hut waren in sich zusammengesunken, die lila Tuchjacke ungleich getupft vom Regen.

Und weise und mokant sagte Irma: „Du bekümmerst dich um die Vergangenheit deines Mannes?! Weißt du nicht noch was Dümmeres? Jeder Mann hat vorher irgend 'n Verhältnis gehabt."

„Verhältnis, ja. Das ist aber was andres als 'ne große Liebe."

„Na, und wenn schon Liebe. Fürs Gewesene gibt

der Jude nichts. Jetzt bist du seine Liebe. Gefühle wechseln. Standesamt bleibt."

„Wenn ich fest glauben könnte, es ist ‚gewesen'. Wenn ich nicht ahnte, wüßte, daß die alte Geschichte von vorn wieder anfängt."

„Ach, deine Eifersucht phantasiert. Erst hast du ihn mit mir im Verdacht gehabt, jetzt bildest du dir was andres ein. Wird wohl ebenso 'n blauer Dunst sein," sagte Irma, die ungeduldig wurde und sich gelangweilt fühlte.

Da trumpfte Doraline auf. Es war denn doch zu unerträglich. Niemand hatte Zeit und Glauben für ihre Leiden.

„So?" sprach sie. „Blauer Dunst? Ich kann doch noch sehen! Und wenn ich sogar selbst dazukomme, wie Borwin sie umarmen will, wie er ihr heiß und immerfort die Hände küßt..."

„Wo hast du denn das gesehen?"

„Neulich, in Münchow."

„Ach, Unsinn. Da??..."

„Es ist doch die Arnberg!" sagte Doraline heftig und durch den beharrlichen Unglauben förmlich in ihrer Ehre sich verletzt fühlend.

Irma kam blitzschnell von ihrem hohen Sitze herabgeglitten.

„Meine Schwägerin Eberhardine?" fragte sie scharf.

„Wer denn sonst!" Und Doraline weinte wieder. Sie wußte nicht genau, ob über alle Schwere des Lebens, oder weil sie doch etwas erschrak, daß es nun heraus war...

„Laß dein dummes Heulen," sagte Irma grob. „Erzähle..."

Aber erzählen konnte Doraline nicht im Zusammenhange. Daß Irma sie so anfuhr, hatte sie vollends aus der Fassung gebracht. Irma indes verstand logisch zu fragen, mit einem gewissen untersuchenden Überblick.

Und nach ein paar Fragen hatte sie ein Bild von der Sache... In ihren Antworten und Auskünften unterschlug aber Doraline einen Umstand, nämlich den, daß Herr Dieter Arnberg Zeuge der Szene geworden

sei. Es erschien Doraline in einer Hinsicht das nebensächlichste bei der ganzen Geschichte, und anderseits genierte sie sich heimlich ein wenig, daß sie vor Herrn Dieter so kleinliche Worte gesprochen hatte. Die brauchte Irma nicht zu wissen; im Verschweigen eigener Kleinlichkeit ist auch der Plauderhafteste stark.

Nun aber, nachdem Irma, ihrer Meinung nach, genau Bescheid wußte, nun erwies sich etwas Überraschendes. Es zeigte sich, daß Irma bereits ganz und gar Arnbergisch fühlte.

Vielleicht ärgerte es sie auf das empfindlichste, daß ihres Verlobten Schwester ein „Abenteuer“ ausgerechnet mit Borwin Eggsdorf gehabt hatte. Aber was sie auch von Hardy denken mochte — und Irma hatte eine etwas überreife Phantasie — vor Doraline nahm sie Partei für alles, was Arnberg hieß.

„Das habe ich allerdings nicht von Borwin erwartet,“ sprach sie in großartiger Haltung, „ich habe ihn für einen Ehrenmann und für einen, wenn auch keineswegs über den Durchschnitt sich erhebenden, doch guten Menschen gehalten. Daß er sich die schwierige Lage eines jungen Mädchens zunutze machen könnte, das, gewissermaßen vorübergehend deklassiert, für ihren Lebensunterhalt arbeiten muß, ihr Liebe vorschwindelt, die Ehe verspricht und sie dann sitzen läßt, das habe ich ihm denn doch nicht zugetraut. Er muß in Eberhardine den Glauben an seine redlichen Absichten erweckt haben, sonst hätte sie sich gar nicht mit ihm eingelassen. Dazu ist sie viel zu ernst und zu vornehm. Eines ist ja gewiß: Heinz Philipp darf niemals das mindeste davon erfahren, sonst schießt er dir deinen Borwin über den Haufen! O, nun ist mir auch klar, weshalb Eberhardine sich so fern von unserm Hause hält. Es war ihr ein entsetzlicher Gedanke, etwa hier dem Verräter begegnen zu müssen. Aber sie war zu stolz und edel, ihn anzuklagen. Sie litt und schwieg. Und er, er hat die Unverschämtheit, kaum daß er sie wiedersieht, zudringlich zu werden! Ja, um Gottes willen — daß nur Heinz Philipp nichts erfährt! Stell dir die Konsequenzen vor ...“

Doraline saß mit offenem Munde. All die Pfeile dieser Rede schwirrten auf sie zu, und jeder traf. Ehe noch ihre Nerven dem einen aufzuckenden Schmerz recht nachhorchen konnten, bohrte sich schon wieder ein neuer Stich in ihr Herz.

Die Herabsetzung Vorwins verwundete sie furchtbar. Der Gedanke, daß Heinz Philipp als Rächer auftreten könne, war ihr überhaupt noch nie gekommen.

Ihr schwindelte. Hilflos saß sie da. Irma hatte immer viel Gewalt über sie gehabt und ein unbedingtes Ansehen. Jetzt fürchtete sie sich geradezu vor Irma.

Sie wollte bitten. Und wußte nicht um was.

Aber Irma fuhr gnadenlos in ihrer Rede fort. Sie hatte auch den einen, wichtigen Punkt herausgefunden: „Niemals hätte ein Mensch was von der Sache erfahren, wenn du mit deiner unglücklichen Eifersucht nicht hinter Vorwin herspioniert haben würdest. Begreif doch endlich die tiefe Lebensweisheit: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Aber so sind Eifersüchtige. Erst denken sie: Weil ich nicht weiß, macht's mich heiß. Und wenn sie dann wissen, betragen sie sich erst recht toll."

„Immer krieg' ich Schuld!" wehrte sich Doraline.

„Ich muß mit Mama sprechen," sagte Irma bestimmt, „die Tischordnung, die wir heute nach dem Frühstück entwarfen, muß geändert werden. Vorwin sollte Eberhardine führen. Es war gegeben. Das ist nun unmöglich. Man muß es ihr ersparen. O Gott, wenn sie nur nicht absagt! Dann ist Dieter die Laune verhagelt ... Weißt du was: Rate Vorwin, daß er ‚krank' wird."

„Was ...?" fragte Doraline langgedehnt. „In meinem Elternhause soll mein Mann unter einem Vorwand absagen?"

„Selbstverständlich. Ich heirate Herrn von Arnberg," sagte Irma hochmütig, „seine Schwester ist uns näher als dein Mann, dessen Gesellschaft man Fräulein von Arnberg kaum wird zumuten dürfen, jetzt, wo man weiß ..."

Doraline wehrte sich. Sie stritten darüber. Es

fiel der jungen Frau gar nicht ein, daß Borwin selbst erleichtert aufatmen werde, wenn er nicht zur Hochzeit zu kommen brauche. Sie konnte und wollte den Gedanken nicht ertragen, ohne ihren Mann das Fest zu besuchen oder auch abzusagen.

Und in dieser lächerlichen, nebensächlichen Schwierigkeit schien ihr zuletzt das ganze Ereignis zu gipfeln.

Bis jetzt war im tiefsten Grunde für Doraline alles Wortkampf gewesen, ein Eifersuchtserlebnis mehr, nur schrecklicher, tränenreicher, berechtigter als zahllose andre, die vorangegangen waren und die vergessen wurden, spurlos verwehten, in Zärtlichkeit und Kuß sich verschmerzen ließen.

Dieses aber, das erkannte sie jetzt, ging nicht nur Borwin und sie an, konnte nicht zwischen ihnen beiden allein ausgetragen werden. Es griff in die glatte Behaglichkeit des Familienlebens ein. Und dann dazu noch diese Drohung mit Heinz Philipp ...

„Hätt' ich doch geschwiegen!" jammerte sie.

„Das wäre bedeutend klüger gewesen," bestätigte Irma kühl.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür, und Heinz Philipps fröhliche Stimme fragte: „Eintritt ins Allerheiligste erlaubt?"

So mußte Doraline wohl gehen und nahm noch im Ohr das bedeutungsvolle Wort Irmas mit: „Denk über alles ernst nach!"

Ohne ihren Eltern Lebewohl zu sagen, ging sie wieder hinaus in den Regen, die traurige Einförmigkeit des Wetters als persönliche Unbill und Erhöhung ihrer Leiden empfindend.

Sie fühlte: sie konnte nicht mehr aus noch ein. Sie hatte schreckliche Dummheiten gemacht. Sie gestand es sich nicht deutlich, arbeitete vielmehr mit zahlreichen Selbstentschuldigungen gegen den Druck an, der auf ihr lag. Es gelang ihr nicht, sich in ein ruhiges Sicherheitsempfinden hineinzusteigern. Und sie beschloß, ihre Schwiegermutter um Rat zu fragen. Nicht aus Vertrauen oder Neigung. Aber durch Irmas Drohungen sah sich Doraline wieder auf Borwins

Seite gedrängt, stand in ihren Empfindungen wieder mehr neben ihm. Die Eifersucht ging in der Angst unter, daß er noch Fatalitäten haben könnte. Irma schwieg gewiß nicht gegen Heinz Philipp — weil Doraline nicht schweigen konnte, traute sie keinem Menschen diese Fähigkeit zu. Und Vorwins Mutter, so dachte sie unbestimmt, mußte doch Interesse daran haben, daß ihm nichts geschähe.

Frau Eggsdorf empfing die Schwiegertochter etwas zerstreut.

Sie horchte mit all ihren wartenden und neugierigen Gedanken gewissermaßen hinaus in das Telephonkabinett neben dem Flur. Gerade telephonierte nämlich Fräulein Hintze nach allen Windrichtungen, um für den Abend noch eine Kartenpartie zusammenzuladen, nachdem vorhin das Diner bei Doktor Hagens abgesagt worden war, weil Frau Hagen Influenza bekommen habe. Wie schrecklich, wenn es nicht gelingen sollte, drei Partner zum Bridge zusammenzubringen. Dann wäre der Abend unbesetzt, und man könnte sich langweilen! Es war ja kaum zu glauben, daß Frau Hagen um vier Uhr einen Influenzaanfall bekam, wenn sie um halb sieben Tischgäste erwartete. Aus Frau Eggsdorfs Munde hörte es sich so an, als sei die Erkrankung eine Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die Eingeladenen.

Doraline konnte nie recht von selbst mit einem Berichte beginnen. Dem Stapellauf ihrer Rede mußte durch Fragen die Gleitbahn glatt gemacht werden.

Sie verging in heimlicher Verzweiflung, hatte das Gefühl, daß sie nicht zu Wort kommen werde, und erhob sich wieder. Da aber streckte Frau Eggsdorf befehlshaberisch ihre Hand aus: „Einen Moment!" Und dann sprach sie zur Tür, durch deren Spalte Fräulein Hintze vergebliche Bemühungen meldete: „Telephonieren Sie mal an Majors," worauf sie sich wieder an Doraline wendete und fragte: „Warum kam Vorwin nicht zu Tisch? Und warum bist du über die Mittagszeit weggewesen? Habt ihr bei deinen Eltern gegessen?"

In jeder andern Stimmung wäre Doraline empört gewesen, wie genau ihre Schwiegermutter sich über die Vorgänge in der Haushaltung ihrer Kinder unterrichtet zeigte.

Jetzt weinte sie auf: „Ich — ich habe noch gar nicht gegessen!"

Diese Tatsache erschien ihr plötzlich äußerst tragisch, machte aus ihr ein Opfer.

„Also wieder mal Zank und Streit?" fragte Frau Eggsdorf, während Fräulein Hintze hinter dem Türspalt auf die Gelegenheit wartete, mitzuteilen, daß auch Majors nicht frei seien.

„Versuchen Sie mal, ob Lise Steinmann kann!" — „Also, was hast du, Kind?"

„Ich möchte deinen Rat oder vielmehr deine Ansicht hören, Mama ... über ... über ..."

Das fand Frau Eggsdorf von vornherein äußerst vernünftig. Sonst lief ja Doraline immer zu ihrer eigenen Mutter und holte sich da Rat ... und der war denn auch meist danach ... Sehr wohlwollend rückte Frau Eggsdorf sich in ihrem Armsessel am Fenster zurecht.

Doraline kam mühsam mit ihrer Geschichte heraus, nach den ersten Worten durch rasche, scharfe Zwischenbemerkungen gut gefördert durch ihre Zuhörerin.

Nein, wie das interessant war! Hatte Frau Eggsdorf es sich nicht gedacht, daß es mit diesem Mädchen einen Haken habe?

„Weißt du," sagte sie, „es war mir gleich verdächtig, daß die Arnberg nicht mit ihrer Mutter aufs Land wollte, wo sie es so bequem hätte haben können. Sie blieb lieber in der Stadt, und wenn sie hier auch einerseits tüchtig arbeiten muß — das heißt, ich glaube, das ist auch nicht so schlimm, die Telephonistinnen sitzen doch warm und trocken und werden großartig bezahlt — na, und dann die vielen Freistunden! Wegen der Freistunden ist sie natürlich hier geblieben und noch wahrscheinlich froh, die Mutter los zu sein. Ich hab' die Arnberg einmal auf dem Platze vorm Telephon-

amt gesehen, mit einer Person! Einer Person, sag' ich dir! Doll! Ich guckte weg, um nicht grüßen zu müssen."

Frau Eggsdorf war ganz von Befriedigung gesättigt. Sie gönnte es der Irma, deren dreiste Impertinenz sie so oft ärgerte, sie gönnte es ihr von Herzen; so gewaltig tat die sich mit den Arnbergs! Und nun kam es heraus, daß Fräulein von Arnberg ein ganz lockeres Mädchen war.

„Es war aber doch wirklich nicht recht von Borwin!" sprach Doraline.

Fräulein Hintze meldete abermals an der Tür, daß Fräulein Lise Steinmann leider schon für diesen Abend versagt sei.

Frau Eggsdorf winkte entmutigt ab. „Denn lassen Sie man. Zu dumm, nicht mal drei Menschen zum Bridge kriegt man zusammen. — Was sagst du? Unrecht von Borwin? Die Männer gehen nie weiter, als ein Mädchen sie kommen läßt! Das darfst du mir glauben. Und sie muß doch recht nah mit ihm gestanden haben. In diesem Zusammenhange fällt mir ja was kolossal auf! Denk dir: Borwin und ich haben doch die zwölf Häuser in der Tannenstraße von Onkel Eggsdorf geerbt. Ich hatte sie mir noch nie angesehen. Während ihr auf der Hochzeitsreise wart, legte der bisherige Verwalter sein Amt nieder, ich mußte alles einem neuen übergeben. Auch bat damals gerade meine einstige Lehrerin, die alte Hüpeden, mit ihrer lahmen Tochter um eine in den Häusern am 1. Juli freigewordene Parterrewohnung, die sie billiger haben wollte. Na, also ich ging mal mit Fräul'n Hintze hin, und wir besahen uns denn die Parterrewohnung. Alles ist da elegant und auffallend hübsch. Über dem Niveau dieser Wohnungen. Feine Tapeten, Küche und Badestube mit Kacheln — Extraanbau für eine Badestube, die sonst nicht vorkommt in den Häusern. Na, das fiel mir ja natürlich auf! Ich frage nach, wer da gewohnt hat. Eine Frau von Arnberg mit Tochter, sagt der Vizewirt. Und fügt hinzu, daß Borwin alles selbst beordert und fix dahinter hergewesen sei, daß es

schnell gehe — ich kann nur sagen, mir schien, als lächle der Mann sehr vieldeutig dazu. Jedenfalls ist es verdächtig. Läßt tief blicken. Das sagt Fräul'n Hintze auch."

Doraline hatte einen trockenen Mund vor Eifersucht.

„Oh!" sagte sie. „Wie schrecklich . . ."

Aber Frau Eggsdorf nahm das Leben, wie es nun einmal war.

„Gott," meinte sie, „diese Mädchen wollen sich amüsieren. Das ist ihr Recht. Darin bin ich kulant. Warum nicht? Und warum soll ein junger Mann wie Borwin sich genieren? Glaub nur, das machen alle. Und gerade die, die aus herabgekommenen guten Familien stammen, werden meist die Flottesten. Das kennt man. Meinetwegen immerzu. Nur soll man mir gesellschaftlich solch Mädchen nicht aufdrängen wollen."

Daß ihre Rivalin mit diesem Ton und diesen Worten so glattweg aus der Reihe der Achtbaren gestrichen wurde, gab ja Doraline ein gewisses Gefühl von Genugtuung. Aber dennoch ängstigte es sie auch.

Sie brachte vor, daß Borwin ihr verboten habe, davon zu sprechen, und daß sie sich nun Vorwürfe mache, sich auch vor den Folgen ängstige.

Da lachte Frau Eggsdorf zurückgelehnt mit erhobenem Gesicht und scheuchte mit einer schüttelnden Handbewegung Doralinens Sorgen davon.

„Da mach dir nur kein Gewissen draus," sagte sie, „wer weiß, ob es nicht so wie so eine stadtbekannte Geschichte ist. Die betreffenden Familien selbst erfahren immer zuletzt davon. Die Freundinnen der Arnberg werden wohl eingeweiht gewesen sein. Und im Klub prahlen die Herren gewöhnlich mit solchen Sachen. Was man heut im Klub spricht, weiß morgen die ganze Börse. Also ängstige dich nicht. Und Folgen? Bild' dir doch nicht ein, daß der Leutnant Borwin fordert. Darum?! Es ist ja vielmehr sein Interesse, fein stille zu sein. Duell macht bloß Skandal. Irma hat dir nur imponieren wollen. Tröst dich. Geh

hinauf. Iß. Zieh dir was Trockenes an. Und begrab die Geschichte."

„Wie kann ich! Wie kann ich!" klagte Doraline. „Das ist's doch gerade, ich fühle, Borwin liebt mich nicht mehr — kehrt zu ihr zurück."

„Na, dann sei hochnasig. Tu, als merkst du nichts. Das ist das klügste. Treue Männer gibt es nicht. Zügel locker lassen — damit kommt man weiter. Immer tun, als ob das, was außerhalb der eigenen vier Pfähle vorgeht, zu tief unter dir steht, um dich aufzuregen."

Aber weil Frau Eggsdorf der Intelligenz ihrer Schwiegertochter gar nichts zutraute und von ihrem unbeherrschten Temperament und ihrer Unfertigkeit nicht viel Diplomatie erwartete, beschloß sie, ernsthaft mit Borwin zu sprechen. Es sollte korrekt in der Eggsdorfschen Familie zugehen. Unter „korrekt" verstand Frau Eggsdorf durchaus keine moralische Enge. Borwin konnte, wenn es ihm denn im Blute lag, sich seine kleinen Abwechslungen suchen, so viel und wo er wollte. Aber keinerlei Beziehungen durfte er unterhalten, die so oder so zu fatalen Verwicklungen führen konnten. Mädchen, die halb und halb zur Gesellschaft gehören, Mädchen, die arm, allein lebend, Berufsarbeiterinnen sind und doch ansehnlichen Familienanhalt haben — solchen Mädchen geht man klüger aus dem Wege. Die treten nach Bedarf eines Tages mit Ehrgefühlen, gebrochenen Herzen und rächenden Vätern oder sonstigen Tugendwächtern auf die Szene.

Jawohl, das mußte sie mit sehr deutlichen kräftigen Worten Borwin noch heute abend vorstellen.

Jetzt wünschte sie Doraline los zu sein. Aber die hatte noch die Hauptfrage ungelöst auf dem Herzen.

„Irma verlangt," brachte sie klagend vor, „daß Borwin unter einem Vorwande zur Hochzeit absagen soll. Und Irma will es Mama sagen. Mir ist bange vor Mama."

„Unsinn," entschied Frau Eggsdorf, „das wäre noch schöner! Laß die Arnberg wegbleiben, wenn sie kein reinliches Gewissen hat. Und deine Mama laß nur

kommen. Der will ich wohl Bescheid sagen! Ich kann auch reden. Gottlob!"

Frau Eggsdorf drängte Doraline fast hinaus. Aber war doch von ungewöhnlicher Herzlichkeit. Unter vier Augen mit Fräulein Hintze nannte sie sie ja „die dumme kleine Pute". Aber in diesem Augenblicke war ihr die junge Frau doch wert. „Beinah also war's drauf und dran, daß Borwin mir 'ne Telephonistin ins Haus gebracht hätte!" Das hob das Ansehen der Rottbeckschen Tochter. „Und Dummheit," schloß Frau Eggsdorf ihre Betrachtung, „ist noch nicht die schlimmste Zugabe."

Doraline bekam einen Kuß und ging beruhigt mit von allem Schuldbewußtsein und Ängsten befreiten Gefühlen hinauf in ihre eigene Wohnung.

Noch war Doraline auf der Treppe, da besprach Frau Eggsdorf die Geschichte schon mit Fräulein Hintze. Fast war es ja ein Ersatz für die abgesagte Gesellschaft und die nicht ermöglichte Bridgepartie. Und Fräulein Hintze bekam den Auftrag, hinter der Gardine Borwins Heimkehr auszukundschaften. Seine Mutter wollte sogleich mit ihm sprechen.

Der Abend sank. Fräulein Hintze, in gemütlicher, gekrümmter Haltung, saß zufrieden im Lehnstuhl am Fenster. Ihren kleinen Kopf, den sie immer schräg hielt wie ein äugendes Huhn, hatte sie gegen die breite, ausgebogte Tüllkante vorgestreckt, die unter der dunkelroten Stoffgardine heraus stand. Es war sehr dämmerig im Raum.

In der Tiefe auf dem Sofa saß Frau Eggsdorf und sprach emsig. Zwischendurch stimmte Fräulein Hintze bei oder half dem Gedächtnis ihrer Herrin nach. Über diese Geschichte sprachen sie. Und über viele, viele andre Geschichten.

Unaufhörlich liefen die gleichmäßigen Stimmen durch die Dämmerung, wie schmutziges Wasser durch Rinnsteine läuft, gelassen und stetig. Und von vielen Frauennamen und von mancher Mannesehre spülten diese sacht hinfließenden Reden die Ehre ab ...

Zwischendurch sagte Frau Eggsdorf einmal: „Was

für 'ne Stimmung unter diesen Umständen auf der Hochzeit sein wird, darauf bin ich wahrhaftig neugierig!"

Es trat aber ein Ereignis ein, das Frau Eggsdorf um die Befriedigung dieser Neugier brachte.

⊕ ⊕ ⊕

Die Felder schienen zu rauchen, weißer Dunst füllte den Wald. Der beginnende Morgen fand ein von Nässe übersättigtes Gelände, aus dem die Feuchtigkeit aufstieg wie Dampf von kochendem Wasser.

In diesen dichten, farblosen Brodem hinein lief der Zug. Die dunkle Wagenschlange schoß keineswegs in brausender Eile vorwärts. Sie trollte in maßvoller Geschwindigkeit dahin, als sei der Verkehr noch ein bißchen schlaftrunken und habe sich die Nachtruhe noch nicht ganz aus den Augen gerieben. In der Bahnhofshalle hatte noch Licht gebrannt, als die Herren den Zug bestiegen. Nun aber war im Abteil die Gasflamme erloschen, und draußen vor den Fenstern zog die Landschaft vorbei, in den Schleiern der veratmenden Regenspuren. Sie war wie ein Aquarell, in dem nur erst die Farben blaß angelegt sind, und in das hinein der zeichnende Pinsel noch keine festen Linien zog. Unter dem weißgrauen Hauptttone, der alles überzog, erriet man blaugrüne und bräunliche Tinten.

Die Herren sahen alle vier aus, als wollten sie auf die Jagd. Es war so verabredet worden. Den vertragenen weichen Filz auf dem Kopfe, die netzbesponnene Tasche umgehängt, das Gewehr am Riemen über der Schulter — in einer unverdächtigeren Kostümierung konnte man ja nicht zu so früher Morgenstunde mit dem Bummelzug ins Land hineinfahren.

Nur zwei von ihnen hatten je einen Kasten bei sich, der nicht zu dem Zwecke gehören konnte, den die Kleider der Herren vermuten lassen wollten.

Das Gespräch im Abteil war erst ein wenig träge. Der erste Anlaß dieser Fahrt und die Morgenfrühe gaben vielleicht zu gleichen Teilen die Gründe zur

mäßigen Geistesbeweglichkeit. Am lebhaftesten war der Hauptmann von Schleichheim. Er konnte weder im Hinblick auf seine Gabe zu munter hinfließender Rede noch auf seine äußere Erscheinung die Blutsverwandtschaft mit der Frau Generalkonsul verleugnen. Er war gedrungen, rötlichblond, sehr frischfarbig wie sie und hatte, wie sie, im sehr breiten, beweglichen Munde weiße Zähne, die auffallend auseinanderstanden. Außerdem aber trug er noch einen Kneifer in Goldfassung vor den etwas herausquellenden Augen. Wahrscheinlich war er so sehr bei der Sache, daß er, in der Naivität, deren sich wichtig fühlende Leute fähig sind, sich fast als Hauptperson der Stunde empfand. Daß er sie von allen Beteiligten am vollkommensten beherrschte, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Er saß hier in doppelter Eigenschaft: als Mitglied des Ehrenrates war er von diesem als Zeuge zum Duell delegiert. Und zugleich sollte er als Unparteiischer wirken.

Während er zum Doktor Fritz Eggsdorf, Borwins Vetter, von den Pistolen sprach, machte er immer erklärende Gesten zum Deckel des Kastens hin, in dem eben diese Pistolen wohlverwahrt lagen. Doktor Fritz, wie er in seiner Familie schlechtweg genannt wurde, hatte keiner schlagenden Verbindung angehört, schleppte den Ruf eines musterhaften Muttersöhnchens mit sich herum, war wegen seiner Krampfadern gänzlich militärfrei, und es stand zu vermuten, daß er, außer als Zuschauer etwa bei einem Feuerwerk, noch niemals habe Pulver knallen hören. Die zuverlässige Herzlichkeit, mit der er an Borwin hing, hatte diesen bestimmt, Doktor Fritz zum Arzt für die Gelegenheit zu wünschen. Mit heimlicher Genugtuung war der bereit gewesen, denn, ungeahnt von jedermann, brannte in ihm viel Lust an romantischer Männertat.

Einen angenehmeren Zuhörer als diesen Unerfahrenen hatte Schleichheim lange nicht gehabt. Der hübsche junge Arzt mit den etwas zierlich eiligen Bewegungen folgte denn auch voll Aufmerksamkeit dem Vortrag, und jedesmal, wenn Schleichheim erklärend

auf den Kasten deutete, gingen Doktor Fritz' Blicke mit der demonstrierenden Hand, als könne man durch den dunkelblanken Mahagonideckel hindurchgucken.

Schleichheim erzählte, wieviel Male er schon als Unparteiischer in solchen Fällen gewirkt habe, und wie manchesmal er seine Pistolen schon hergegeben, auch wo er selbst der Angelegenheit fernstand. Man benutzte eben zum Duell immer noch Vorderlader, die nach alter Methode mit Pulver, Bleikugel und Zündhütchen von den Sekundanten aus ein und demselben Pulverhorn vor den Augen der Duellanten und des Unparteiischen geladen würden. Das war Usus geblieben, weil bei diesem Verfahren niemals hinterlistiger Betrug unterlaufen könne, zum Beispiel durch Unterschiebung blinder Patronen. Ja, es kam vor, daß die Bleikugeln mit einem Hämmerchen oder sonstigen Metallgegenstande vor dem Laden noch angeschlagen würden, um durch den Klang festzustellen, daß nicht etwa eine Hohlkugel untergeschoben sei; Spitzkugeln seien verboten, es dürfe nur mit alten Rundkugeln geladen werden.

Die Pistolen, ein Paar, das sich glich wie kaum ein Ei dem andern — denn bei Eiern sind doch noch immer minimale Verschiedenheiten in der Größe und im Gewicht — hatten einen besonders langen Lauf. Das ermöglichte genaues Zielen. Schleichheim nannte auch den Namen des Büchsenschmieds, bei dem er vor vielen Jahren diese berühmten Pistolen habe machen lassen. Denn berühmt waren sie, das durfte er ohne Übertreibung sagen. Ja, förmlich verliebt sprach er von den Waffen, die still und dunkel in ihren seidenen Polstern lagen, wie sonst Frauenschmuck gebettet liegt.

Die durstige Andacht, mit der Doktor Fritz alles in sich aufnahm, regte den Hauptmann an. Und er fuhr fort, die Ausbildung des Neulings zu fördern.

Er machte auf vielerlei Nuancen und Möglichkeiten aufmerksam. Er hielt einen Vortrag über die Unterschiede zwischen einer Distanzforderung und einer Barrierenforderung. Als einmal eine solche zum

Austrag gekommen, war er Sekundant gewesen. „Bekanntlich," sagte er zu dem völlig kenntnislosen Doktor Fritz, „haben die Sekundanten da in gesicherter Stellung, mit geladener Pistole in der Hand, den gegnerischen Duellanten im Auge zu behalten und das Recht, von ihrer Waffe Gebrauch zu machen, wenn eine Inkommentmäßigkeit nicht mehr durch bloßen, warnenden Zuruf zu verhindern ist." Und in dem Falle, von dem er sprach, hatte die Erbitterung der Gegner die Situation unerhört gefährdet.

Das Thema war für ihn unerschöpflich. Nur mit äußerster Selbstbeherrschung versagte er sich den Genuß, noch weitere Geschichten, solche mit sehr ernstem Ausgange, zu erzählen. Obschon Borwin scheinbar nicht bemerkte, daß hier überhaupt gesprochen wurde, verbot der einfachste Takt, von Tod und Wunden zu reden.

Außer dem Doktor Fritz hörte auch Borwins Sekundant, der schwarzhaarige Assessor Rochow mit dem zerhauenen Kosackengesicht, sehr genau zu. Er spitzte besonders deshalb die Ohren, um als ebenfalls Erfahrener womöglich mal mit einem beistimmenden oder verbessernden Wort einfallen zu können, wozu ihn aber Schleichheim nur selten kommen ließ. Borwin hörte ganz bewußt, daß seine Freunde sprachen. Die Stimmen vermieden die starken Betonungen und den lauten Aufschwung. Es lag eine Sordine über den Saiten. Gedämpft war alles. Das spürte er wohl. Aber er versuchte nicht einmal, den Sinn der Worte zu erfassen.

Diese gemilderten Töne, die den engen Raum des Abteils füllten und allmählich pausenlos raunten, waren ihm peinigend. Sie machten seine Nerven vollends mürbe. Erhöhten die Unerträglichkeit der Lage. Aber er konnte von den Männern unmöglich erbitten, daß sie schweigen sollten. Sie würden seine Nervosität falsch gedeutet, vielleicht Angst in ihr gewittert haben. Sie konnten nicht ahnen, mit wie finsterem Mut, mit wieviel Gleichgültigkeit gegen Gefahr er der kommenden Stunde entgegensah.

Ihn quälten ganz andre Dinge.

Mit bohrenden Blicken sah er in die dampfende Morgenfrühe hinaus, die lichter zu werden begann, der aber kein klarer Sonnenaufgang Glanz und Freudigkeit brachte.

Immer wieder erlebte er in sich das Entsetzen, das ihn gestern abend erfaßte, als die Reden seiner Mutter über ihn herfielen, einem Wasserfalle gleich, in dem ein Schwall den andern überstürzt, in Zielbegier und Eile.

Aus einem wunderlichen Gemisch von Empfindungen heraus sprach ja seine Mutter: ihre erbitterten Erinnerungen an die lebemännischen Flottheiten ihres Gatten waren wieder sehr wach in ihr geworden; hochmütige Furcht kochte in ihr, daß die Nottbecks ihr den Sohn kontrollieren und tadeln könnten; Genugtuung schwellte sie, daß sie alles wußte, und daß Doraline sie um Rat angegangen sei; Triumph hob sie, daß auch die Arnbergs ihr Skelett im Hause hätten; das Interesse belebte sie, daß sich überhaupt nur irgend etwas begab.

Er wußte es wohl: alle möglichen weiblichen Schwächen wirkten da zusammen. Und von ihnen wie umnebelt, verlor seine Mutter ganz den Blick, worum es sich hier denn eigentlich handelte.

Sein Schreck, seine Verzweiflung machten ihr nicht den geringsten Eindruck. Sein Zorn endlich erweckte auch den ihren.

Sie schieden in Feindseligkeit.

Nach einem Tage voll ernster Zusammenkünfte und wichtiger Vorbereitungen war er am Abend heimgegangen. In seinem Gemüt war eine seltsame Stille gewesen. Fast versöhnte Wehmut. Jeder kraftvolle Gedanke der Abwehr gegen Doraline war erloschen. Er hatte nur das Bedürfnis nach Frieden — Frieden nicht aus Liebe, sondern Frieden um des guten Geschmacks willen. Friede verhütet die häßlichen Worte und die aufreizenden Mienen. In ihm ist man sicher vor der Leidenschaft und vor den Beleidigungen. In ihm können Verwundete atmen und Ermüdete ruhen.

Er erinnerte sich auch plötzlich, daß Doraline eine gute Haltung gezeigt hatte den ganzen Tag vorher. Das rührte ihn ein wenig. Beschämte ihn beinahe. Ließ ein sachtes kleines, hoffnungsvolles „Vielleicht" im Untergrund seiner Seele aufkommen.

Er dachte auch: wenn sie wüßte, wohin ich morgen früh gehe! Sie würde außer sich sein. Vor Jammer und Angst vergehen.

Gut und fest wollte er ihr heute abend begegnen. So warm und doch auch so beherrscht, daß, wenn ... daß sie sich, wenn das Schicksal am andern Morgen eine düstere Laune hatte, immer voll Ruhe und ohne Vorwurf dieser letzten Stunden mit ihm sollte erinnern können ...

In solchen Gefühlen war er auf sein Haus zugegangen. Der monotone Regen sank unaufhörlich hernieder in die dunkle Abendluft hinein und füllte sie mit Schwere und Feuchtigkeit.

Oben, aus Doralinens Fenster, kam ein rötlichgelbes Licht. Unten, in der Wohnung seiner Mutter, waren die Räume unerhellt. Vielleicht verbrachte sie den Abend außer dem Hause. Sie hatte ja immer irgendwelche gesellschaftliche Unternehmungen vor. Er überdachte mit Erstaunen wieder einmal die unerschöpfliche Genußfreudigkeit seiner Mutter. Sie würde bis zum letzten Atemzug danach trachten, ihre Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Das war die Freude, der Ehrgeiz, der Inhalt ihres Lebens gewesen. Und sie war in ihrer Oberflächlichkeit von einer solchen fast beneidenswerten Totalität, daß sie niemals von den leisesten Zweifeln über den Wert oder Unwert ihres Tuns angewandelt wurde.

Als er so ein paar Sekunden draußen am Gitter stehen blieb, und zu den dunkeln Fenstern seiner Mutter hinübersah, während der Regen rastlos auf seinen Schirm niederprickelte, da kam ihm der furchtbare Gedanke: Wenn ich fiele — es wäre ihr vor allen Dingen, vielleicht unbewußt und dennoch, dennoch hauptsächlich — ja, es wäre ihr eine gesellschaftliche Störung ...

Er erschrak über diese Vorstellung, und um ihr zu entrinnen, ging er rasch ins Haus.

Im Flur traf er auf Fräulein Hintze, und wieder ein paar Augenblicke später wußte er, was sich begeben hatte.

Wie ein erlebtes Lied war das einst gewesen, was zwischen ihm und Hardy an Glück und Leid von Herz zu Herzen klang ...

Nun war es eine häßliche, gemeine Alltagsgeschichte geworden. Im Schmutz lag alles.

Doraline hatte gerade vierundzwanzig Stunden lang schweigen können. Und jetzt wußten alle von dem Erlebnis: Irma und ihre Eltern, seine Mutter und ihr Schatten — und was seine Mutter und Fräulein Hintze wußten, war wie auf dem Markt ausgerufen.

Nur ein paar Stunden lang hatten eifrige Frauenreden und übelgeschulte Frauenphantasie an der Vergangenheit herumgetastet, und schon war Hardys Reinheit und Ehre verdorben und zerbrochen ...

Er vergaß ja keinen Augenblick, daß er der Hauptschuldige war und blieb.

Aber diese Erfahrung sättigte ihn mit solcher Bitterkeit, daß sich seiner ein völliger Widerwille gegen Doraline bemächtigte.

Er hatte das Haus wieder verlassen, ohne sie zu sehen. Bei seinem Vetter, dem Doktor Fritz, fand er eine Zuflucht.

Er fühlte ganz deutlich, daß das eine Augenblickstat war, die seine Lage nur verschlimmern konnte. Man lebte doch in einer bürgerlich geordneten Welt, inmitten all ihrer Ansprüche und plumpen Wirklichkeiten. Sein Haus und seine Frau würden ihn zurückfordern ... Aber er hatte einen dumpfen Aberglauben und Trost: der neue Morgen endete und löste alles!

Dies starke Gefühl zwang ihn auch noch einmal, zu Doraline zu sprechen. Er saß die halbe Nacht über einem Brief an sie. Zärtliche und verzeihende Worte fand er nicht. Sein Widerwille gegen sie war von einer Art finsterer Entschlossenheit. Er rang sich keine

Lügen ab und steigerte sich in keine Wehmut hinein. Er hoffte, ihr nur zu helfen, indem er ihr sagte, daß ihre Zusammengehörigkeit nichts gewesen sei als ein toller Rausch, der würdiger durch seinen Tod als durch eine früher oder später doch unvermeidliche Trennung der Lebenden ende. Wie er sie kannte, wußte er: dieser Brief trocknete ihre Tränen, und sie würde dem Toten all ihre Liebe entziehen. Besser so. Sie war jung — neu lag gewiß bald die Welt vor ihr. So heftige Naturen stürmen weiter. Es ist ihre Bestimmung, sich kräftig dem Dasein entgegenzuwerfen.

Nun saß er hier. In regelmäßigen Rhythmen ratterte der Zug, und die Stimmen seiner Gefährten vermengten sich mit dem Geräusch, schienen fast das Gleichmaß der Bewegung von ihm anzunehmen.

Borwin dachte an seinen Gegner: Seine Sache ist gerecht. Mehr noch, als er es selber ahnt.

Wenn er wüßte, wie diese raschen Frauenhände, fast freudig, als sei es gern geübte Arbeit, wie sie die Liebe, die Eine, Reine herabgezerrt hatten ... Borwin fühlte klar: das belud ihn mit.

Beinahe beruhigte es ihn, daß seine Schuld gehäuft war. Wenn es gerecht zuging ... Es mußte, es würde gerecht zugehen! ...

Einmal schlug die Stimme Schleichheims besonders deutlich an sein Ohr. Der brauchte eine Redewendung, die zum Nottbeckschen Sprachbestande gehörte.

Auch Doraline führte sie manchmal im Munde.

Plötzlich dachte er wieder stark an Doraline.

Doch mit aufwallender Wehmut. Das stieg unerwartet aus den Tiefen seiner Seele auf, die Erinnerungen an heiße Glücksstunden bewahrte.

Sie ist ein Kind, dachte er entschuldigend, und wie ein Kind hat sie sich in dieser ganzen Sache betragen.

Aber da war gleich eine Stimme in ihm, die entgegensprach: Warum gabst du einem Kinde dein Leben und deine Ehre in die Hände?

Mit meinem Leben und mit meiner Ehre hätte sie machen können, was sie wollte, dachte er, was liegt

daran. Aber um ihretwillen und durch sie hat eine andre Schaden gelitten ...

„Noch fünf Minuten!“ sprach jetzt sehr laut durch den Raum hin des Assessors Rochow Baßstimme. Es war wie eine Mahnung an den Helden dieser Fahrt: er sollte sich aus seiner Versunkenheit reißen, die den Reisegefährten anfing sehr zu mißfallen. Sie hatten sich schon mit Blicken gefragt und gesagt, daß die düstere Schweigsamkeit Borwins eigentlich nicht geduldet werden dürfe.

Irgendwie erriet Borwin, daß das für ihn gesagt worden sei. In der mechanischen nachahmenden Gebärde, die Vertiefte haben können, zog auch er seine Uhr und wiederholte: „Noch fünf Minuten.“

Damit hatte er wohl für die Herren den genügenden Beweis noch wachen Verstandes und schicklicher Sammlung erbracht, denn Schleichheim holte noch zu einer letzten Geschichte aus, die sich, wenn er flink sprach, noch in den fünf Minuten abhaspeln ließ.

Was er wohl von mir denkt, grübelte Borwin, ihm muß ich ein jämmerlicher Schwächling scheinen. Scheine ich mir selber denn so sehr anders? Und doch — wo war damals der Ausweg? Rechtzeitige Flucht vor der Versuchung, die von Doraline her mich beunruhigte? Das vielleicht. Nur vielleicht. Es gibt Unergründlichkeiten und Überraschungen. Keine sind so gefährlich wie die, die wir an uns selbst erleben. Mein Mitmensch ist niemals so sehr mein Feind, wie ich selbst es mir sein kann. Und es sind die Unerklärlichkeiten in uns, an denen wir scheitern.

Wie er nun so stark sich davon beschäftigt fühlte, was der andre Mann von ihm denke, erwachte ganz jäh eine Angst in ihm. Die Großmut und die einfache Sicherheit Dieters erriet er. Und diese Eigenschaften des Gegners wurden ihm plötzlich auf seltsame Art bedrohlich. Wie, wenn Herr Dieter ihn nur moralisch strafen wollte — es mit dem ernsten Vorspiel genug sein ließ und an ihm vorbeischoß? Er sollte ein Schütze ersten Ranges sein. Alles lag in seiner Hand ...

Und in diesem Moment, der schon fast der der Ankunft war, stellte Borwin sich seine Lage, stellte sich die Zukunft vor, wenn er etwa nach zwei Stunden diesen selben Weg zurückfahre — ein unverletzter Mann — zurück in all das Elend kleinlicher Kämpfe — zurück in seine Ehe ...

Unerhört! Unerträglich! Unmöglich! Und er begriff die tiefe Wohltat, das Erlösende im Männerkampf. — Nur zur leeren Form durfte der nicht herabsinken — nur das nicht ...

Der Zug hielt. Eine kleine Station. Nur ein Schuppen, vorn offen, braun bemalt, umlaufende Bänke darin und ein Dach von schwarzgeteerter Pappe, die tausendkörnig flimmerte; die blanke Nässe auf ihr wirkte, als sei da Sonnenschein.

Auf dem Landwege hinterm Bahnsteige wartete ein Wagen. Ein Landauer von großmütterlicher Würde und ungewöhnlichen, breit ausladenden Formen. Vielleicht aus den Zeiten stammend, wo die Prüttwitze auf ihn als auf das Reisegefährt angewiesen waren, und wo noch nicht diese Haltestelle der Bahn Wieschenburg an den Weltverkehr schloß.

Die brauende Feuchtigkeit, von der die Luft überfüllt war, hatte sich auch auf das Verdeck des Wagens geschlagen, daß es aussah wie frisch lackiert.

Auf dem Bocke saß ein Kutscher, der mit seinem Biedermeierzylinder so altmodisch wirkte, daß man ihn beinahe für ganz modern und stilisiert nehmen konnte.

Die Herren stiegen schweigend ein.

Durch ein niedliches Dorf ging die Fahrt, ein Modelldorf, mit blauweiß gekalkten Hausmauern und rauhbewimperten Strohdächern unter gewaltigen Obstbaumwipfeln, die vom Vorhauch nahenden Herbstes etwas rötlich-gelblich angeblasen waren. Dann traten, in einer Niederung, Wiesen rechts und links heran. Sie dampften weiß. Und tief hing der trübe Himmel herab.

Nun fuhr man durch einen Erlenbruch, durch dessen Sumpfboden ein schmaler Damm für den Verkehr auf-

getragen war. Und hierauf ging der Weg durch eine Birkenschonung.

Diese etwas schwankende Fahrt, im uralten Wagen, durch die im Nebel unklare Landschaft, ermüdete die Herren auf eine merkwürdige Art, schläferte fast ihre Spannung ein, so daß alle nervös erschraken, als es einen Ruck gab und die Räder standen.

Der Rittmeister von Grohberg war am Wege und winkte. „Halt!“

Er sah ein wenig abenteuerlich aus in seinem vertragenen Jagdanzug und dem zu kleinen Filz auf dem vollen Gesicht mit dem blonden männlichen Vollbart.

Er war mit Schleichheim bekannt, und dieser vermittelte ein ernstes Begrüßen und Vorstellen.

Es schien, daß der Kutscher schon wußte, was er zu tun habe. Sein verschlossenes, hartes Bauerngesicht blieb ganz undurchdringlich. Mit der Haltung eines, der sich auf langes Warten rüstet, wickelte er die Zügel um die Peitschenscheide am Bock und steckte die Peitsche hinein, so daß sie aufrecht stand wie eine Miniaturfahnenstange. Schlapp hing der Schmiß an ihr hernieder.

Die Herren schritten im Gänsemarsch hinter dem führenden Grohberg her. Das Gedränge der jungen Birken griff zuweilen fast über den schmalen Pfad ineinander. Er mündete nach wenigen Minuten in die Schmalseite eines Platzes, der aus irgendwelchen forstwirtschaftlichen Gründen hier, länglich viereckig, zwischen die verschiedenen Jahrgänge der Birkenbestände eingeschoben war. Rechts zeigte sich die Armee der weißen, fleckigen Stämme, schon zu stattlicher Höhe emporgewachsen, links standen die anmutigen Bäume noch wie eine zarte Kinderschar. In der Tiefe sah man den Knick, der den Buchenwald vom Birkenrevier schied.

Herr Dieter von Arnberg war schon zur Stelle, mit ihm, mehr als je finsterer Raubritter in seinem Äußeren, Herr von Prüttwitz. Dann war da noch ein alter, forscher Weißbart mit flammenden Braunaugen im frischen Gesicht und starker Energie in jeder Bewegung. Das war der Doktor Barthelmann, der

Wieschenburger Arzt, Chirurg, Geburtshelfer, Zahnarzt und Berater in allen wirtschaftlichen und seelischen Nöten. Ein entschlossener Praktikus, der mit den Bauern kordial und grob umging und ein Herz und eine Seele mit Prüttwitz war, in allen Dingen: Spiel und Trunk, Glauben und Politik, in Verachtung moderner Wissenschaft und im Vertrauen auf die Natur.

Man begrüßte einander in den schicklichsten Formen. Grohberg zog sich zurück, ging dann aus Vorsicht den Weg ab, der hierherführte, und verbrachte die Zeit eigentlich wie jemand, der bei einem Verbrechen Schmiere steht.

Alles erschien plötzlich so überaus nüchtern. Vielleicht kam es von den Jagdanzügen der Teilnehmer an dieser Szene und von der Waldstimmung. Diese Eindrücke hatten sie alle schon so oft gehabt. Es war gar nichts Dramatisches dabei.

Prüttwitz und Rochow fingen an, die berühmten Pistolen zu laden.

Schleichheim maß die Distanz ab und steckte dort, wo die Gegner Stellung zu nehmen hatten, je ein Stöckchen in den mit ungleichen grünen Rasenflecken getigerten, feuchten, lehmgrauen Erdboden.

Dann nahm er eine feierliche Haltung an und begann: „Meine Herren, es ist meine Pflicht, mich an Ihre Loyalität zu wenden und einen Versuch zur friedlichen Beilegung ..."

Weiter kam er nicht. Fast zugleich winkten die beiden Männer seinem Versöhnungsversuch ab. Schleichheim verbarg kaum seine Befriedigung und trat stramm zurück.

Die Sekundanten waren mit ihrer Arbeit fertig, und jeder trat an seinen Duellanten heran und gab ihm die geladene Pistole in die Hand.

Der Vorschrift gemäß hoben beide ihren Arm und hielten die Waffe aufwärts gestreckt.

Plötzlich war es, als wage niemand, recht Luft zu holen. Seitwärts am Rande der jungen Birkenschonung stand Doktor Fritz leichenblaß neben seinem Kasten, über den fast die nassen Gräser zusammen-

schlugen. Der alte Doktor Barthelmann war an der andern Seite, hielt mit seiner derben Rechten einen Birkenstamm umschlossen und drückte mit seinem linken Arm seinen uralten Verbandskasten an seine Rippen. Er sah interessiert auf Herrn Dieter von Arnberg und hatte Jägerspannung auf dessen Schuß.

Rochow und Prüttwitz warteten in schweigendem Ernst auf ihren Plätzen.

Die Luft war übersättigt von Nässe. Sie drückte förmlich schwer, und ein seltsamer Hauch von Lauheit erfüllte sie. In der Tiefe zwischen den Birkenstämmen stand der dicke weiße Morgendampf. Wie Kirchensäulen waren am Ende des Platzes die grauen hohen Buchenstämme erkennbar. Das überreife Laub mischte seinen starken Geruch in den feuchten Atem.

In der tiefen, tiefen Stille, die sich jäh und sekundenlang über diesen Schauplatz legte, war es, als vernähme man das Rinnen und Rieseln, das Prickeln und Dampfen der Nässe, die aus dem Waldboden aufstieg und von den Wipfeln herabtropfte.

„Eins!" rief Schleichheims Stimme scharf und kurz.

Und zugleich senkten die Gegner ihre Pistolen.

„Zwei!" scholl es wieder und schien geheimnisvoll widerzuhallen aus den Tiefen, die der weiße Nebel füllte.

„Drei!"

Und zugleich knallten zwei Schüsse, und die durcheinander taumelnden, aufeinanderplatzenden Schallwellen füllten mit seltsamen Geräuschen die schwere Luft, die sie nicht glatt entrollen ließ, sondern mit ihren nassen Händen in sie hineinschlug.

Nichts war geschehen. Aufrecht standen beide Männer und antworteten auf die Fragen ihrer Ärzte mit verneinender Gebärde.

Prüttwitz und Rochow traten heran und nahmen die Pistolen, um sie zu dem zweiten Schusse zu laden.

Und abermals trat Schleichheim vor, wieder voll Feierlichkeit. Und begann: „Nachdem der erste Schuß gewechselt ward, meine Herren, ist es meine Pflicht,

mich an Ihre Loyalität zu wenden und auf eine friedliche Bei ..."

Borwin winkte sehr hastig ab. Beinahe schien es, als zögere Dieter ... aber als er die Gebärde des andern sah, schnitt auch seine abwehrende Hand Schleichheim die Rede entzwei.

Mit einer Verbeugung, voll tiefen Ernstes, innerlich aber durchaus zufrieden mit der Haltung der Duellanten, trat Schleichheim zurück.

Das Laden der Pistolen alter Konstruktion dauerte an die zehn Minuten ...

Zehn Minuten ... lange, lange zehn Minuten ... Alles, was sich bis zu diesem Augenblick begeben hatte, war so furchtbar leer gewesen. Wie Formelkram. Nichts weiter.

Es deuchte Borwin mit einem Male, als werde es ein solcher bleiben. Ein Gefühl von Flauheit, von Verlorensein erfüllte ihn ganz. Diese Stunde schien alles zu krönen, was er in sich erlebt. Schwankende Gefühle, Ansätze zur Tragik, Schuldbewußtsein ohne rechte krasse Schuld, Todeswunsch. Und das Ende? ... Ein paar Schüsse in die Luft und morgen wieder das alte Leben. Unerträglich. Unrühmlich. Eine Karikatur auf Mannesgefühle und Manneserleben.

Eine ironische Strafe. Die härteste von allen. Das Versanden eines unklaren und leidvollen Schicksals in Banalität ...

Schonte ihn der andre? Aus Gutmütigkeit? Aus berechnendster Grausamkeit?

Borwin sah ihn an. Ein wenig breitbeinig stand er da, hoch und gerade, ein mächtiger Mann, mit einem guten, offenen Gesicht. Und die merkwürdig blauen, zu blauen Augen sahen ihn an. Wie? In Mitleid?

Ich kann ihn nicht erschießen — ich ihn nicht, fühlte Borwin. Dieser Gedanke war ihm entsetzlich — auf einen Mann zielen — einen Menschen vielleicht töten ... fast phantastisch war ihm das ... Er haßte den andern nicht.

Wenn ich sterbe, ist er ihre Zukunft, dachte er.

Die Vorstellung tat ihm weh ... aber ihm kam's zum Bewußtsein, wie wahnwitzig das war: für sie zu leben, ihr Treue zu halten, dazu hatte ihm die starke Gefühlslinie gefehlt. Und nun war er ganz und gar von der Begierde erfüllt, für sie sterben zu dürfen.

Nein, nicht nur für sie ... Um nie, niemals in seine Ehe, in sein Haus, in sein verworrenes Dasein zurückkehren zu müssen ...

Wie langsam die Minuten schlichen ...

Auch Dieter kam erst jetzt zum klaren Überdenken dieser merkwürdigen Stunde.

Bis hierher hatte sich alles so mechanisch abgewickelt. Ganz ebenso wie hundert andre Male hatte man sich seine Jagdgamaschen umgeschnallt, ganz wie gewöhnlich das Gewehr über die Schulter gehängt und war hineingewandert in die graue, nasse Morgenfrühe. Man mußte sich förmlich mit Gewalt besinnen, daß es einem andern Gange galt ...

Der Knall der Pistolen und die rasche, furchtbare, jäh aufwallende Spannung hatte alles verändert ...

Gottlob, da stand sein Gegner, blaß zwar, aber fest und aufrecht.

Wieder kam das tiefe Schweigen. Sie warteten ... Zehn Minuten lang.

Der Morgendampf füllte mit sickernden, leise quellenden Geräuschen die laue, lastende Luft.

Dieter dachte an Hardy.

Ja, jetzt um eben diese Zeit hatte sie wohl gerade ihren Platz am Apparattisch eingenommen, und um ihren Kopf wand sich die schwarze Bandage, an der die Fernhörer saßen, gleich häßlichen Auswüchsen. Vor ihr auf dem Tische hoben die Glühwürmchen ihre Flügel und ließen ihr Lichtlein glimmen, und die sanfte, liebe Stimme meldete sich geduldig: „Hier Amt." So deutlich konnte er es sich vorstellen, nach ihren lebendigen Erzählungen ...

Ihm war fast, als habe er eine Vision ... Vor den bleichen Nebeln, die die Waldestiefe füllten, vor dem Hintergrunde der ernsten Buchensäulen schwebte ihr Bild in der Luft — ein gebeugtes, horchendes Haupt

— den feinen Nacken mit dem Ansatz des dunklen Haares sah er genau ...

Sie tat das Allermodernste, was ein arbeitendes Mädchen nur tun konnte: sie telephonierte — sie machte sich zur Maschine, zu einem Rädchen des ungeheuren Rieseninstruments, das man den Verkehr nennt.

Und er — er stand hier und tat das Urälteste, Einfachste, was ein Mann tun kann: schlug drein für die Ehre der Geliebten.

Was die klugen und kaltblütigen Leute auch darüber schreiben, dachte er: das bleibt ewig! Das sitzt drin in der Faust eines rechten Mannes, daß er den strafen muß, der ihm die Liebste, Reinste, Feinste kränkt.

Eine tiefe Rührung wallte in ihm hoch — wollte ihn weich machen.

Daß sie nur nichts erfährt von dieser Geschichte hier! dachte er besorgt, denn er fühlte: sie würde hart darunter leiden.

Vielleicht sich nachträglich entsetzen, daß um ihretwillen zwei Männer sich in Gefahr begeben hatten.

Mehr um ihn als um mich würde sie zittern — natürlich — dachte er schmerzlich.

Er sah sich den Gegner an.

Diesen also liebte sie — liebt ihn wohl noch ... so muß man aussehen, um ihr zu gefallen ... er sieht männlicher aus, als er ist ...

Wie denn? dachte Dieter weiter, weiß ich was davon, ob männlich oder unmännlich? Hier, heute morgen hält er sich gut. Jawohl, das tut er. Und diese Sache mit Hardy — und von ihr zu der Kleinen, die er dann heiratete — was offenbar nicht sein Glück ward — ja, das sind so Geschichten — ich versteh' das nicht. Ich kann mich nicht da hineindenken: von einer zur andern. Aber er ist ja nicht der einzige. Und bekommen ist das noch niemand. Gut zumute kann ihm nicht sein.

Das begriff Herr Dieter ganz und gar. Er wollte ihn nicht richten. Diese seine Lage war ja Strafe genug.

Wirklich? Genug? Nicht etwa sogar zuviel? Unerträglich viel? —

Wie mußte ihm denn nachher zumute sein, wenn er diesen Platz verließ, auf dem nichts geschah, als daß man ein paar Schüsse in den weißen Dunst hinein abgab? Elend mußte ihm zumute sein. Wenn er an seiner Doppelliebe litt wie an einem Gebrechen, das seine Männlichkeit schädigte, dann mußte er sich selbst unerträglich werden, und seine Lage mußte ihm noch grausamer erscheinen, wenn er von dannen ging, ohne ein Tröpflein Blut verloren zu haben.

Was für eine lange Zeit sind zehn Minuten.

Förmlich wirbelnd stieg der weiße Dampf am Saume der Birkenschonung auf, sich kräuselnd, als käme er aus den Ritzen eines Meilers.

Und in feinen, feinen Perlchen hing all die Nässe schon in Dieters Bart.

Er strich sich mit der Hand darüber.

Ja, zehn Minuten sind eine verflucht lange, peinliche Zeit — wenn in ihr zwei Pistolen geladen werden.

Dieter grübelte weiter, immer fast starr hinüberschauend auf den Gegner.

Wie das reinigt, wie das entsühnt, wie das abwäscht — ein paar Tropfen Blut, dachte er.

Plötzlich verstand er die uralte Rede „mit Blut abwaschen". Ja, das hatte tiefen Sinn.

Wenn er dem andern da drüben eine kleine, harmlose Verwundung beibrächte — so einen glatten Schuß durch den Oberarm — gefahrlos — eine kleine Fleischwunde nur.

Dieter fühlte in wunderbarer Klarheit: das würde dem zur Wohltat. — Eine eingebildete Wohltat. Vielleicht! Wer konnte solche Gefühle entwirren, die ineinander hineingewachsen waren, voneinander lebten wie das Pflanzengeschling im Urwald. Ein letzter Rest von Wildheit, von völligster Einfachheit bleibt in uns allen, dachte er; wir wollen strafen — wir wollen gestraft werden — wir haben Verlangen nach der Absolution durch die Tat — hier scheidet die schöne Lüge von der Verzeihung aus — nur nach der Strafe kann

das Leben neu anfangen. — Wunderbar — sehr klar und doch sehr undeutlich zugleich.

Er atmete tief auf.

„Ich will ihm helfen!“ dachte er.

Es war sein erstes Duell. Er hatte noch nie auf einen Menschen gezielt ... Das ist ein wunderliches Ziel, auch für eine sonst unfehlbare Schützenhand.

Prüttwitz und Rochow traten zum zweitenmal an die Gegner heran und gaben ihnen die Pistolen in die Hände.

Und wieder reckten sich straff die Arme in die Luft, und die Pistolenläufe wiesen empor zum trüben Himmel — wie in einem merkwürdigen Pathos der Rache.

„Eins!“ kommandierte Schleichheim.

Zugleich senkten sich die Hände, als seien sie schwer von den Waffen.

„Zwei!“

Und die Männer zielten ...

Der eine nahm einen Birkenast aufs Korn, der sich weiß und anmutig vorstreckte gleich einem Frauenarm, über den grüne Schleier hängen ...

Und eine tolle Angst überfiel ihn: treff ich auch mein Ziel?

Der andre, genau zielend, zugekniffenen Auges, sah nichts wie die Rundung des Oberarms, durch den er seine Kugel jagen wollte ... Ein Gnadenschuß sollte das sein ... die paar Tropfen Blut sollten fließen, die abwaschenden — entsühnenden.

Heiß stieg das Blut Herrn Dieter zu Kopf ... wunderliches Zielen auf einen Menschen ... wie Entsetzen zuckte es durch ihn hin ... wie denn? Ist Schützensicherheit was Unfehlbares? Wenn der Gegner sich bewegt ... wenn die Kugel anders trifft, als sie soll? —

„Drei!“ — hallte es durch die nebelweiße Stille ...

Und die Schüsse platzten in die Luft hinein, zerteilten sie, die sich knatternd wieder schloß — weiter irrten die Schallwellen — taumelten durcheinander und fanden einen raschen Untergang in dem dicken Nebeldampf zwischen den Stämmen ...

Nichts schien geschehen. Aufrecht standen die beiden Männer.

Der eine wie erstarrt von dem Gefühl einer schmachvollen, furchtbaren Ernüchterung ... zu Ende war die Komödie, und alles wieder wie vorher ... das Elend und die Kleinlichkeit und die Scham warteten auf ihn.

Der andre erstaunt, fast lauschend, er horchte dem Stoß nach, den er in die Seite bekommen hatte — da schlug ihn was — hart —

Nun mit einem Male war es kein Schlag mehr, sondern ein Stich ...

Und fast zugleich empfand er eine merkwürdige Wärme an der Seite, als begösse man ihn mit heißem Wasser.

Er machte eine Bewegung ...

Er wollte atmen ... es tat ihm sehr weh....

„Ich — ich ...“ sagte er.

Schon sprangen Doktor Barthelmann und Prüttwitz herzu.

„Da,“ sagte Dieter, „jawohl ... da ... das hat getroffen ...“

Und dann nichts mehr ...

Sie hatten beide ihr Ziel verfehlt. Unbeschädigt streckte sich der anmutige Birkenast, über den die grünen Schleier hingen, in die nebelgesättigte Luft hinein. Unzerlöchert deckte der Stoff den Arm Vorwins ...

Sie ließen die gleitende, mächtige Gestalt sanft auf den Erdboden.

„Nu — nu nu,“ sagte Doktor Barthelmann fast ermunternd zu dem Sinkenden.

Dieter hörte es noch. Ein leises Lächeln trat auf seine Lippen und blieb ihm noch ein paar Augenblicke in den Mundwinkeln. Er wurde rasch erschreckend bleich.

Doktor Barthelmann schnitt ihm den Rock und die Weste auf. Das emsig fließende Blut quoll schon in den Stoffen.

Ratlos stand Doktor Fritz und war fast so bleich wie der Verwundete selbst. Von tausend „Nuancen“ hatte man ihn unterrichtet, nur nicht über die Möglich-

keit, daß der gegnerische Duellant fallen könne, und ob er dann mit Hand anlegen dürfe. Aber als er nun sah, wie die Sachen in des alten Barthelmanns Verbandskasten aussahen, mit was für einer Schere der die Stoffe zerschnitt, und wie alte Watteklumpen frei neben allen möglichen andern Dingen im Kasten lagen, da hielt es ihn nicht mehr. Er kam mit seinem Rüstzeug heran und reichte dem Kollegen alles zu ... Der tat das, was jeder Arzt in solchem Fall nur tun konnte: er hemmte mit einer Tamponade die Blutung. Aber die Art, wie er das feste Ausstopfen der Wunde mit Jodoformgaze besorgte, die Langsamkeit und Umständlichkeit und die harte Handhabung erregten Doktor Fritzens Besorgnis und Ungeduld. Die Wunde blieb so lange der Luft ausgesetzt, dieser gefährlichen, infizierenden Luft ...

Inzwischen wechselte Prüttwitz ein paar Worte mit Rochow. Dann eilte er in die Birkenschonung hinein, den Weg entlang, auf dem er ja sicherlich Grohberg treffen mußte.

So schwer vor Schreck ihm auch das Herz war, er blieb ganz besonnen.

Seltsam, dachte er, es war schon solche Ahnung in ihm. All die Vorbereitungen ... so früh ging er gestern abend hinauf, um noch zu schreiben ... Und dann heute, als wir aufbrechen, sagt er noch: Prüttwitz, sagt er, wenn was is — rufen Sie gleich Frau von Arnberg. Die soll gleich kommen im Ernstfall. Jawohl, die.

Und neben all diesen Gedanken wußte er: der Wagen mußte eiligst zum Hof zurückjagen, von einem Heuwagen die eine Seitenleiter nehmen, im Herrenhaus Bettzeug holen — so konnte eine Bahre für den „auf der Jagd Verunglückten" am praktischsten hergerichtet werden. An alles dachte er. Keine Maßregel, weder für den Verwundeten, noch für die Geheimhaltung des Unglücks, übersah er.

Schleichheim und Rochow blieben natürlich zurück. Ihre Pflicht war, am Schauplatze Beistand, auch seelischen, zu leisten, wo es ging. Und sie sahen es: Borwin brauchte sie ... Sie traten zu ihm.

Der war aus seinem Wahn, daß nichts geschehen sei, so jäh, so furchtbar gerissen, daß er sich keine gefaßte Haltung abzwingen konnte.

Fest ineinandergeklemmt, wie ein Betender, hielt er die Hände emporgehoben gegen einen Birkenstamm gedrückt und seine Stirn gegen diese eisernverschrankten Finger.

Er konnte nichts Klares denken. Verzweiflung erfüllte ihn ganz und gar.

Läg' ich dort — ich — ich, fühlte er.

Unter der seine Schulter berührenden Hand Schleichheims zuckte er zusammen.

„Fassung, lieber Freund," sprach Schleichheim ernst.

„Tot?" fragte Borwin, „tot?"

Die beiden andern errieten es eigentlich nur an seiner Mundbewegung, daß er so fragte — er lallte tonlos.

Sie wußten es selbst noch nicht. Schleichheim drückte ihm fest die Hand, um ihn zu ermutigen, auch zum Schlimmsten . . .

Rochow, mit vorsichtigen Schritten, als mache ihn der dumpfe Widerhall des Auftretens auf der Erde nervös, ging an die Ärzte heran.

„Wie ist es?" fragte er flüsternd und beugte sich zu Barthelmann hinab.

„Wer kann's wissen — eh' wir ihn nicht im Bett haben und ordentlich untersuchen können, ist nichts zu sagen," antwortete der Weißbart kurzen Tones.

Rochow aber sah mit Entsetzen den Hingestreckten. Ihm schien dies ein vom Tode gezeichnetes Gesicht.

„Was meinen Sie, Fritz?" flüsterte er weiter.

„Diese tiefe Ohnmacht sagt nichts. Gerade so große, starke Männer verfallen in Bewußtlosigkeit, wenn sie ihr Blut fließen fühlen. Das ist eine alltägliche Erscheinung," sagte Doktor Fritz sehr leise.

Aber Barthelmann hatte es doch verstanden und bekräftigte das: „Baumkerls von sechs Schuh schlagen mir hin wie 'n blutarmes Frauenzimmer, wenn ich sie in den Finger schneide," sagte er derbe.

Er hatte nun den Notverband angelegt und sprach

jovial und ermunternd über den Platz hin: „Nie die Courage verlieren — die Natur hilft sich schon ... jawohl ... das tut sie ... Sagen Sie mal, meine Herren, hat denn keiner 'n Kognak bei sich? Und ich möchte wohl, daß wir unsern Verwundeten hochhöben und ihm ein paar Röcke unterlegten — feucht ist der Boden — verflucht feucht ..."

Nein, Kognak hatte niemand bei sich. Aber Doktor Fritz nahm das Ätherfläschchen aus seinem Verbandskasten. Auch nahm er sich nun den Mut zu sagen, daß es wohl geratener wäre, wenn man den Verwundeten so wenig als möglich rühre, und daß der feuchte Boden als das kleinere Übel anzusehen sei.

Barthelmann sah energisch auf, mit dem offenkundigsten Ausdrucke des Erstaunens darüber, daß ihm ein Mensch widerspreche. Wahrscheinlich wäre er sacksiedegrob geworden, wenn in diesem Augenblicke nicht, von der Einwirkung des scharfen Äthers belebt, Dieter schwer geseufzt hätte.

Die Männer um ihn warteten ... ihre Blicke hingen an dem blassen Gesichte.

Sie waren alle betroffen von der feierlichen und stolzen Schönheit auf diesem farblosen Antlitze ...

War das nicht der Tod?

Wieder seufzte Dieter, schwerer noch — und es war, als stocke der Seufzer, als ließe irgendein Hemmnis nicht ganz frei den tiefen Atem erlösend aus der Brust quellen.

Nun schlug er die Augen auf.

Er sah ein wenig verwundert und traumschweren Blicks über diese Männer hin, die ihre Köpfe zu ihm neigten, im Gras um ihn knieend oder gebückt stehend.

Nun wußte er auch schon, was dies alles war ... Etwas Farbe kehrte in sein Gesicht zurück.

„Ja," sagte er, „nun hat es mich getroffen. Schwer?"

„Ih — nee!" antwortete Barthelmann, „das kriegen wir schon zurecht."

„Ich möchte hier weg ..."

„Jeden Moment muß Prüttwitz zurück sein."

Barthelmann hielt die Hand des Liegenden umschlossen. Er fand den Puls angemessen.

Nun schwiegen wieder alle.

Herr Dieter schloß die Augen. So vergingen ein paar Minuten. Es war ein quälendes Warten.

Da rührte der Verwundete die Hand. Doktor Barthelmann fühlte das zwischen seinen festen Fingern. Er neigte sein Gesicht näher zu Herrn Dieter hin. Der öffnete wieder die Augen: „Ist — ist mein Gegner . . ."

Rochow stürzte sofort auf Borwin und Schleichheim zu.

„Herr von Arnberg fragt nach Ihnen," sagte er.

Schleichheim nahm Haltung. Er sah, es war der Moment, wo die Gegner sich versöhnt die Hand zu reichen hatten.

„Kommen Sie, Eggsdorf," sprach er ernst.

Sie gingen auf den am Boden Liegenden zu. Rechts und links von ihm hockten Doktor Fritz und Barthelmann. Sie erhoben sich zugleich, als die Männer herantraten.

Borwin versuchte zu sprechen. Seine Lippen zitterten. Sein Herz klopfte. Er konnte nichts sagen — nichts . . .

„Herr von Arnberg," begann Schleichheim, selbst kaum Herr seiner Stimme, „Ihr Gegner hat den Wunsch, von Ihnen einen Händedruck und Ihre Versöhnung zu erbitten. Das tückische Schicksal hat in einer Weise entschieden, die den Empfindungen Ihres Gegners widerstreitet . . ."

Er schwieg. Dieter hatte eine leise Handbewegung gemacht — es schien eine Bitte, zu schweigen . . .

Die beiden Männer sahen sich an.

Und Borwin war es, als hätten ihn schon einmal zwei Augen so angesehen — gerade so — klar und tief — in jener Winternacht — das gleiche Mitleid, deuchte ihn, hatte damals in ihren Augen gestanden, als ahnten sie all sein Elend voraus . . .

Lange sahen sie sich an in feierlichem Schweigen.

Keine Feindseligkeit war in ihren Blicken, nur heiße Bitten, Fragen, Hoffnungen . . .

Und eine große, ernste Begier, zu wissen ... Leben oder Tod? ...

Und wem die Zukunft? Und i h r e Liebe? ...

Endlich erhob Herr Dieter leise die Hand.

Da neigte der andre Mann sich tief herab.

Als er diese Hand nahm, als er sie in leidenschaftlicher Erschütterung fest, sehr fest drückte, waren seine Augen unklar von Tränen.

Dann trat er zurück. Scheu, wie von einem Thron oder einem Sterbebett.

⊕ ⊕ ⊕

Es war Abend. Auf dem großen runden Tische, dessen Platte von einer Mahagonisäule getragen ward, stand eine Lampe. Ihr derber grüner Pappschirm hielt das Licht fest zusammen, so daß es nur die Tischdecke erhellte und oben mitten an den Plafond eine runde helle Scheibe malte. Das Zimmer selbst blieb im Halbdunkel. Außer dem einsam wirkenden Tische gab es nur die notwendigsten Möbel im weiten, viereckigen Raume, dessen Estrich ein wenig gegen die Fenster hin sich senkte, wie es in sehr alten Häusern vorkommt. Lazarettluft erfüllte das Zimmer, ein Gemisch von Lysol und Jodoformdunst, und drang von hier aus durch das ganze Herrenhaus von Wieschenburg.

In seinem Bette lag der Kranke und atmete so kurz, wie es Menschen tun, die an einer Rippenfellentzündung darniederliegen, und war so unruhig wie ein Fiebernder. Er hielt die Augen geschlossen, als läge er im Halbschlummer.

Daß er noch lebte, war ein Wunder, ein Triumph seiner kraftvollen Natur. Schwere Fehler waren an ihm begangen worden. Kaum, daß man ihn hierhergebracht gehabt, so fing Doktor Barthelmann an, nach der Kugel zu sondieren. Ohne ein andres Resultat, als daß eine neue schwere Blutung eintrat, die er durch abermalige Tamponade zu hemmen suchen mußte.

Aber auf Frau von Arnbergs dringliches und sehr langes Telegramm hin kam dann noch am Nachmittage

der Professor Steen. Er brachte einen Assistenzarzt, eine Schwester und ein förmliches Instrumentarium in seinem Auto mit.

Man bereitete ein Zimmer gründlich zu einem improvisierten Operationssaal vor, und unter dem heftigen Mißtrauen Prüttwitz' und unter beleidigendster Ausschließung Barthelmanns war der Verwundete in der Narkose operiert worden. Der Professor hatte Frau von Arnberg nachher erklärt, daß es ihm gelungen sei, das blutende Gefäß zu finden und zu unterbinden. Es sei technisch eine sehr schwere Arbeit gewesen. Man habe dabei auch die Kugel gefunden, nach der man in solchen Fällen nicht in erster Linie mehr zu suchen pflege. Sie habe an der fünften Rippe gesessen. Die Pleuralhöhle habe man glücklicherweise nicht zu öffnen brauchen. Trotzdem aber sei die Lage ernst, besonders angesichts der vorangegangenen Maßnahmen.

Das eigenmächtige und herrische Benehmen der Frau von Arnberg hatte Prüttwitz und Barthelmann schwer beleidigt.

Kaum, daß sie hier eingetroffen war, nahm sie die Dinge in die Hand. Prüttwitz stellte ihr gleich vor: Dieter Arnberg könne von keinem Arzte besser betreut werden als von dem famosen alten Barthelmann, der eine Seele von einem Menschen und schon der bewährte Freund seiner Eltern gewesen sei.

Aber diese Frau hörte auf niemand. Sie war wie taub für alles, außer für den Kranken. Sie waltete hier, als sei sie eine Majestät, der im fremden Hause sofort das Hausherrnrecht zufällt. Sie kannte keine Rücksicht, kaum Höflichkeit. Sie schien wie besessen . . .

Und weil die Männer keine Träne in ihrem Auge sahen, und weil sie keine schönklingenden Worte von ihr hörten, kein Bedürfnis in ihr erkannten, sich in sorgenvollen Gesprächen das Gemüt zu erleichtern, fingen sie an, sich zu fürchten.

Prüttwitz war das Herz schwer. Freilich, auch die Krankenschwester wachte ab und zu neben dem Verwundeten und ging der Frau zur Hand. Aber eigentlich

war doch sie die Pflegerin. Eine seltsame Pflegerin — fand Prüttwitz — eine, die mehr Unerbittlichkeit als Mitleid in ihren Zügen hatte...

Sie erinnerten sich eigentlich nur mit Blicken und halben Worten daran, daß der Sohn dieser Frau mit dem ehernen, undurchdringlichen Gesicht der Herr wurde, wenn der arme Dieter starb — — und das Geschick der Arnbergs stand sehr deutlich vor ihrem Gedächtnis... Wie sie hinstarben — einer nach dem andern — wie der Tod sie schlug, ehe noch das Alter kam...

Sie fragten sich nicht: wartet, hofft sie am Ende auf Dieters Tod?...

Ja, sie verboten es sich geradezu, das zu denken...

Aber umdüstert war ihnen das Gemüt von unklaren Sorgen.

Barthelmann hatte auch viel Gedanken über den „Professor". Der bloße Titel wirkte schon auf den alten, temperamentvollen Dorfarzt wie ein rotes Tuch.

Und wenn sie ganz niedergeschlagen abends beisammen saßen, bei schwerem Rotwein und starken Zigarren, dann erhoben sie sich schließlich an Barthelmanns Wort: „Die Natur hilft sich schon — und Dieter Arnberg hat eine solche Konstitution, die trotzt selbst einem Professor."

Sie grübelten viel über die Frau nach, aus der sie nicht klug wurden, und Barthelmann flüsterte einmal, als sei ihm sein eigenes Wort nicht geheuer: „Sie hat was von 'ner Parze..."

Sie selbst, die so unter erquälter Starrheit das ungeheure Leben bändigte, das in ihr kochte, sie ahnte nicht, daß ihre Haltung irgendwie auffallend war.

Zehn Tage schon saß sie hier, in zäher Kraft, wachsam, wartend...

Aufrecht saß sie und erhobenen Hauptes.

Und wer sie so sah, dem konnte sie wohl unheimlich scheinen in ihrer fast rätselhaften Unermüdlichkeit, mit ihren scharfgeschnittenen Zügen und der gleichmäßigen Elfenbeinfarbe ihrer Haut.

Die Not dieser Tage am Bett des Kranken wurde

für Frau von Arnberg noch verschärft, weil sie so regungslos sitzen mußte. Wer mehr als fünfundzwanzig Jahre lang unaufhörlich die Gedanken und die Hände gerührt hat, verlernt das Stillhalten und das müßige Warten.

Sie war es so gewöhnt gewesen in ihrem schweren Leben, ihren leidenschaftlichen Erregungen gewissermaßen dadurch zu Hilfe zu kommen, sie erträglicher zu machen, daß sie die rasende Eile und Emsigkeit ihrer arbeitenden Finger noch steigerte oder beflügelten Schrittes im Zimmer hin und her eilte.

Nun aber hielt sie stille Wacht. Am Bette saß sie und lauschte auf den Atem des Mannes und sein leisestes Flüsterwort. Jede seiner Mienen beobachtete sie, und auch nur der Schatten einer tieferen Blässe, einer größeren Erhitzung, auch nur die Andeutung einer Linie größeren Elends in seinem Gesicht ließ sie erbeben.

Je beherrschter ihre Haltung nach außen sein mußte, desto leidenschaftlicher war die Bewegung ihres Innern.

Zuerst hatte sie immer nur den einen Gedanken gehabt: Mich rief er — mich — mich!

Ihr war, als sei damit sein Leben in ihre Obhut gegeben, und sie allein habe es zu verteidigen.

Immer hatte im Untergrund ihres Gemüts ein zitternder Aberglaube gelegen. Und nun kamen all diese dämonischen Hoffnungen von einst zurück und verknüpften sich auf das furchtbarste mit dem letzten Ereignis.

Sie hatte einst geglaubt, das Schicksal heranschleichen zu sehen — es schien Todesurteile in den Händen zu haben für die, die zwischen dem Besitz und ihrem Sohn standen ... was ihrem Sohn gehörte, ward auch ihr und ihrer Tochter wie von selbst zum Lebensreichtum. Sich und die Ihrigen hatte sie erhöht sehen wollen. Und dem Manne, der besaß, nicht den Besitz gegönnt.

Damals, als sie noch nicht wußte, was für ein Mann er sei ...

Waren ihre Hoffnungen und Wünsche wie Gift-

pfeile gewesen, die man nicht auf ihrem Fluge wieder einholen kann, wenn sie einmal abgeschnellt wurden?

Und bei ihrer Veranlagung, alles auf das geheimnisvollste miteinander zu verknüpfen, tiefwaltenden Sinn herauszudeuten, war es ihr furchterregend, daß das Schicksal sich Vorwin Eggsdorfs Hand bedient hatte ...

Wie sie hier nun so starr und voll scheinbarer Ruhe am Bette saß, dachte sie oft an jene Nacht zurück, wo sie, rasend vor Zorn und Schmerz, danach gelechzt hatte, sich einst über den Mann erheben zu können, der ihr Kind verschmähte; wie sie sich dagegen aufgebäumt, ihm zu verzeihen ...

Sie wußte natürlich, was geschehen war. Sie hatte es Prüttwitz auf den Kopf zugesagt. Daß jener Vorfall im Münchower Park ernste Folgen haben würde, hatte sie von selbst gedacht gehabt. Seit der Nacht, wo Dieter davonritt, lebte sie in heißer Unruhe, umhergetrieben von Sorgen, die sie stumm in sich verschließen mußte. Und als Prüttwitz' Telegramm kam, schien es ihr förmlich die Wahrheit zuzuschreien; ihre Blicke gingen über das Wort „Jagdunglück“ unwillig hin wie über eine zu durchsichtige und törichte Lüge.

Dieter, der ihr schwach entgegenlächelte, als sie an sein Bett trat, hatte ihr zugeflüstert: „Hardy darf nichts wissen.“

Nein, dachte die Frau immer wieder in ihrer herben Leidenschaftlichkeit, in ihrem strengen Selbstgericht, nein, meine Kinder dürfen es nicht wissen; wie soll Hardy es ertragen, wenn er stirbt? Wie es tragen, wenn er lebt?

Und sie selbst? Wie sollte sie weiterleben, wenn er stürbe? Mußte ihr nicht sein, als habe ihr Wunsch ihn getötet? Dieser furchtbare, tausendmal in heißer Scham bereute Wunsch, den im Unterbewußtsein in sich gefühlt zu haben, kaum ihr Gedächtnis zugeben mochte?

Auf der Wacht saß sie hier, als sei ihren schwachen Menschenhänden die Gewalt gegeben, den Tod verjagen zu können, wenn er wirklich kommen wollte ...

Dieter rührte sich — seine Lippen bewegten sich wie in lautlosem Sprechen.

Die wachende Frau beugte sich vorsichtig und unhörbar über ihn. Alle ihre Nerven spannten sich, im Wunsch, zu hören.

Sie vernahm auch Worte — seine Stimme erhob sich — aber sie begriff nichts — inhaltslos waren ihr seine Reden.

„Zwölf Gespanne . . .“ sagte er, als zähle er, „zwölf . . . zwölf . . . der schöne Morgen . . .“

Dann versank alles wieder in Gemurmel. Die Frau sah ihn unverwandt an.

Sähe Hardy ihn so — sie müßte ihn lieben . . .

Eine Art verzehrender, mütterlicher Ergebenheit für diesen Mann war nach und nach in ihr stark geworden. Hier an seinem Lager hatte sie oft ein Gefühl, als sei er ihr eigenes Fleisch und Blut, vielleicht mehr ihr Sohn als Heinz Philipp.

Aber auch an diesen dachte sie nun mit klarerer Liebe. Sie hatte es erlebt, daß er hier am Bett in einer ganz einwandfreien, mannhaften Haltung wahrhaft erschüttert gestanden. Sie hatte begreifen dürfen: sein Wesen, so sehr es auf Schein, Eitelkeit und Genuß gerichtet war, erschrak doch tief vor der Möglichkeit, daß er durch Dieters Tod zu Glanz und großem Besitz kommen sollte. Sie erwog es: der Umstand, daß er durch seine Heirat ein wohlhabender Mann wurde, erleichterte ihm das seelische Verhältnis zu dem Ereignis. Aber dennoch — sie erkannte es klar: die Vorstellung war ihm furchtbar, auf Kosten dieses wertvollen Lebens der Herr zu werden. Und er erinnerte sich daran, wie manchesmal Dieter von dem Besitz gesprochen, als sei der nur geliehen, ja, wie er noch vor kurzem sich in Reden ergangen, die auf Todesahnungen schließen ließen. Heinz Philipps Jugendgefühl sträubte sich nun in gesundem Egoismus gegen dieses Erbe, mit dem vielleicht der Verlust unbefangener Lebensfreudigkeit verbunden war. Er schien plötzlich zu begreifen, wie verantwortungsvoll das Dasein eines Mannes in Dieters Verhältnissen sei. Und so

war sein Wunsch, daß Dieter genesen möge, heiß und ehrlich.

Merkwürdigerweise glaubte Heinz Philipp an das „Jagdunglück“ oder — wollte daran glauben. Entweder hatte Prüttwitz es ihm so wahrscheinlich oder so unwahrscheinlich dargestellt, daß Heinz Philipp gar nicht zum Zweifel kam oder völlig begriff: die Geschichte hatte einen Haken, und es sei am klügsten und diskretesten, sich etwas vorlügen zu lassen. —

Frau von Arnberg hütete sich, daran zu rühren. Bei ihrem Zusammensein gingen Mutter und Sohn vorsichtig daran vorbei.

Auch mit Irmas Benehmen konnte sie zufrieden sein. Die Hochzeit wurde aufgeschoben. Man hoffte, sie in etwa vierzehn Tagen und dann in aller Stille zu feiern, sobald Professor Steen jede Lebensgefahr für ausgeschaltet erklärte. Irmas Eltern waren darüber ja etwas betroffen gewesen, denn sie liebten das gleichmäßige Behagen im Gange ihres Lebens. Sie waren auch Optimisten und meinten, „man müsse nicht immer gleich das Schlimmste denken“. Aber im Grunde waren sie — ohne sich darüber klar zu sein — gewöhnt, ihren Kindern zu gehorchen. Und so fand Frau Rottbeck sich darein, daß all ihr Aufwand und Regieren und Vorbereiten unnütz verpufftes Pulver gewesen sei. Irma schrieb ihrer Schwiegermutter jeden Tag einige Zeilen. In ihren Worten war mehr als bloße Klugheit. Es war ein fast merkwürdiges Vorgefühl darin für den Ernst und die Aufgaben des Lebens. Frau von Arnberg wußte es wohl, daß wahrhaft intelligente Menschen plötzlich wie sehend werden können, wenn ein schweres Ereignis in ihrer Nähe sie aus ihrer Unbekümmertheit reißt. Und so faßte sie das gute Zutrauen, daß Irma nicht nur ihr noch eine wahre Tochter werden, sondern auch Heinz Philipp in jeder Weise fördern könne.

Oft wollten die schweren Erschütterungen ihres Gemüts sich in Weichheit auflösen. So hart war der Tag ihres Lebens gewesen. Wollte der Abend milde

werden? Der Gedanke rührte sie ... Aber sie nahm sich wieder eisern zusammen.

Alles hing an diesem Einen, der so kurz, so schnell und unter Schmerzen atmete, von Gefahren noch umlauert, auf seinem Lager schwach darniederlag.

Starb er, zerbrach alles — alles ...

Rührte er sich nicht? Nein, er schien zu schlafen.

Wie bleich er war. Und wie das den ganzen Charakter dieses Hauptes veränderte.

Nun erst sah man den Adel der Züge, die Schönheit der Stirn.

Seltsam, dachte Frau von Arnberg, daß ein leidender Mann noch ergreifender wirkt als ein leidendes Weib. Vielleicht ist es das Schauspiel zerbrochener Kraft, das so erschüttert.

In solchen rastlos bewegten Gedanken saß die Frau hier seit zehn Tagen und Nächten, ganz ohne Empfindung für die Zeit, unermüdet in zäher Widerstandskraft. In ihrem arbeitsamen Leben hatte sie ihre Nerven geschult und sich immer so viel zumuten müssen, daß sie aufrecht bleiben konnte, wenn die Stunde es forderte.

Die Pflegeschwester hatte jedesmal einen förmlichen Kampf zu bestehen, wenn sie Frau von Arnberg zum Ausruhen bewegen wollte.

Auch an diesem Abend sträubte sich Frau von Arnberg, den Platz zu verlassen. Ihre Angst um den Kranken steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, wenn sie ihn nicht sah; in einem merkwürdigen Eifersuchtsgefühl ertrug sie es schwer, daß eine andre Hand als die ihre ihm wohltun könne.

Aber die Pflegeschwester erinnerte sie daran: morgen sei Sonntag, ihre Kinder würden kommen und sollten doch eine leidlich frische Mutter finden — keine, in deren Zügen sie mit Sorge die Spuren vieler durchwachter Nächte fänden.

Ja, ja, das würde sie ängstigen, besonders Hardy — die arme Hardy ...

Und Frau von Arnberg verbrachte endlich einmal gehorsam eine ganze Nacht im Bett.

Zu einem kurzen Besuch nur wollten ihre Kinder morgen kommen. Man durfte doch schließlich nicht Herrn von Prüttwitz' Haus zu einem förmlichen Feldlager der Arnbergs machen. Heinz Philipp hatte geschrieben, er würde ein Auto mieten und mit Hardy und Irma sich etwa eine halbe Stunde aufhalten.

Gut, daß ich sie nicht allein sehe, fühlte die Mutter. Sie fürchtete Hardys Fragen. Sie wollte Dieters Wunsch gehorchen; die Tochter zu belügen, fiel ihr aber sehr schwer. Hardy hatte doch, ebenso wie sie selbst, fürchten müssen, daß der Vorfall im Münchower Park zwischen den beiden Männern noch einen Ehrenhandel nach sich ziehen werde; sie hatte doch mit eigenen Ohren Dieters Worte gehört: „Sie werden mir Rechenschaft geben" — sie mußte wissen, was das sagen wollte, was das zeitigen mußte zwischen Männern von Ehre.

Sie fragte in verzweifelten Briefen an: „Mutter, ist es wahr, kann es wahr sein, das ‚Jagdunglück'?" Und die Mutter konnte nichts tun, als an diesen Fragen vorbeihören.

Der Sonntagmorgen kam mit rauschenden Stürmen und prasselnden Regengüssen. Welkes Laub jagte durch die Luft, und eine große, leidenschaftliche Traurigkeit war in der Natur. Das alte Wieschenburger Herrenhaus sah beinahe trübselig aus in dieser Stimmung. Und die riesengroßen Kastanien, die mit ihren Ästen über der immer feuchten Zufahrtsallee ineinandergriffen, schüttelten ihre Wipfel. Der große Herbstlärm, der mit Brausen und Krachen, mit Heulen und Klatschen herumtobte, wurde für ein paar Minuten fast noch übertrumpft vom dumpfen Rattern des Autos. Eine Erscheinung von düsterer Unförmigkeit, von einem phantastisch vermummten Lenker geführt, huschte es heran und hielt vor der Tür.

Herr von Prüttwitz, so fürchterlich ihm all diese Störungen auch vielleicht sein mochten, war viel zu sehr Kavalier, um Heinz Philipp und Hardy nicht mit der größten Verbindlichkeit — deren feierlich-finstere Färbung er freilich nicht ahnte — zu begrüßen.

Nachher sagte er zum Doktor Barthelmann: „Der Oberleutnant ist ein feiner Kerl. Zwar zu tipp topp für meinen Geschmack. Aber Haltung. Und sagt einem doch 'n verständiges Wort. Während die Alte ... na ... Die Braut wär' übrigens auch mein Genre. Donnerwetter, die hat Rasse. Aber die Schwester ...“

Er schwieg einen Moment. Aus diskreten Gedanken heraus. Denn obschon kein Name genannt worden war bei den ganzen Verhandlungen, die dem Duell voraufgegangen, konnte Prüttwitz es sich doch an den Fingern abzählen, daß diese Eberhardine es gewesen sei, um derentwillen man sich schoß.

Nach der Pause schloß er dann seine Kritik: „Sie sieht der Mutter ähnlich. Alles, was da scharf ist, ins Liebliche, ins Anmutige gemildert. Sehr vornehm. Geb' ich zu. Aber die bloße Ähnlichkeit mit der Mutter wär' mein Hindernis.“

Er konnte nun mal die Frau nicht leiden. Frauen, die keine Tränen hatten, waren ihm zu unnatürlich und zu verdächtig. Die konnten kein Herz haben.

Und gerade während er das lang und breit mit Barthelmann erörterte, hielten Hardy und ihre Mutter sich in fester Umarmung aneinander und suchten ihr heißes Aufweinen zu bemeistern.

Heinz Philipp stand gerührt und Irma ein wenig befangen dabei. Auch sie hatte vielleicht nicht erwartet, daß ihre Schwiegermutter einer weichen Erschütterung so fähig sei. Außerdem war sie von einem Gefühl der Fremdheit etwas benommen. Sie empfand sich als das neue, noch nicht mit den andern verwachsene Familienmitglied.

Aber es schien fast, als habe Frau von Arnberg diese zögernde, unfreie Haltung der sonst so sichern Irma gespürt. Sie ließ von Hardy und streckte ihre Arme der Braut des Sohnes entgegen. Irma wurde rot. Und in der Verlegenheit, die die Keuschheit der spöttischen Weltkinder ist, umschloß nun auch sie ihre Schwiegermutter herzlich. Und dann fand Irma sich selbst wieder und konnte sich auch hier geben, wie sie sich zwischen ihren eigenen Verwandten schon lange

gab: als eine Arnberg, der die Angelegenheiten dieser Familie über alle andern gehen.

Man saß zusammen, noch aufgeregt vom Wiedersehen, Hardy Hand in Hand mit ihrer Mutter. Aber man besprach doch nun im Zusammenhange Dieters Befinden.

Es schien hoffnungsvoll. Gottlob. Noch vier, fünf Tage, und dann würde man sehen ... Ginge es zum Guten, so konnte er in ungefähr sechs Wochen ganz hergestellt sein.

Er phantasierte noch zuweilen, abends, wenn seine Temperatur stieg. Vom Fieber und von den erlittenen Blutverlusten war er schwach; fast unwahrscheinlich war es, den starken Mann, mit seinen breiten Schultern und dem blonden Bart auf dem weißen Nachthemd, so daliegen zu sehen.

Aber er war vormittags doch ganz fieberfrei. Auch heute. Und er wußte, daß Heinz Philipp und seine Braut und daß Hardy kommen wollten. Er hatte schon vor drei Tagen geflüstert: „Kommen Ihre Kinder nie?"

„Sonntag — ja, Sonntag wollen sie kommen," antwortete ihm Frau von Arnberg.

Und da bat er: „Ich will sie sehen."

Sie verstand wohl, daß es eigentlich hieß: Ich will Hardy sehen.

„Wir sollen zu ihm?" fragte nun Hardy zitternd.

Wenn doch Heinz Philipp und seine Braut nicht hier säßen! Die Frage, die Hardy auf der Seele brannte, konnte sie vor keinem Zeugen tun. Sie wollte, sie mußte wissen: War es wirklich ein Jagdunglück? Was war es? Was war es?

Frau von Arnberg drückte Hardy ermutigend die Hand.

„Und deine Eltern, liebe Irma," begann sie freundlich, „deine Eltern haben so liebenswürdig begriffen, daß von einer lauten großen Hochzeitsfeier keine Rede sein konnte unter diesen Umständen. Danke ihnen innig in meinem Namen. Eure Lage ist ja schwer. Zwei Tage vor der Hochzeit noch zum Warten verurteilt zu werden."

„Es verstand sich von selbst. Wie hätten wir heiraten und abreisen können, während Dieter sich in Lebensgefahr befindet. Meine Eltern natürlich sind im Augenblick konsterniert — wie über alles, was so ihre Gemütlichkeit umwirft. Sie können es immer schwer begreifen, wenn es nicht nach dem Programm geht. Der Aufschub meiner Heirat ist aber gegenwärtig ihre kleinste Sorge."

Hardy wußte schon, wovon gleich die Rede sein würde. Im Auto hatte sie Heinz Philipp und Irma unerschöpflich über alles reden hören ... Sie stand plötzlich auf.

Ihr schien, als müßten ihre Empfindungen sich wie von selbst auf die Mutter übertragen, wenn sie Hand in Hand mit ihr sitzen bliebe.

Sie trat an das Fenster und sah hinaus. Auf dem Hof prasselte der Regen nieder in großen, raschen Tropfen. Drüben im Rundbogen der offenen Scheunentür lehnte faul ein Knecht an dem rechten Pfosten. Seine blauen Hemdärmel bildeten muntere Farbenpunkte vor dem Schwarz des Toreingangs. Er guckte in das eilige Rauschen hinein mit der gelassenen Miene eines, von dem aus es so lange regnen kann, wie es will, denn die Arbeit pressiert nicht.

Hardy war es, als sei ihr ganzer Kopf erfüllt von dem monotonen Geräusch des starken Regens. Und doch hörte sie jedes Wort, das im Zimmer gesprochen ward.

„Haben denn deine Eltern noch andre Störungen?" fragte die Mutter mit mehr erzwungenem als wirklichem Interesse. Denn eigentlich konnte sie jetzt für nichts in der Welt Anteilnahme aufbringen, was nicht mit dem Kranken zusammenhing.

Und nun erzählte Irma. Hardy konnte nicht wissen, wie klug abgewogen und gefärbt dieser Bericht war.

Irma hatte ja keine Ahnung davon, daß Dieter an Doralinens Seite Zeuge jener verhängnisvollen Selbstvergessenheit Vorwins gewesen war. Deshalb bestand für sie eigentlich kein Grund, sich besondere Gedanken über das „Jagdunglück" zu machen. Aber sie wußte, daß in der Stadt die allertollsten Klatschereien im Um-

lauf waren. Ihre sehr gewitzigte Phantasie und ihre Klugheit machten sich wohl ein Bild von allerlei Möglichkeiten. Indessen verschwieg sie das Heinz Philipp gegenüber völlig. Sie konnte wirklich, was Doraline keinem Menschen zutraute: schweigen! Sie glaubte auch, daß weder ihre Schwiegermutter noch Heinz Philipp oder Hardy je irgend etwas von den Klatschereien erfahren würden. Wie sollten sie! Sie hatten keine Beziehungen zur Gesellschaft der Stadt und waren die Betroffenen; die bleiben meist ahnungslos. —

Und so erzählte sie alles, wie sie es vor ihrer neuen Familie und in deren Interesse sehen wollte.

„Kaum mag ich davon sprechen," sagte Irma, „es geniert mich fast vor euch, daß sich in meiner Familie Unbegreiflichkeiten zutragen. Denke dir, Mama: Doraline ist in das Elternhaus zurückgekehrt, und Borwin ist abgereist. Ich glaube, aus Rücksicht auf meine bevorstehende Hochzeit hätten sie sich noch ein paar Tage bezwungen. Aber im Moment, fast als es bekannt wurde, daß wir sie aufschieben müßten, haben diese beiden sich nicht länger beherrschen können. Es scheint, sie hassen sich jetzt fast ebenso leidenschaftlich, wie sie sich eine kurze Zeit liebten."

„Und — und ..."

„Ja, und Doraline will sich durchaus scheiden lassen. Papa bildet sich noch ein, es sei nur so ein vorübergehender Streit. Mama kann solchen ‚Kinderkram', wie sie sagt, nicht fassen und bereut, daß sie die Heirat überhaupt erlaubt habe, da doch Doraline noch so unreif gewesen sei. Sie befiehlt Doraline alle Tage mit der größten Energie, Vernunft anzunehmen. Natürlich hilft es gar nichts. Doraline sucht förmlich einen Triumph darin. Kein Beweis, daß sie Borwin hasse, scheint ihr stark genug."

„Ich glaube," sagte Heinz Philipp sehr erfahren dazwischen, „das ist so 'ne Art mißverstandener Liebe. Das kommt vor. Man sollte Doraline hindern, sich scheiden zu lassen. Es wird sie später reuen."

„Kann sein," meinte Irma, „aber hindern läßt sie

sich nicht. Dazu ist sie zu temperamentvoll. Und alle Leute wissen es schon. Wie ein Lauffeuer ist es herum. Solche Öffentlichkeit treibt auch vorwärts. Vorwins Mutter läuft von Haus zu Haus, um schon vorweg die Parteinahme unsrer Kreise für ihren Sohn zu erringen. Ja, wer hätte das gedacht, das alles ist nur Strohfeuer gewesen ..."

Heinz Philipp drückte ihr verstohlen die Hand, als wollte er sagen: und wir beide finden uns jeden Tag näher zusammen.

Frau von Arnberg fühlte, sie müsse etwas sagen. Unbefangene Teilnahme an den Kümmernissen zeigen, die Irmas Eltern zu erdulden hatten.

„Es ist nicht das erstemal, daß man von der raschen Vergänglichkeit solcher übermäßigen Verliebtheiten hört," sagte sie, „wie tun mir deine Eltern leid."

Hardy hörte es: ganz nervös klang die Stimme ihrer Mutter, tonlos, mühsam ...

Gegen ihren Willen wandte sie sich — ihr Blick suchte doch den der Mutter ... Und sie fand, daß auch die Mutter den ihren suchte ...

Sie sahen sich an ... stumm fragten sie einander: Was denkst du? Was fühlst du? Was hoffst du?

Und zugleich war in ihnen eine Furcht, daß diese Fragen zwischen ihnen je laute Worte finden könnten.

Frau von Arnberg erhob sich. Sie fühlte: dies Gespräch konnten sie und Hardy nicht ertragen. Es mußte abgeschnitten werden. —

„Ich glaube," sprach sie, „Dieter wartet ..."

Nun entstand die Frage, ob Irma schon heute mit an das Krankenbett treten oder mit ihrem Besuch noch warten solle, bis Dieter sich mehr erholt habe. Irma selbst fand es taktvoller, zu warten, und so verblieb sie denn unten, wo sich alsbald Herr von Prüttwitz zu ihr gesellte.

Da dieses schöne Mädchen, wie er glaubte, unmöglich sehr betrübt über Dieters Krankheit sein konnte, zog wie eine Wandeldekoration wieder der kühne Lebemannsausdruck auf seinem Gesicht herauf, und er machte Irma stark den Hof. Sie erwies sich als Diplo-

matin, indem sie es gern hinzunehmen schien, und vertrat die Familie von Arnberg dadurch, daß sie Herrn von Prüttwitz mit Dank und Teilnahme überhäufte für alles, was er und sein Haus an Dieter taten. Das gefiel ihm so wohl, daß er nachher zu Barthelmann sagte, das verständigste und liebenswürdigste Familienglied der jüngeren Arnbergschen Linie sei Irma Nottbeck.

Frau von Arnberg stieg mit ihren Kindern treppan. Sie schwiegen. Heinz Philipp nahm eine sehr ernste Haltung an, halb aus der Gewohnheit heraus, sich immer die angemessenste Miene zu geben, halb in der echten Erregung und Sorge um den verehrten Kranken und sehr gespannt darauf, ob sich dessen Züge zum Guten oder zum Schlechten verändert hätten.

Mutter und Tochter hatten solchen Tumult von Gefühlen in sich zu bekämpfen, daß sie gar nicht imstande gewesen wären, miteinander zu sprechen.

Die Frau wagte nicht, über das nachzudenken, was in Hardys Gemüt vorgehen mußte ... Aber wie betäubt und verwirrt Hardy auch sein mochte durch die Wendung in Vorwins Leben — die Mutter wußte: ihr Kind hielt sich immer tapfer, und ein unbefangenes, liebes Lächeln für den Kranken würde sie aufbringen. Und sie würde es auch verstehen, vor ihm ihre Ahnung der Wahrheit zu verstecken.

So, in beklemmtem, fast feierlichem Schweigen kamen sie bis an die vergilbte weiße Lacktür in der grauen Wand des kahlen Korridors, dessen Estrich zwischen dem Bohlenbelag weite Ritzen zeigte. Heinz Philipp und Hardy warteten, während die Mutter drinnen nachsah, ob es der rechte Augenblick für den Besuch sei.

Hardy zitterte so sehr, daß sie die flache Hand gegen die graue Wand legte, um sich zu stützen.

Und nun öffnete die Mutter ganz geräuschlos die Tür. So seltsam lächelte das bleiche Frauengesicht — fast verlegen — erzwungen und doch weich, wie im Kampf gegen eine aufwallende Rührung.

Leise traten sie ein. Hardy zuerst. Daß hinter ihr der Bruder folgte, spürte sie nicht. Sie merkte auch

nichts von der Anwesenheit einer weiblichen Gestalt, die still an dem mittleren der drei Fenster stand — einer Gestalt im schwarzen Kleide mit großer weißer Schürze und einem Häubchen, das wie ein glattes, steifes Leinendiadem auf den Haarscheiteln saß.

Hardy vergaß auch die Gegenwart der Mutter. Einen allgemeinen unklaren Eindruck hatte sie von einem sehr großen, viereckigen, merkwürdig leer wirkenden Zimmer und einem gewaltigen runden Tisch in der Mitte.

Und dort an der Wand, am Kopfende mit einem alten, verschossenen, grünseidenen Bettschirm umstellt, so daß das Fensterlicht etwas ferngehalten ward, ein Lager ...

Und darauf lag ein Mann — war es nicht ein ganz fremder Mann? Zwar ließ die weiche, leichte, dunkelgrüne Decke wohl erraten, daß eine mächtige Gestalt sich unter ihr hinstreckte. Und das war der große blonde Bart Herrn Dieters — auf dem weißen Leinen lag das Haar — das alles gab so seltsame strenge, assyrische Linien — mit den auf der Decke geradehin ruhenden Armen ... Aber war er es wirklich selbst? Der hohe, breite, gutmütige, heitere Herr Dieter in all der unbekümmerten Gesundheit seiner Erscheinung und seines Wesens?

Hardy kam näher — mit schweren Füßen ging sie — ganz benommen war sie von dem verzweifelten Vorsatz und Wunsch, ein herzliches, zuversichtliches, unbefangenes Lächeln aufbringen zu wollen.

Aber in dem fassungslosen, seltsamen Erstaunen, das in ihr emporwuchs, vergaß sie das erzwungene Lächeln ...

Sie starrte den blassen Mann an, der da lag — sein neues Gesicht — all das Stolze — Ernste — Tiefe darauf — das nun unverhüllt leuchtete — unverhüllt von den Nüchternheiten des Alltags — das sich so klar darstellte, in jener Klarheit, die die Nähe des Todes gibt ...

Eine Befangenheit ohnegleichen drückte sie nieder. Ihr war, als belausche sie eine Seele — als begehe

sie eine beschämende Zudringlichkeit. Als sei es ein unerlaubtes Wagnis, dieses ernste Dulderhaupt so anzusehen.

Nun traf ihr erstaunender Blick die blauen Augen ...

Und sie wurde so rot, daß ihr schien, als füllten sich ihre Augen — vielleicht waren es Tränen.

Denn plötzlich war das stolze Haupt auf dem weißen Kissen nicht mehr deutlich zu erkennen ...

Aber sie hielt schon die Hand, die sich ihr mit leiser Bewegung entgegengestreckt, fest mit ihren beiden Händen umschlossen. Und sie mußte sich mit ihrer letzten Kraft bezwingen, nicht an dem Bett niederzuknieen und diese Hand zu küssen.

Herr Dieter lächelte. Ein tröstendes und zuversichtliches Lächeln war es.

Er sah, seine Hand zwischen Hardys Fingern lassend, herzlich zu ihrer Mutter auf, die daneben stand.

„Sie," sprach er, und seine Augen machten dies „Sie" zu einem zärtlichen Wort, „sie paßt auf — läßt mich nicht sterben."

„Nein — nein ...", rief die Frau leidenschaftlich. Die eisernen Reifen zersprangen, ihre Haltung zerbrach. Und in diesem starken Ruf sprach sich alles aus: ihr heißer Wille und Glaube, dem Tod den Sieg streitig machen zu können; ihr Jubel, daß der geliebte Kranke ihre Hingebung und ihre Wachsamkeit verstehe.

Ihr war, als entsühne sie das ... erlöse sie von dem letzten qualvollen Gedanken an die dunkeln Wünsche von einst ...

Sie brach in Tränen aus — wie damals, als dieser Mann die Last der Not von ihrem harten Leben nahm.

⊕ ⊕ ⊕

Nun liefen die Monate hintereinander her. Jeder schien nur den einzigen Zweck zu haben, seinem Vorgänger dem Inhalt nach zu gleichen. Nichts unterschied sie fast voneinander wie die Stimmung, in die Wind und Wetter sie hüllten.

Durch die Morgenfrühe wanderte Hardy täglich aufs Amt. Oktoberstürme peitschten ihr den Regen

ins Gesicht, und an umbrausten Straßenecken kämpfte sie sich in den flatternden Falten ihres Kleides vorwärts. In stillen Novembernebeln, die rauh die Luft erfüllten, fröstelte sie und hatte das Gefühl, als legten ihr weiße Geisterhände nasse Tücher um die Schultern. Mühsam ging sie durch den Winterschnee, der in den Nächten emsig und dick auf die Straßen gefallen war; die Bürgersteige hallten wider von den hellen Eisenklängen der Schaufeln und Hacken, mit denen für spätere Gänger der Weg freigeräumt wurde. Die Tauwasser des März drangen in die Überschuhe ihres schreitenden Fußes und säumten ihr den Rand ihres Kleides naß.

Dann schien der helle und warme Telephonsaal fast so etwas wie Behagen in sich zu bergen.

Die Arbeit hatte ihr ewig gleiches Gesicht. Einen Tag wie den andern vollzog sie sich in nie wechselnder Form. Horchend und wachsam, Augen- und Gehörnerven immer gespannt zu rascher Leistungsfähigkeit, saßen die uniformierten Frauen mit den schwarzen Bandagen um das Haar und den grotesken Auswüchsen an den Ohren. Und die tausend- und abertausendfache Meldung: „Hier Amt!" floß zu einem diskreten, endlosen Tongeraun zusammen — es war, als dämpften all die Instrumente eines Riesenorchesters ihren Klang, um einen lang, langgesponnenen Pianosatz auszuführen.

Hardy hatte in all diesen Monaten ein ganz eigenartiges seelisches Verhältnis zu ihrem Beruf. Sie sehnte sich nach diesem weiten Saal, den die gedrückten Geräusche pausenlos füllten; sie wurde ruhig, wenn vor ihren wachsamen Blicken die stillen kleinen Signallichter erglühten und hinloschen. Sie fühlte sich von sich selbst befreit, wenn sie als Sklavin unsichtbarer Tyrannen auf die körperlosen Stimmen horchte — diese wunderbaren Stimmen, die nicht auf natürliche Weise, von Schallwellen getragen, durch die Luft zu ihr kamen — die den Hexenweg der modernen Technik nahmen, um sich ihr vernehmbar zu machen.

Die Härte gerade dieser Arbeit, die aus Menschen denkende Maschinen macht, wurde ihr zur Wohltat.

Sie fühlte sich einem märchenhaften Betrieb eingeordnet, der mit seinen ungeheuren Drahthänden millionenfache Fragmente des Lebens zusammenpackte und ihnen ein einziges, großes Wort aufprägte.

Und dies Wort „Verkehr“ wurde ihr fast zum Symbol des Lebens.

Die Hast, die Verwirrung, die Not, das dringliche Fragen des einzelnen, seine Tränen, sein Zorn, seine Ungeduld, seine Freude — alles klang kurz auf und verklang ... Die Lichter loschen hin, neue glühten auf — rastlos jagte das Leben weiter.

Ihr war, als nähme das sich rasend drehende Rad des Verkehrs auch ihre eigene Verwirrung und ihre eigenen Kämpfe mit auf und wirble alles davon, daß nichts blieb wie ein betäubtes Nachschauen. Und das große, stille Wundern: das habe ich erlebt — ich?

Alle vierzehn Tage aber kamen Stunden, die ihr bewiesen, daß sie noch mitten drin stand in den Erlebnissen, die ihr so ferne, phantastische Träume schienen, wenn sie im Berufe war.

Dann fuhr sie zu ihrer Mutter hinaus. Anstatt des alten, hochrädrigen, hart arbeitenden Jagdwagens mit den grauen Tuchpolstern kutschierte Lübbers nun eine neue, leichte Viktoria, unter deren Verdeck man bei Sturm und Regen sicher saß. Manchmal hielt auch ein Schlitten an der Bahn, ein simpler Bauernschlitten, mit einem wahren Strohlager auf seinem Boden. Und dann schien es, als wache sogar in Lübbers noch Temperament auf, und die Braunen liefen, als seien sie von Lebensfreude befeuert. Das tat wohl! Die weißen Felder sausten vorbei, dick stand der Wald — er sah aus, als bestehe er nicht aus beschneiten Tannen, sondern als sei er eine Wolkenbank, die sich lang hingestreckt auf das Gelände niedergelassen habe. Aus dem Schutze der entlaubten Knicke raste zuweilen ein entsetzter Hase heraus und stob davon.

Aber wenn Wagen oder Schlitten sich dem Ziele näherte, wandelte sich die erfrischende Wohltat der Fahrt in Unruhe.

Hardy fragte sich oft: Ängstige ich mich vor meiner Mutter? Ängstige ich mich vor Dieter?

Sie wußte es nicht. Sie wußte nur: ihr Herz klopfte, als gehe sie großen Verantwortungen oder großen Aufregungen entgegen, vielleicht großen Leiden.

Und doch spürte sie, sobald diese Ankunftssensation überwunden war, daß man ihr nur wohltun wollte und gar nichts andres.

Niemals sprach ihre Mutter zu ihr von den Dingen, die am Horizont ihres Lebens standen, und von denen man noch nicht wußte: kamen sie wieder nahe heran, oder blieben sie dort, als ein erstaunliches Schauspiel und Phänomen für die betroffenen Zuschauer.

Dabei mußte Hardy als sicher annehmen, daß ihre Mutter so genau wie sie selbst aus Irmas Briefen davon unterrichtet war, daß die Scheidung Vorwins von Doraline ihren raschen Gang nahm.

Vorwin Eggsdorf war seit seiner damaligen jähen Abreise nicht wieder zurückgekehrt; er nahm die Geschäfte seines Hauses von London aus wahr. Irma schrieb, die Rechtsanwälte hätten dazu geraten. Auf diese Weise könne gegen Vorwin wegen „böswilligen Verlassens“ geklagt werden. Sobald die Scheidung ausgesprochen sein würde, wollte er zurückkehren. Dann dachte Doraline mit ihren Eltern eine Auslandsreise von mindestens einem Jahre zu machen. Weiter hinaus in die Zukunft brauchte man nicht zu denken. Das Leben brachte ja stets Überraschungen, das sehe man wohl an dem unglaublichen Verlauf und Ende dieser kurzen Ehe.

Aus der Tatsache, daß Irma ihr dies alles mit den unbefangensten Worten mitteilte, schloß Hardy, daß ihr Bruder und ihre Schwägerin ganz ahnungslos in betreff der eigentlichen Zusammenhänge geblieben seien ...

Mit keinem Worte streifte die Mutter diese Sache, auch nicht unter vier Augen, mit ihr. Das war eine Erleichterung. Und während Hardy das Schweigen so dankbar empfand, verzehrte sie sich doch in dem Wunsche, zu wissen: Was denkt Mutter? Was glaubt sie? Was hält sie für möglich?

Dieter hingegen, seit langem wieder ganz der frühere, nach sehr, nach erstaunlich mühsamer Genesung, von ernster Kraft und frischer Lebenssicherheit getragene Mann, Dieter sprach oft und sehr ausführlich mit ihr von der Vergangenheit. Nur von ihr — nie von der Zukunft und ihren Möglichkeiten. Aber die Vergangenheit hatte er gleichsam mit in Besitz genommen. Er hatte Hardy daran gewöhnt, sie offen mit laut gesprochenen Worten vor ihm und mit ihm immer wieder zu durchdenken.

Es schien, daß er nie daran ermüdete, die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe zu hören, und daß sie sich nie daran ersättigte, ihm davon zu erzählen. Und ganz merkwürdig war es, wie sie dabei sich immer freier fühlte, alles klarer und ferner sah. Und doch entzog er ihr gerade den Halt, an dem sie sich damals erhoben hatte. Er blieb dabei, sie habe sich an dem schönen Wort: „Ich verzeihe dir!“ nur berauscht. So wie sie das damals empfunden habe, gäbe es gar keine Verzeihung.

„Wir Menschen machen uns immer schrecklich viel vor,“ sagte er, „dahinter mußte selbst ein so einfacher Mensch wie ich allmählich kommen. Wir sollten doch mehr die Natur angucken, von ihr lernen. Ja, glauben Sie denn, wenn die Bäume zu denken vermöchten, daß sie es dem Herbst verzeihen könnten, daß er ihnen die Blätter raubte? Sie würden um ihr verlorenes Laub weinen, bis sie das verlorene vergessen, weil ihnen neues sprießt? Meinen Sie denn, daß das bei uns Menschen anders zugeht? Solange man noch weint, verzeiht man nicht, und anstatt zu sagen: ich verzeihe, sollte man lieber sprechen: ich liebe noch.“

Und dann fragte sich Hardy: Liebe ich ihn noch?

Und voll Verzweiflung über den wunderlich unklaren, schweren, zerquälten Zustand ihres Gemütes ersehnte sie sich irgendein Zeichen, einen offenbarenden Blitz. Aber sie wußte wohl: dergleichen fällt einem nicht vom Himmel. In hartem Kampf mit sich selbst muß man zur Klarheit zu kommen suchen.

Sonntagvormittags gingen sie zusammen spazieren.

Und das war bald, obgleich die Mutter ihrem Fortgang zusah, wie eine Art Heimlichkeit. Was sie da zusammen sprachen und in welchen Stimmungen sie oft lange miteinander schwiegen, davon berichteten sie nach ihrer Heimkehr nichts.

Wenn gelegentlich das Wetter zu schlecht war und man durchaus nicht hinausgehen konnte, litten beide in einer Ungeduld, die sie kaum verstecken konnten.

Hardy war dann schwer enttäuscht. Sie fühlte: diese Gespräche helfen mir so. Sie wußte nicht in welcher Art. Aber es war kein richtiger Sonntag gewesen, wenn es nicht zum Spaziergang kam.

Bei ihren Besuchen auf Münchow konnte Hardy sich auch niemals genug über die Herzlichkeit wundern, die sich zwischen Dieter Arnberg und ihrer Mutter herausgebildet hatte. Hardy wußte ganz gut: ihre Mutter war ein schwerverständlicher Mensch, sie war auch früher im Regiment nicht beliebt gewesen. Später lebte man ja sehr einsiedlerisch, aber auch die wenigen Menschen, mit denen die Mutter dann im Getriebe des Alltagslebens zusammenstieß, wurden nie von ihr gewonnen. Ihre Züge hatte das herbe Dasein zu sehr geschärft, leidenschaftlich und bitter war sie und nicht immer gefaßt. Um ihren echten Stolz und ihre heiße Opferfähigkeit, ihren zähen Mut und ihre brennende Hingebungsfähigkeit zu erraten, dazu gehörte Nähe und Liebe ...

Hardy erinnerte sich wohl, daß Dieter schon vor seiner langen, schweren Krankheit sich voll zutraulicher Güte an ihre Mutter geschlossen hatte. Als ob er ihr Wesen erkenne und verstehe; als ob seine Milde und Rücksicht all die Plage ihres Lebens wieder gutmachen wolle. Dann pflegte die Mutter ihn; mehr als zwei Monate umgab sie ihn mit unerhörter Wachsamkeit, nahm ihre letzten Kräfte zusammen, die ihr der vieljährige Daseinskampf gelassen, um sie für ihn dahinzugeben.

Das hatte ihn wohl erschüttert und gerührt.

Wie ein Sohn betrug er sich zu ihr — respektvoll und zärtlich ...

Hardy ahnte, daß dies ein großes, versöhnendes Glück für ihre Mutter bedeutete.

Einmal versuchte Hardy, die Mutter nach den näheren Umständen des „Jagdunglücks“ zu fragen. Ausweichend antwortete sie: „Laß das ruhen. Ich selbst kann dir nichts Genaues erzählen. Du weißt, ich vertrug mich nicht mit Prüttwitz, und er hat mir keine ausführliche Beschreibung gegeben. Ich mag auch gar nicht mehr davon hören. Noch immer ist mir, als hätte ich selbst nicht weiterleben können, wäre er uns genommen ...“

Da schwieg Hardy. Aber immer und immer wieder umkreisten ihre Gedanken die für sie im Dunkeln lauernde Frage: War es um meinetwillen? ...

Nein, dachte sie, es soll, es kann, es darf nicht um meinetwillen gewesen sein. ...

So war nun ihr Leben wunderlich zweigeteilt. In den Stunden mit Dieter und der Mutter begriff sie, daß sie noch mitten darin stand in den heißen Kämpfen, und daß ihr Herz noch nicht zum Frieden gekommen sei.

Und am andern Morgen nahm sie alle ihre geistige und körperliche Energie zusammen; sie warf sich ihrem Berufe förmlich entgegen — es war wie eine Flucht nach vorwärts, mit der man die Feigheit betäubt, mit der man sich zum Kampfe zwingt.

Wenn sie dann in der blauen Litewka mit dem schwarzen Band um den Kopf und den Fernhörern an den Ohren dasaß, kaum unterscheidbar von ihren Kameradinnen, die dem flüchtigen Blicke wie die zwanzigfache Wiederholung eines Modells erschienen — wenn sie das Geraun der Halbgeräusche vernahm, die den großen Saal füllten — wenn sie mit rastlosen Fingern die Verbindungsstifte in die Mauslöcher des Vielfachumschalters steckte und das Aufglänzen der winzigen runden Signallichtlein erwartete, dann kam so etwas über sie wie ein Klosterfriede — eine stumpfe, unfruchtbare Ergebenheit und ein Verlöschen aller Jugend ... Eine gute Verborgenheit war das, hier ungesehen am sausenden Riesenrade des Verkehrs zu

sitzen und seine rasenden Schwingungen fördern zu helfen.

Aber eines Tages erfuhr sie, daß diese Verborgenheit nur in ihrer Einbildung bestanden hatte.

Ihre Stellung zu ihren Genossinnen war nach ihrer Meinung immer die gleiche geblieben. In freundlicher Haltung suchte sie für sich zu bleiben. Der schwärmerischen Ergebenheit der blonden Anna Behrens hatte sie sich nicht entziehen können, und sie empfand auch eine wirkliche Dankbarkeit für die etwas plumpe, aber ehrliche Liebe des robusten Mädchens.

Daß einige ihrer Kameradinnen sie oft neugierig und zudringlich ansahen, daß die hochmütige Marie Heinrichs, die nie vergessen konnte, daß ihr Vater mal ein großer Mann in der Stadt gewesen war, sie völlig schnitt, kam Hardy gar nicht zum Bewußtsein.

Wohl aber bemerkte sie, daß Anna Behrens seit einiger Zeit viel gepflegter aussah, daß der Frühlingshut, der angeschafft werden mußte, sehr einfach ausfiel, daß zugleich mit dieser äußeren Wandlung eine stillere, fast stolze Haltung über das Mädchen kam.

Hardy wußte: das waren nicht die Resultate ihrer erzieherischen Winke. Die hatten wohl etwas, aber nicht so augenfällig gefruchtet. Da mußte ein Mann im Spiele sein. Aber sie wollte nicht fragen ...

Ostern stand vor der Tür, und alle Menschen nahmen die leichtlebige Miene an, die den Gedanken an nahende Ferien und Festtage verrät. Anna Behrens sprach oft mit bedeutungsvollen Seufzern vom ersten Ostertag, als könne man sich gelegentlich seiner eines Ereignisses versehen, davon sich niemand etwas träumen lasse.

Der Dienstag in der Palmwoche kam. Es war ein sonniger Apriltag, durch dessen herbklare Luft ein fröhlicher Wind blies. Und an diesem von Frühlingsfreudigkeiten beschwingten Tage nun bat Anna Behrens am Schlusse der Amtsstunde Hardy um einen gemeinsamen Spaziergang. Hardy war abgespannt wie immer nach dem langen, gesammelten Aufmerken, das alle Kopfnerven so in Anspruch nahm.

Aber sie mochte nicht nein sagen. Und Anna

Behrens schob ihren Arm in den Hardys und gab die Wegrichtung an — unwillkürlich, wie es energische Menschen zu tun pflegen, wenn sie im Schreiten sprechen.

Es ging auf die Anlagen zu, unter allerlei gleichgültigen Gesprächen. Die gußeiserne, hochgewölbte, schmale Brücke, die den Stadtgraben überschlug, klang nun wider vom Schritt ihrer Füße. Rechts drüben vor der Taxushecke gleißte die Bronzebüste des Herrn Engelmann auf dem Porphyrunterbau. Sein Gesicht war so glanzvoll, als sei es mit Fett eingerieben, und gerade auf der Nase brannte ein Reflexlicht — es sah aus, als flimmere da ein Brillant inmitten eines Strahlenkreises.

„Da wollen wir uns hinsetzen," sagte Anna Behrens.

„Nein — bitte nicht — es ist da — ja — es ist mir da zu heiß in meiner Winterjacke," stotterte Hardy heraus.

„Warum ziehen Sie nichts Dünneres an?"

„Sommerjackett ist mir noch zu gefährlich."

„Herrjes — Sie werden sich doch noch 'n Frühlingsmantel leisten können — wer so viel reiche Verwandte hat!"

„Das Geld meiner reichen Verwandten ist nicht mein Geld."

„Arnberg, Sie sind 'n unbegreiflicher Mensch. Auch zum Beispiel in Ihrem Verhalten zu mir. Ist Ihnen nie was an mir aufgefallen in der letzten Zeit?" fragte Anna Behrens und schwenkte nach links ab, wo es ebenso sonnig war wie am Engelmanndenkmal. Aber Hardy schien es hier nicht lästig zu empfinden.

„Gewiß. Ich sah, daß Sie verändert im Wesen sind. Aber ich mochte nicht indiskret sein und fragen."

„Gott — wo wir s o intim stehen! Das hätten Sie dreist können. Na, denn los: ich verlobe mich ersten Ostertag."

Sie standen nun still vor einer Hyazinthenrabatte, die sich vor einem von springenden Blattknospen grüngesprenkelten Gebüsch hinzog. Hardy zeigte sich freudig überrascht, und die wirklich herzliche Teilnahme,

die sie für das gute Mädchen empfand, gab ihr die rechten Worte, ihr Glück zu wünschen.

„Ach," sagte Anna Behrens in einem sehr erkennbaren Gemisch von Zufriedenheit wider Willen und sentimentaler Enttäuschung, „das hat man sich alles ja mal anders gedacht. Poetischer. Großartiger. Es ist ein Witwer mit Kind. Das ist ja 'ne niedliche kleine Deern, und ich mag Kinder schrecklich gern leiden. Er hat auch ein sehr anständiges Vermögen und ein gutes Geschäft. Meine Eltern sind riesig glücklich. Aber ich hätte es wohl mögen, daß es romantisch zugegangen wäre — so wie bei Ihnen."

„Bei mir? ... Bei mir?" fragte Hardy.

„Gott, na ja. Sie denken nun vielleicht, ich bin ‚indiskret', wie Sie vorhin sagten. Aber im Gegenteil: kolossal diskret bin ich gewesen. Ich weiß doch all die Geschichten schon so lange. Und wenn es mich auch gewurmt hat, daß Sie mir nichts anvertrauten, hab' ich Ihnen gegenüber doch nie einen Muck getan, und den andern gegenüber hab' ich Sie immer riesig in Schutz genommen. Das trauen Sie mir wohl von selbst zu. Wo wir doch s o intim stehen ..."

„Geschichten?" fragte Hardy verstört, „von mir Geschichten? ..."

„Ach," sprach Anna Behrens begeistert, „das ist doch noch was! Wenn zwei sich um ein Mädchen schießen! Und einer sich scheiden läßt, um die Geliebte heiraten zu können!"

So bleich, so entsetzt stierte Hardy sie an, daß Anna Behrens tief erschrak.

„Wer sagt das?" fragte Hardy.

„Die g a n z e Stadt! Die einen sagen, Ihr Bruder habe sich mit Borwin Eggsdorf geschossen, der gleich danach abgereist sei; die andern sagen, daß es ein andrer Arnberg gewesen ist, denn Ihr Bruder habe heil und gesund zwei oder drei Wochen nachher geheiratet. Sogar die Polizei soll sich um das Gerücht gekümmert haben, hat aber nichts 'rausgekriegt ..."

„Woher — woher wissen die Menschen ..."

„Ich hab's von meiner Stiefmutter. Unser Nach-

bar, der Lohndiener, der in den ersten Häusern der Stadt bei Gesellschaften das Servieren leitet, hat's ihr erzählt. So 'n Mann hört ja immer, was die Herrschaften klatschen, die er bedient ..."

Anna Behrens hätte noch viel mehr sagen können. Nämlich, daß erzählt wurde, Herr von Arnberg habe mit der Pistole in der Hand von Eggsdorf das Wort verlangt, daß er Hardy heiraten und ihre Ehre wieder herstellen werde. Aber dies zu berichten, davon hielt sie doch ein Ansatz von Taktgefühl ab. Sie hatte sich auch verschworen, daß das gelogen sein müsse, denn bei Hardy Arnberg gäbe es keine Ehre wieder herzustellen, da die kein Mädchen sei, überhaupt jemals ihrer Ehre was zu vergeben. Romantisch, beneidenswert romantisch sei das wohl alles. Aber was Schlechtes sei nicht dabei. Dafür verbürgte sie sich und tat, als sei sie ganz eingeweiht, und sagte immer, „wo ich so intim mit Arnberg bin, werd' ich das doch wohl wissen!"

Nun sah sie, daß Hardy fast ohnmächtig wurde und auf die Bank neben dem bunten, starkriechenden Beet förmlich hinsank und vor sich hinstierte.

„Gott — Arnberg — wenn ich ahne, daß Sie sich was draus machen ... dann beiß ich mir ja lieber die Zunge ab, eh' ich was sage. Nu seien Sie bloß couragiert, was liegt denn dran, daß die Leute klatschen. Nachher, wenn Sie erst unter Dach und Fach sind in der reichen Ehe, mit einem Mann, der Sie so liebt — na, da bücken sich die gleichen Menschen ja doch vor Ihnen, die nu 's Maul aufreißen."

Das hörte Hardy, sie verstand auch jedes Wort, hörte auch all die vielen, langen Beruhigungsreden noch, in denen Anna Behrens sich reuevoll erging. Sie dachte immerfort: Schwieg sie doch, schwieg sie doch ... Ihr war nachher, als habe sie stundenlang diese gutmütige, eifrige Stimme zu ertragen gehabt.

Als sie schon lange wieder allein in ihrer stillen, von lachendem Sonnenschein erfüllten Stube einsam saß, war ihr immer noch, als rede ihr jemand die furchtbaren Dinge vor ...

Nun wußte sie es: um ihretwillen hatte Dieter geblutet und so lange mit dem Tode gerungen.

Nun wußte sie es: ihr leidvolles Lieben und Scheiden mit Borwin war auf dem Markt ausgestellt, und rohe Hände wiesen darauf hin wie auf ein Kirmesbild: hier ist zu sehen die Geschichte eines Herzens . . .

Sie vergaß ganz, daß die meisten dieser Menschen, die sich in fahrlässigen, unterhaltenden, platten, niedrigen Reden mit ihren Erlebnissen beschäftigten, sie selbst von Angesicht gar nicht kannten. Ihr war es, als könne sie nicht mehr über die Straße gehen, ohne daß man einander mit den Ellbogen stieß und sagte: „Das ist sie . . . Sie, um derentwillen Herr Dieter von Arnberg beinahe starb und Borwin Eggsdorf seine junge Frau verließ . . .“

Plötzlich, als sie lange, lange in verzweifelter Stummheit gesessen, schluchzte sie auf.

„Hab' ich denn Schuld? Welche? Nein, keine, keine . . .“

Förmlich von einer Selbstgeißlungssucht befallen, suchte sie, wie und womit sie sich denn beladen könne . . .

„Vielleicht,“ sagte sie sich fiebernd, „wenn ich bei dem Wiedersehen meine Erregung fester in mich verschloß, würde er nicht gewagt haben, sich zu erinnern . . .“

Und hatte er denn Schuld? Ein trauriges Wunder hatte ihr seine Liebe genommen. Ein neues Wunder die Liebe ihr wieder zugewendet. Oder war das alles so geworden, weil er nicht verstand, sich selbst stark zu bewachen . . .

Und indem sie ihre Gedanken zerquälte an den bizarren Rätseln der Liebe und den grotesken Unsicherheiten all der Beziehungen von Herz zu Herz, von Blut zu Blut, fiel ihr jäh eine Erinnerung dazwischen: Wenn alle Menschen davon sprechen, weiß es auch Irma . . . Irma, ja, gewiß. Ob auch Heinz Philipp?

Ostern wollten die beiden kommen. Hardy hatte eine kleine, blasse Vorfreude gehabt. Natürlich würde das junge Paar bei Irmas Eltern wohnen, wohin Hardy nicht gehen konnte, weil ja Doraline dort

wohnte. Es war Hardy niemals aufgefallen, daß Rottbecks gar keine Notiz von ihr mehr nahmen. Aber nun, nun hatte das plötzlich einen furchtbaren Sinn. Rottbecks sahen in ihr wohl die, die das Eheglück ihrer Tochter zerstört habe.

Ich muß mit Irma sprechen — ohne Zeugen, dachte Hardy wie gehetzt, ich muß doch wissen, was meines Bruders Frau denkt und weiß...

So freundlich schrieb Irma immer. Mit einer etwas programmäßigen Pünktlichkeit, jeden Monat zweimal. Die Briefe waren ausführlich und ließen Hardy an den Erlebnissen der jungen Ehe in schicklicher Weise teilnehmen.

Heinz Philipp und Irma schienen sehr glücklich, auf eine etwas verständige, nüchterne Art. Aber das Glück hat ja hunderttausend verschiedene Gesichter — wenn es nur jeden so anlacht, wie er sich das Lächeln ausgemalt hat.

Am ersten Ostertage, wenn Hardy auf Münchow war, wollte das junge Paar auch hinauskommen und die Mutter und Dieter sehen, der nie auf Münchow fehlte, wenn Hardy frei hatte. Und daß sie hofften, auch einmal bei Hardy vorsprechen zu können, hatte Irma auch geschrieben... Sehr freundlich war das alles... Aber nun begriff Hardy es erst: es schob sie doch ganz fort von Irmas Elternhaus... Hardy vergaß, daß sie früher dort stets abgesagt habe und gezeigt, sie wolle für sich bleiben. Sie fühlte nur dies eine: Verfemt — verfemt...

Sie schrieb an Irma. Die Zeilen sollten Irma gleich bei der Ankunft im Elternhause treffen:

„Liebe Irma! Ich muß Dich wichtig und allein sprechen. Ich flehe Dich an, komme zu mir. Ich habe Gründonnerstag von zwei bis fünf keinen Dienst. Deine Hardy.“

Wie schlich der Mittwoch. Wie wurde die Nacht bis zum Donnerstag lang. Und diesmal wurde der Dienst nicht zum narkotischen Mittel, das die eigenen Gedanken einschläfert...

Hardy ging mittags sehr langsam nach Hause.

Damit mir das Warten nicht zu lange wird! dachte sie. Vor jeder Minute fürchtete sie sich ...

Als sie ihre Stubentür öffnete, erschrak sie.

„Ach —," sagte sie nur, „ach — —"

Irma war schon da. Nicht mehr so schön und frisch wie vor einigen Monaten und nicht mehr so schlank. Aber sie strahlte in Wichtigkeit und Selbstbewußtsein, in ihrer Eitelkeit durch die vorübergehenden Entstellungen nicht im mindesten betrübt.

„Irma — Irma!" stammelte Hardy und umarmte ihre Schwägerin.

„Ich wollte dir und eurer Mutter es nicht brieflich, sondern mündlich sagen. Wir sind sehr stolz, das kannst du dir denken. Ich habe schon zu meinem Manne gesagt: wenn es ein Junge wird, muß Papa uns ein Gut kaufen, damit auch die jüngere Linie Arnberg zu befestigtem Grundbesitze kommt."

Hardy dachte an die tumultuarische Freude, an das grenzenlose Glück ihrer Mutter. Und daß sie vielleicht mit Irma nichts Aufregendes sprechen dürfe. Und wie häßlich ihre eigenen Leiden in diese schöne Stimmung der Ihren hineinschrillten.

„Du wolltest etwas von mir?" fragte Irma und setzte sich würdevoll. Sie war ja nun vollends überlegen geworden in ihrem Benehmen.

„Ach, Irma — ich wage es nicht — es sind so peinvolle Dinge ..."

„Ich rege mich nicht leicht auf. Das weißt du ja. Also nur los."

Sich zutraulich und zärtlich neben die junge Frau setzen, das konnte Hardy nicht. Dazu lud nichts in Irmas Wesen ein. Aber es war beinahe, als könne man so aufrichtig zu ihr sein wie zu einem geschickten Advokaten, dem man vertraut.

Hardy erzählte alles, was ihr Anna Behrens gesagt hatte.

Sie saß Irma gegenüber: sie hatten das Nähtischchen am Fenster zwischen sich. Im hellsten Lichte des Fensters waren sie, und Hardy konnte jede Miene der andern bewachen.

Keinerlei Ärger oder Schreck zeigte sich in Irmas Zügen. Nichts stand in ihrem Gesichte zu lesen als ein sachlich kühles Interesse.

„Alle diese Redereien," begann sie dann, „sind mir seit langer Zeit bekannt. Ich verachte jeden Klatsch. Er ist eine soziale Krankheit der Gegenwart. Nur wenige, sehr Hochgebildete oder sehr Vorsichtige, halten sich von ihm frei."

„Man kann leicht den Klatsch verachten, der andre betrifft," sprach Hardy.

„Meinetwegen kann man von mir sagen, ich hätte silberne Löffel gestohlen," fuhr Irma voll kalter Gelassenheit fort. „Ich habe es mir damals gleich gedacht, daß das Jagdunglück Dieters kein Jagdunglück war, sondern irgendwie mit Vorwins Benehmen dir gegenüber zusammenhing. Aber ich will dir was sagen: nie habe ich von meinem Wissen der Dinge, soweit Doraline zu mir gesprochen hatte, nie von dem Klatsch über dich, nie von dem Geflüster über ein Duell zu Heinz Philipp auch nur ein Wort gesagt. Menschen wie er, die so sehr auf Äußerlichkeiten halten, sind in ihren Beziehungen zur Welt leicht irritiert, wenn sie denken, man beschäftigt sich mit ihren Familienangelegenheiten. Ich dachte mir: er wird die allerrichtigste Haltung bewahren, wenn er ahnungslos bleibt."

Hardy sah die junge Frau ganz benommen an.

„Irma," sprach sie, „du bist klug ..."

„Nun, ich hoffe, ich habe den Verstand auf dem rechten Fleck," meinte die junge Frau selbstzufrieden. „Ich hab' es in der Familie und bei Frau Eggsdorf und in unsrem ganzen Kreise nur zu oft beobachtet: alles wird schlimmer und verworrener und unreparierbarer, weil alle zuviel durcheinander davon sprechen und sich mitteilen."

„Unreparierbarer? ... Meinst du ... daß sonst vielleicht deine Schwester ... und er ..."

„Ach nein. Die Scheidung ist perfekt. Doraline kommt sich großartig tragisch vor. Ich kenne ja Doraline: leidenschaftlich und dumm! Das ist eine hilflose Mischung. Da können sonst noch eine Fülle von netten,

lieben Eigenschaften dabei sein — es hilft nichts: solche Menschen verderben sich doch alles. Doraline wird sich trösten und im Trost bald eine neue Quelle zu stürmischen Erlebnissen finden."

Irma machte eine Pause, sah mit ihren hellen, klugen Augen Hardy sehr scharf an und gab dann eine weitere Probe ihrer verständigen Art.

„Ich will, da du dich mir anvertraust, noch offener sein. Von mir aus, das wiederhole ich, hätte ich nie mit dem leisesten Wort verraten, daß ich etwas von den Geschichten weiß. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von Borwin erhalten. Er schreibt, daß er gutes Zuvertrauen zu meiner objektiven Haltung habe, da ich als deine Schwägerin und Doralinens Schwester mitten zwischen den Parteien stehe und er mich auch als gerecht kenne. Er liebe dich und hoffe, sich nun um dich bewerben zu dürfen, denn du seiest damals nicht im Zorn, sondern verzeihend von ihm geschieden. Da ihm all die Klatschereien durch seine Mutter stets eifrigst nach London gemeldet worden seien, fühle er es als Pflicht, rascher, als es die Rücksicht auf Doraline wohl gestatte, dir seine Hand anzubieten. Ferner weiß er, daß wir die Hoffnung hegten, dich als Dieters Gattin zu sehen, und er nimmt an, daß entweder Dieter sich wegen der Geschichten von dir zurückzog, oder daß du Dieter nicht wolltest, weil du noch immer ihn liebst. So zwinge Gefühl und Ehre ihn, sein Leben und seine Zukunft dir anheimzugeben. Er bat mich, ihm irgendwie bei der Wiederannäherung an dich dienlich zu sein. Sei es, indem ich ihm eine Begegnung mit dir ermögliche oder dir seine Wünsche andeute. Er scheint es durchaus für taktvoller zu halten, zu dir gewissermaßen geführt von einem Familienmitgliede zu kommen. Wogegen man ja nichts sagen kann."

„Was hast du geantwortet?" fragte Hardy mit weißen Lippen und fast unhörbar, aber doch nicht ohne Bestreben, sich beherrscht zu halten ...

„Ich habe ihm geschrieben, daß ich es ablehnen müsse, mich in die Angelegenheit zu mischen. Ich habe

ihm erzählt, daß ich meinem Manne, dir und eurer Mutter gegenüber ganz ahnungslos täte. Nichts konnte ja taktvoller, bequemer für alle und klüger sein als eine solche geheuchelte Ahnungslosigkeit — scheint mir wenigstens. Ich habe ihm geraten: wende dich an Hardys Mutter! Nicht wahr, das war doch richtig? Und dann habe ich ihm noch geschrieben, auch wenn er zum zweitenmal mein Schwager würde, sollte er auf meine freundschaftliche Haltung rechnen."

Nun fragt sie — nun fragt sie, dachte Hardy zitternd: Liebst du ihn noch? Willst du sein Weib werden? — Und es kam Hardy so vor, als riefen tausend Stimmen es ihr fragend zu.

Aber niemand erhob hier seine Stimme. Irma saß schweigend. Sie war zu klug, zu beherrscht, um diese Frage zu tun, die sie doch mit sehr starkem Interesse bedachte.

Und als sie fühlte, daß Hardy nicht sprechen konnte oder wollte, stand sie auf — gut berechnet, nach einer schicklichen Pause, die wie Schonung wirkte. Ihr Verstand ersetzte völlig die Kräfte, die sonst das Herz findet. Sie tat wohl ...

Das spürte Hardy doch, in all ihrer Verwirrung.

„Ich danke dir," murmelte sie, „oh — so sehr danke ich dir ..."

Irma umarmte sie und gab ihr einen Kuß auf die Stirn — weil sie empfand, daß der Augenblick eine zärtliche Geste von ihr forderte.

„Beruhige dich, liebe Hardy," sprach sie warmen und beinahe mütterlichen Tones, „du bist nun auf die Frage vorbereitet, die an dich herantreten wird. Du wirst entscheiden, wie du mußt."

Und dieses letzte Wort hallte unaufhörlich in Hardy wider ... wie ich m u ß?

Wer weiß, was er m u ß? Wer ist klar über sich und sein Leben? fühlte sie.

Und ihr war, als wisse sie es nicht. Die Erinnerung an das schöne Wort, das sie ihm einst in jener furchtbaren Stunde gesagt, kam und wollte sie verpflichten.

Schien es nicht, als leite er daraus Rechte an ihr Herz her; hänge gerade an dies Wort seine Hoffnung?

War es nicht wie ein Gelübde gewesen? Und nun trat er vor sie hin und forderte, daß sie es durch die Hingabe ihres ganzen Lebens bestätige?

Denn Verzeihung ist doch nicht wie ein Geschenk, das man zurücknehmen darf, wenn man erkennt, es ward übereilt gegeben?

Sie fragte sich: könnte ich es ihm noch einmal sagen? In dem gleichen Mitleid und mit der gleichen Hingabe?

Nein — nein — wenn ich wahrhaft verzieh — dann müßt' ich auch heute noch freudigen Glauben haben — hätte keine Wunden und Demütigungen gespürt — wer verzeiht, läßt sich treten. — Nichts wäre mir entglitten von meinem Wissen über mich selbst — es gäbe keine Zweifel...

Jetzt schien ihr: sie habe es mehr für sich als für ihn gesagt — das Wort half ihr damals selbst in jener harten Zeit. Ihr Herz konnte nicht hassen. Ihr Stolz durfte nicht bitten. Und als sie sagte: „Ich verzeihe dir," hatte sie eigentlich gemeint: „Ich liebe dich dennoch."

Sie war sich nicht bewußt, daß sie jetzt mit Dieters Gedanken dachte, daß all die vielen Gespräche mit ihm gewesen waren wie Gespräche an einem Grabe...

Und nun war auf einmal wieder alles Leben voll Anspruch und neuem Kampf? Was zu Ende gewesen war, sollte wieder beginnen? Zu Tode Gequältes sollte noch einmal so viel Kraft gewinnen, zu lachen in Frische und Glück? Was aus Himmelshöhen langsam hinabgesunken war in den Staub, sollte sich wieder erheben können?

Nein, dachte sie müde, immerfort nur nein — nein...

Aber vielleicht muß ich! dachte sie dann weiter. Vielleicht ist es wie eine Pflicht! Gegen ihn und mich und die Welt! Und wenn ich es nicht in heißem, freudigem Glauben kann, sollte ich es vielleicht aus Klugheit tun. Ich sehe doch an Irma, was Klugheit

kann — sogar zum sichern Glück kann man mit ihr kommen ...

Wenn ich es doch mit Dieter besprechen könnte! Natürlich muß ich es mit ihm besprechen, fühlte sie. Wie ein Bruder hatte er sich zu ihr gestellt. Und als er glaubte, er müsse für ihre Ehre eintreten, hatte er fast sein Leben verloren. Und niemals ließ er sie es noch fühlen, daß es einst eine Zeit gegeben hatte, wo er anders als brüderlich für sie empfand — damals, als er noch nichts von der Vergangenheit wußte; — dies Wissen hatte alles, alles in ihm verwandelt — natürlich — aber es war doch tröstlich, mit ihm sprechen zu können ...

Vielleicht sagte er wie Irma: entscheide dich, wie du mußt.

Käme doch eine Gewißheit vom Himmel gefallen wie ein Blitz und zeigte mir, was ich muß, dachte Hardy ...

Schwer und langsam zog der Karfreitag vorbei. Wie eine Trauerprozession, mit trüben, gedämpften Bewegungen. Die Gehaltenheit des Tages trat selbst auf dem Amt in Erscheinung. Viele von den Kolleginnen waren beurlaubt. Alle Geschäfte ruhten, auch der Privatverkehr schien nur ein spärliches Leben zu fristen. Die wenigen Beamtinnen ermüdeten fast an der Schläfrigkeit der Bewegung. Sie waren es gewohnt, gehetzt zu werden, sich von der Eile betäuben zu lassen, daß sie erschlafften, weil das rasende Rad sie nicht mit sich fortwirbelte.

Und niemals, seit Hardy ihren Beruf ausübte, hatte sie die Verbindungsstifte so häufig falsch in die kleinen Löcher des Vielfachumschalters gesteckt wie an diesem bleiernen Tage. Der zornige Ruf: „Falsch verbunden!“ klang mehr als einmal an ihr Ohr, und mit einem bittern Lächeln dachte sie, das Publikum wird sich noch beschweren — — hier sitzt eine Maschine, die nicht genug Maschine ist ...

Draußen, die Welt, war in die Melancholie eines still sickernden Regens gehüllt, der lau und stetig vom zinnfarbenen Himmel herabkam.

Keine Note der Energie heute — weder in der Arbeit noch in der Natur.

Auch der Ostersonnabend putzte sich nicht in Vorfreude mit Frühlingssonnenschein heraus. Düster und lautlos lag die Erde und sog noch den überreichlichen Regentrunk ein, der gestern die Schollen übergossen. Wie eine weiße, runde Milchglasscheibe, strahlenlos und doch von beizender Helle, stand die Sonne am Himmel, dessen Grau sich langsam zu schattieren und in feines Gewölk zu zerteilen begann.

So war das Angesicht der Landschaft: wie das einer Mißhandelten, die noch nicht die Tränen getrocknet hat und noch nicht wieder zu lächeln vermag.

Unter der gedrückten Stille des Tages litt Hardy, weil die Naturstimmung zu ihrer eigenen in so völligem Gegensatze stand. In einer unerhörten Aufregung und Ungeduld fuhr sie dem Wiedersehen mit der Mutter entgegen.

Wußte sie schon? Hatte Borwin ihr schon geschrieben? Hatte er vielleicht gar gewagt, selbst vor sie hinzutreten, um sich ihre Verzeihung und ihre Einwilligung zu erobern?

Was würde die Mutter ihr raten? Vielleicht gar befehlen?

Sie haßte Borwin. Das wußte Hardy ja gewiß. Aber sie kannte auch ihre Mutter und hielt es für möglich, daß sie, unlogisch, herrisch, in Begier nach einem Triumph oder im zähen Gedanken an die Unsterblichkeit von Hardys Liebe zu Borwin, ihr sagen würde: „Du mußt nun sein Weib werden."

Der Wagen fuhr an der weißen Gitterpforte zwischen den Pappeln vor.

Leer lagen die Wege und Plätze vor dem Hause, auf dem Rasen stand der Überrest einer versiegenden Wasserlache. In den geschorenen Lindenwipfeln vor dem Hause hockten zwei Raben. Nun flatterten sie wichtig mit den Flügeln, hoben sich und flogen mit durchdringendem Geschrei davon.

Hardy erschrak darüber, als habe man ihr eine Drohung zugerufen. Sie dachte: Werde ich krank? So nervös bin ich ...

Wo blieb das Gesicht der Mutter, die doch sonst voll liebender Ungeduld hinter dem Fenster wartete und aussah?

Wie schrill klang die Hausglocke ...

Aber nun war es, als sei mit einem Male die unerträgliche Spannung gemildert ...

Kaum, daß sie den Flur betrat, war die Mutter da. Und hinter ihr noch jemand.

Sie verbarg ihr Gesicht an der Schulter der Mutter und dachte verzweifelt: Ich will nicht weinen.

Sie erriet es auf der Stelle: die Mutter wußte schon, was zur Entscheidung stand. Ein so schwerer, harter Ernst war in ihrem Gesicht — das sah Hardy gleich ...

Aber Herr Dieter ließ die Frauen nicht in dieser stummen Erschütterung, in der sie sich aneinanderklammerten ...

Wohlgelaunt und unbefangen tat er und sprach allerlei davon, daß er eigentlich Fräulein Hardy von der Station habe holen wollen, daß aber der Inspektor mit einem langen Zettel gekommen sei, und daß Anliegen eins bis Anliegen sieben inklusive hätten durchgesprochen werden müssen. Anliegen acht und so weiter könnten warten.

Dabei war in seinen blauen Augen ein scharfer, durchdringender Blick, den ließ er nicht von Hardys Gesicht, als wolle er lesen, was sich daraus erraten ließe.

Dann saßen sie in der Stube um den Vespertisch, den Fräulein Krull wieder übermäßig beladen hatte. Und Herr Dieter neckte sie und sagte, sie müsse eine Anstalt übernehmen, wo Ernährungskuren gemacht würden. Sie waltete in ihrem breitgestreiften Kattunkleide so übersorglich um den Tisch, bis Herr Dieter sie hinauslobte. Man wußte es: sie zog sich nicht früher zurück, bis man ihren Köchinnenehrgeiz recht zärtlich gestreichelt und gefüttert hatte.

Und als die Tür sich hinter der gestreiften Dame schloß, fiel von ihnen dies ganze Gebaren ab, in dem sie getan, als sei heute ein Tag wie andere Tage

auch, voll harmlosem Behagen am Laufe der kleinen Dinge.

Sie suchten nicht einmal nach einem Übergange.

Herr Dieter stand auf. Frau von Arnberg sah ihn fragend an. Er nickte.

Hardy fühlte: diese stumme Frage, dies starke, ermutigende Zunicken handelte von ihr, von ihrem Leben, das zur Entscheidung stand.

Sie erhob sich, fühlte, als könne sie kaum stehen, und hielt sich mit ihren beiden Händen an die Lehne ihres Stuhles.

„Mein Kind,“ begann Frau von Arnberg mit sehr unsicherer Stimme. Sie suchte in ihrer Tasche — mühsam nur fanden ihre Finger den Brief. Und doch war nichts in der Tasche als nur er ...

„Mein Kind ...“, sie stockte zum zweitenmal. Aber dann siegte ihre Energie über ihre Schwäche, und wie hundertmal in ihrem Leben, war sie bereit, sich in das Schicksal trotzig zu fügen — aber eben doch zu fügen ...

Hardys Blicke hingen an den Lippen der Mutter ...

„Mein Kind, ich habe einen Brief bekommen ... von Borwin.“

„Ich weiß es!“ sprach Hardy tonlos.

Herr Dieter bewegte sich. Wie im Schreck.

Er wechselte einen raschen Blick mit der Mutter. Sie dachten zugleich: hat er sich schon mit ihr verständigt?

Und noch herber ward der Ausdruck im Gesichte der Mutter ... „Du weißt? Von ihm selbst?“ fragte sie — ruhig wollte sie fragen — und es klang doch feindselig.

„Von Irma. Er hatte Irmas Vermittlung erbeten. Sie lehnte es ab.“

„Ah — ganz Irma!“ sprach Herr Dieter zufrieden dazwischen, und Frau von Arnberg nickte wieder — ja, das gefiel ihr auch.

„Wieso es kam, daß Irma mir doch davon sprach, ist ja gleichgültig. Sie sprach aber nicht als Botin,“ sagte Hardy.

Frau von Arnberg hielt mit ihren kalten Fingern immer den Brief fest.

„Ehe ich dir den Brief gebe, will ich dir sagen, daß ich als Mutter mich in deine Entschließung zufrieden füge, wie sie auch falle.“

„Mutter!“ rief Hardy.

Das tat äußerste Liebe — das konnte nur eine Mutter sagen — „ich bin zufrieden, auch wenn du mir den Mann als Sohn gibst, gegen den sich mein Herz wehrt.“

Frau von Arnberg kam mit Anstrengung aus ihrer Sofaecke heraus. Nun stand sie da, groß und mager, in ihrem scharfen Gesicht einen wahrhaft königlichen Ausdruck.

„Lies!“ sprach sie kurz.

Hardy nahm den Brief. Es war, als wolle die Mutter nicht mit ansehen, wie nun all die beschwörenden, reuevollen Worte von dem toten Papier sich erheben würden, um gegen Hardys Herz anzustürmen, eine Armee mit den tausend Waffen der Erinnerungen.

Sie trat ans Fenster — starrte hinaus in die steifen, breiten Querstreifen der beschnittenen Lindenwipfel, die durchsprenkelt waren von smaragdgrünem Knospenwerk. Starrte hinüber zum grauen Himmel, vor dem sich die braunglänzenden, von winzigen Blättchen schon durchflimmerten Pappeln abhoben.

Hardy stand mitten im Zimmer und sah auf den Brief in ihrer Hand.

Da trat Dieter an sie heran. Er griff in seine Brusttasche. Holte da sein Buch heraus, dessen Lederumschlag sich dick wölbte von dem vielen Inhalt an Zetteln und Briefen.

„Hardy,“ sagte er ein bißchen hastig, während er die Tasche auf den Tisch legte und sie auseinanderschlug, „Hardy, ich hab' Ihnen auch einmal geschrieben ...“

Er nahm ein zusammengefaltetes Blatt aus einer besondern Tasche des moirierten braunen Futters....

Nun stand er vor Hardy.

„Vielleicht — ehe Sie das da lesen, Hardy — viel-

leicht — oder auch nachher — lesen Sie mal, was ich Ihnen schrieb ..."

Er reichte ihr das Blatt ... Sie nahm es ... darüber fiel Borwins Brief zur Erde. Aber sie sahen es nicht — denn sie sahen nur einander in die Augen.

Und die blauen Augen befahlen den andern ...

Hardy fühlte sich ganz und gar unter seinem Willen stehend. Sie konnte nicht anders, sie mußte das Blatt entfalten, das er ihr gegeben hatte ...

In tiefster Verwunderung sah sie ... Benommen von einem unerhörten Erstaunen ...

Was war denn dies für ein Blatt?

Da stand ja nichts — fast nichts stand ja darauf geschrieben? ... Was sollte das bedeuten?

Auf dem ganzen, großen weißen Bogen ziemlich oben nur dies:

„Wieschenburg, d. 17. September 1904".

Und dann noch etwas ...:

„Liebe Hardy!"

Mit wahren Riesenbuchstaben, weiter nichts als:

„Liebe Hardy!"

Sie starrte auf dies merkwürdige Blatt. Lange, lange.

Und diese paar Buchstaben fingen an, sich zu vermehren — tausend wurden sie. Und formten sich zu heißen, treuen, tiefen Worten von heiliger Schlichtheit, wie sie nur ein Herz von Gold und ein Mann von Eisen finden kann. Sie erzählten es ihr, daß seine Seele an nichts gedacht hatte als an sie, in jenen Stunden, da er bereit war, um ihretwillen zu sterben.

Sie hob den tränenschweren Blick. Und sah in seine Augen. Darin war ein sicheres Warten ... so, als sei er des Erfolges seiner schriftlichen Beredsamkeit gewiß. So, als wisse er, daß ihr diese Handvoll Buchstaben da alles, alles, alles von seinem Herzen mitgeteilt hätten ...

„Den 17. September," sprach sie leise, in zitternder Scheu vor diesem Datum und an das, woran es mahnte, „Wieschenburg, den 17. September ..."

„Ach nein," sagte er, wie verbessernd und als käme

nichts auf diesen Ort und dieses Datum an, als sei das nur zufällig. Und er wiederholte das wichtigste, das für ihn allein sprechende Wort — —

„Liebe Hardy!"

Er sagte es in einem unbeschreiblichen Ausdruck — fast vorsichtig, wie man ein Heiligtum nennt...

Und er sah sie an — gerührt — lächelnd — in vollkommener Sicherheit — und streckte ihr seine beiden Hände entgegen.

Und da mußte sie genau das tun, was er sich in jener Mondscheinnacht ausgedacht hatte, das geschehen solle: Unter heißen Tränen lachend fiel sie ihm um den Hals.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 285 565 6



